WIDENER LIBRARY
HX IIYN E
Digitized by Google

coll. cplt. ct ag.
KD 4625
FA 14.2

Harvard College Library

VE RI TAS
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG

BOUGHT FROM
THE GIFT OF THE
SATURDAY CLUB
OF
BOSTON

Digitized by Google

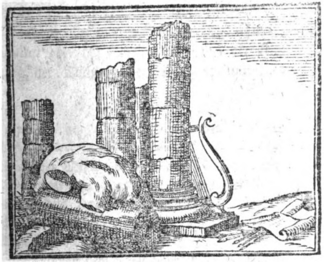
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

61

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Ein und sechzigsten Bandes Erstes Stück.

Aus der Bibliothek von Joseph Kürschner

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung, 1798.

Digitized by Google

FA 14.2

HARVARD COLLEGE
JUN 6 1911
LIBRARY.

Gift of
The Saturday Club

Digitized by Google

I.

Ueber Platon's Verbannung der Dichter aus seiner Republik, und seine Urtheile von der Poesie überhaupt, von Karl Morgenstern *).

Eins der berühmtesten oder vielmehr berüchtigtsten Paradoxa, die man in Platon's Republik gefunden hat oder hat finden wollen, ist die Verbannung der Dichter aus seinem vollkommenen

Staat.

*) Hr. Hofrath Wieland foderte den Verfasser der *Commentatt. tres de Platonis Republica* im N. Teutschen Merkur vom J. 1795. I. B. S. 271. bey Gelegenheit eines dort mitgetheilten Fragments aus jenem Buche mit seiner gewöhnlichen ermunternden Nachsicht auf, die ganze Arbeit auch Deutsch zu liefern. Der Verf. hoffte wenigstens dem Theil, worin er die Platonischen Paradoxa über die Dichter aus mehrern und richtigeren Gesichtspuncten, als es gemeinhin zu geschehn pflegt, zu betrachten suchte, in der Form einer deutschen Abhandlung gerade in dieser Zeitschrift nicht am unrechten Ort einen Platz anzuweisen.

Digitized by Google

Staat. Zwar haben schon mehrere, insonderheit Französische Schriftsteller sich Mühe gegeben, seine Gedanken über die Poesie, zumal jene in der Republik darüber ergangenen moralisch-politischen Verordnungen, die beym ersten Anblick auffallend genug sind, in besondern Abhandlungen auseinander zu setzen, zu erläutern, zu prüfen. Da indeß von Allen, so viel ich weiß, keiner die Untersuchung mit hinlänglicher Rücksicht weder auf die veranlassenden Ursachen, von welchen der Philosoph ausging, noch auf die Vernunftgründe und subjectiven Motive, die ihn bey seinen einzelnen Urtheilen bestimmten, angestellt hat: so kann ein Versuch, das letztere zu thun, wohl nicht ganz überflüssig scheinen.

Erster Abschnitt.

I. Platon verweist die Dichter aus seinem vollkommenen Staat. So sagen die, die ihn selbst nicht gelesen haben.

Allein er verweist nicht alle Dichter. Er will nur die Poesie der moralischen Gesetzgebung unterworfen sehn. Daher gestattet er der epischen und dramatischen, und zwar ausdrücklich der tragischen und komischen Muse keinen Eingang *). Denn die berühmtesten Dichter dieser beyden

*) S. Platon's Republik III Buch S. 394 D. 397 D. E. 398 A. X. B. S. 598 D. ff. 606 C.

beyden Gattungen, meint er, wären es vorzüglich, welche moralisch-schädliche Begriffe enthielten *); ja, es lägen schon im Wesen beyder Dichtungsarten Gründe, weßhalb sie zur sittlichen Bildung nichts taugten, weder für den Dichter, da dessen Geist bey der epischen oder dramatischen Darstellung der verschiedenartigsten Charaktere so mannigfaltige Formen annehmen müsse **); noch für den Schauspieler auf der Bühne, noch für den Zuschauer, Zuhörer oder Leser, aus demselben Grunde ***), und aus andern, die weiterhin vorkommen. Die lyrischen Dichter aber werden zugelassen; doch mit der Einschränkung, nichts zu singen, als was sich durch Sittlichkeit empfiehlt: wie z. B. Hymnen auf die Gottheit und Lobgesänge auf verdienstvolle Menschen ****).

C. 607 A. Ich citire nach der Folioausgabe des Henr. Stephanus. Die Republik steht dort im zweyten Bande. Bekanntlich sind die Seitenzahlen dieser Ausgabe auf dem Rande des Zweybrücker Abdrucks bemerkt, so daß man hiernach auch in diesem (Bd. VI. und VII.) die Stellen gleich findet.

*) Vergl. die in den Anmerkk. S. 10 — 13 angef. Stellen.

**) Republik III. B. S. 392 D — 394 C. 394 D — 398 B.

***) Das. III. B. S. 394 D — 397 E.

****) Republi[k] . B. S. 607 A. »Nur Hymnen auf die Götter und Lobgesänge auf preiswür-

II. Um nun die unerhörte Strenge, womit er zwey der vornehmsten Dichtungsarten verbannt, zu rechtfertigen, klagt er die Dichter, und eine Haupt-

würdige Thaten (ἐγκώμια) sind in den Staat aufzunehmen. Nimmst du aber die lieblich bezaubernde Muse des Liedes und des epischen Gedichts auf: so werden Lust und Unlust im Staate herrschen statt des Gesetzes und der Herrscherin, die zu allen Zeiten als die dem Ganzen wohlthätigste anerkannt ist, statt der Vernunft.« Im fünften Buche S. 459 E. erlaubt er auch Hymnen bey der Hochzeitfeyer.

Auch in dem Werke von den Gesetzen verstattet er der lyrischen Poesie den Zutritt (B. VII. S. 801 D. E.), ja dort zum Theil selbst der komischen und tragischen (a. a. O. S. 816 D. E. 817 A — D.); doch so, daß beyde, wie die Dichtkunst überhaupt, durch strenge Gesetze eingeschränkt werden, damit durch sie die Sittlichkeit nicht leide, sodern gewinne. Vergl. die angef. Stellen und S. 801 A — 802 D. 810 B — 811 E.

Uebrigens könnte es befremden, daß bey dieser ganzen Verhandlung der Lehrdichter keine Erwähnung geschieht (weder der damals sogenannten Physiker, des Empedokles, Parmenides u. s. w.; noch der Gnomiker, wie Theognis, rc.), ob die in den Staat aufzunehmen sind, oder nicht. Allein sie sah wohl Platon, wie nach ihm Aristoteles, mehr als Philosophen an.

Hauptgattung der Dichtkunst selbst, vor dem Richterstuhle des Publikums an. Wer diese Anklage ohne temporelle Rücksichten hört, hört sie mit Verwunderung, ja mit Unwillen. Anders, wer das Zeitalter des Philosophen und dessen besondere Absichten im Auge hat. Ehe ich daher seine Vorwürfe durchgehe, muß ich die Umstände berühren, die ihn veranlaßt zu haben scheinen, die liebenswürdigste Kunst wenigstens großen Theils zu verwerfen, und ihre berühmtesten Repräsentanten mit einer so rigoristischen Strenge zu richten.

Daß die ältesten Dichter der Griechen um ihre Zeitgenossen sich hochverdient gemacht hatten, kann kein Vernünftiger läugnen. Auch Platon konnt' es nicht. Sie hatten den wilden Geist der Menschen zuerst gezähmt, das harte Herz für die sanftern Gefühle der Humanität erweicht und mit heiligen Empfindungen der Pflicht und Religion erfüllt.

> Sic honor et nomen divinis vatibus atque
> Carminibus venit *).

Indem sie in der Vorzeit die Großthaten der Väter sangen, oder den Weg des Lebens zeigten, oder die Tugenden und Thaten der Götter und Heroen im hohen Liede feyerten, hatten sie durch den Zauber des ungewohnten Vergnügens, dessen Schöpfer sie waren, und durch den sichtbar wohlthätigen

*) *Horat*. A. P. v. 400.

Einfluß, den sie als ihren Zeitgenossen überlegene Wesen hatten, die horchenden Zuhörer mit Staunen und Bewunderung erfüllt, ja durch den göttlichen Geist, kraft dessen sie redeten, und der (so glaubte man) aus ihnen redete, zur tiefsten Verehrung hingerissen. Ebenso standen sie, auch nachdem Hellas zu einer reifern Cultur fortgeschritten war, noch in so hohem Ansehn, daß man nicht nur in den Schulen zum Unterricht der Jugend ihre Schriften brauchte *), sondern auch in den Unterredungen der Männer auf ihre Aussprüche über moralische Gegenstände sich berief **), als hätten sie in ihren Werken die Moral schon zu einer Vollkommenheit gebracht, die nichts zu wünschen übrig ließe. Ja, in Platon's Zeitalter standen sie sogar in dem Ruf, alle Künste und Wissenschaften ergründet, als **Pansophen** die Kenntniß aller göttlichen und menschlichen Dinge erschöpft zu haben ***). Unter ihnen genoß vor allen **Homeros** des

*) Aristophanes in den Fröschen v. 1054, 1055. nach Brunk's, und Strabo I. B. S. 28. 29. nach Almeloveen's Ausgabe. Auch s. Platon's Gesetze VII. B. S. 810 E.

**) So beruft sich auf das Ansehn des Pindaros Kallikles in Platon's Gorgias S. 484 B. C., auf Simonides Polemarchos im ersten B. der Republik S. 331 D. Vergl. Protagoras S. 347 C — E.

***) Plat. Republ. X B. S. 598 D. ff. Μετὰ τοῦ-

το

des ausgebreitetsten Ruhmes und eines fast heiligen Ansehns. Durch ihn sey Hellas (so rühmten seine glühenden Lobredner) der Barbarey entrissen; man müsse ihn nicht nur auswendig lernen: man müsse das ganze Leben nach seinen Vorschriften ordnen *).

Da demnach die Dichter, — zuvor der Menschheit so nützlich, — jetzt, als das im Uebrigen cultivirtere Zeitalter einer höhern moralischen Ausbildung bedurfte, der Verbreitung jener reinern Moral, welche von Sokrates zuerst öffentlich gelehrt, von seinem geistvollsten Schüler vervollkommnet und befestigt werden sollte, offenbar hinderlich waren; da die Dichter der Verbreitung von Platon's ganzer Philosophie über göttliche und menschliche Dinge mächtig im Wege standen: was war natürlicher, als daß er ihr übergroßes Ansehn zu entkräften, die Meinungen seiner Zeitgenossen über den Zweck und Gebrauch der Dichtkunst zu berichtigen strebte?

το ἐπισκεπτέον τήν τε τραγῳδίαν καὶ τὸν ἡγεμόνα αὐτῆς Ὅμηρον. ἐπειδή τινῶν ἀκούομεν ὅτι οὗτοι πάσας μὲν τέχνας ἐπίστανται, πάντα δὲ τὰ ἀνθρώπεια τὰ πρὸς ἀρετὴν καὶ κακίαν, καὶ τάγε θεῖα κ. τ. λ.

*) Das. S. 606 E. sagt Sokrates, Homer's enthusiastische Bewunderer rühmten, ὡς τὴν Ἑλλάδα πεπαίδευκεν οὗτος ὁ ποιητής, καὶ πρὸς διοίκησίν τε καὶ παιδείαν τῶν ἀνθρωπίνων πραγμάτων ἄξιον ἀναλαβόντι μανθάνειν τε καὶ κατὰ τοῦτον τὸν ποιητὴν πάντα τὸν αὑτοῦ βίον κατασκευασάμενον ζῆν. Vergl. S. 598 E.

III. Aus einem doppelten, von unserm Philosophen selbst angedeuteten Gesichtspunct sind daher alle Raisonnements zu betrachten, womit er in der Republik die Dichter und ihre Kunst bestreitet: mit Hinsicht auf den damaligen Zustand 1) der Moral, und 2) der wissenschaftlichen Erkenntniß überhaupt. Wir fangen mit dem an, was die Sitten betrifft, weil er damit, als der Hauptsache, selbst anhebt.

IV. Erstlich also empfiehlt er die größte Vorsicht beym Lesen der Dichter, weil sie durch sehr viele nicht ganz richtige oder gar durchaus falsche moralische Vorstellungen und Vorschriften die Sittlichkeit untergrüben. Dieß zeigt er im zweyten Buche der Republik, theils durch allgemeine Bemerkungen, verbunden mit einigen Beyspielen, da, wo er seinen Bruder Adeimantos über die verkehrten Moralbegriffe, die damals, durch Dichter verbreitet, herrschten, mit der Wärme eines edeln Enthusiasmus laute Klagen erheben läßt *); theils durch scharfen Tadel der im Homeros und Hesiodos vorkommenden Mythen über das Wesen und die Verehrung der Götter, an der Stelle, wo er über Erziehung und Unterricht Regeln gibt **). Damit aber die Unzweckmäßigkeit jener Mythen desto klärer werde, stellt er zwey Grundsätze gleichsam als Modelle auf, wornach

*) Republ. II. B. S. 362 E — 367 A.

**) Das. S. 377 B — 378 E.

nach die Dichter bey ihren Erzählungen von den Göttern sich richten sollen *). Der erste lautet so: Gott ist nicht die Ursach aller Dinge, sondern nur der guten **); der andere: Niemand soll sagen, Gott verwandle sich, wie ein zaubernder Betrüger, oder verführe uns durch Lügen in Worten oder Werken ***). — Zu Anfange des dritten Buchs geht er wieder mehrere Dichterstellen tadelnd durch, die gewissen Vorschriften widersprechen, welche er selbst gibt. Die leztern sind diese: 1. Man sage den künftigen Wächtern des Staats nur solche Dinge, wodurch sie tapfer werden, und der Todesfurcht, und des Grauens vor dem Hades, und aller unmännlichen Wehklage sich entwöhnen ****). 2. Der Gesezgeber duld' es nicht, daß ein Dichter große Männer, oder wohl gar Götter, in einem unanständigen überlauten Gelächter vorstelle †). 3. Man verabscheue Lügen ††). 4. Der Bürger gehorche den Magistratspersonen, die Magistratsperson wisse sich selbst zu beherrschen †††). 5. Auch solche

*) Τύπους ἐν οἷς δεῖ μυθολογεῖν τοὺς ποιητάς. Republ. II. B. S. 379 A — 383 C.

**) A. a. O. S. 379 A — 380 C.

***) A. a. O. S. 380 D — 383 C.

****) Republ. III. B. S. 386 A — 388 D.

†) A. a. O. S. 388 E. 389 A.

††) A. a. O S. 389 B — D.

†††) A. a. O. S. 389 D. Homerische Stellen, wo dergleichen empfohlen werde, verdienten Billigung; wo das Gegentheil, Verwerfung S. 389 E — 390 D.

solche Dichterstellen sind unzulässig, worin es heißt, die Götter oder berühmte Männer ließen sich durch Geschenke gewinnen und bestechen *), oder worin von den Heroen sonst eine niederträchtige, grausame, ruchlose That erzählt wird **). Nachdem er die vor-

*) A. a. O. S. 390 D. Vergl. S. 408 B. C.

**) A. a. O. S. 391 A — D. Ob Platon die Dichter wegen der Leidenschaften, Fehler und Laster, die sie Göttern oder berühmten Männern zuschreiben, allenthalben mit Recht getadelt habe, oder nicht, überlasse ich Andern im Einzelnen zu prüfen, die übrigens nicht vergessen werden, daß damals das Lesen der Dichter einen Haupttheil des Jugendunterrichts ausmachte, und die aus jenen entlehnten Muster von Lebensklugheit leicht zur Entschuldigung eigner Unsittlichkeit gemißbraucht wurden. Denn psychologisch richtig sagt unser Philosoph von der Jugend (Republ. II. B. S. 377 B.): »Am leichtesten dringt in jenem Alter der Bildsamkeit der Stempel tief ein, den man dem Gemüthe einprägen will. Sollten wir also wohl unsern jungen Leuten so unbedachtsam erlauben, die ersten, besten, vom Ersten, Besten gedichteten Mythen anzuhören, und in ihre Seelen Meinungen aufzunehmen, die größten Theils das Widerspiel von denen sind, welche sie nach unsrer Ueberzeugung haben müssen?« Vergl. S. 3 8 D. E. und B. III. S. 391 E. »Jedermann wird bey schlechten Hand-

vorhandenen Dichtungen über die Götter, Dämonen, Heroen und über die Unterwelt berichtigt hat, bemerkt er, daß die Poeten auch über die Menschen, und zwar in der allerwichtigsten Angelegenheit, sehr schlecht reden. Denn sie behaupten, viele Ungerechte seyen glückselig, viele Gerechte unglückselig; Ungerechtigkeit, im Verborgenen geübt, nütze dem Ungerechten; Gerechtigkeit dagegen sey zwar Andern vortheilhaft, aber dem Gerechten selbst verderblich *).

Nach Endigung des Gesprächs über das, **was** die Dichter darstellen sollen, ertheilt der Platonische Sokrates Regeln, **wie** sie es darstellen sollen **).

Die Poesie stellt entweder etwas Vergangenes, oder etwas Gegenwärtiges, oder etwas Zukünftiges dar. Die Art und Weise der poetischen Darstellung (διηγήσεως) ist dreyfach. Entweder spricht der Dichter selbst, wie in den Dithyramben

Handlungen nachsichtig gegen sich selbst seyn, wenn er glaubt, daß dergleichen ja auch thun und thaten die Götterverwandten u. s. f. Hinweg deßhalb mit solchen Mythen, damit sie uns nicht den Jünglingen Hang zum Laster einflössen.“

*) A. a. O. Vergl. B. VIII. S. 568 A — C, wo er beyläufig die Tragiker wegen des der Tyrannis ertheilten Lobes tadelt.

**) A. a. O. S. 392 C.

ben *); oder er führt Andere redend ein, indem er ihre Rede nachahmt **), wie in der Tragödie und

*) Ἁπλῆ διήγησις. s. a. a. O. S. 392 D. Vergl. S. 393 C. D. E. 394 A. Dieselbe Gattung nennt er S. 394 C.: τῆς ποιήσεώς τε καὶ μυθολογίας — ἡ δι᾽ ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ.

**) A. a. O. S. 392 D. Vergl. S. 393 C. Platon nimmt aber hier die Worte μιμεῖσθαι und μίμησις in einer eingeschränktern Bedeutung, in welcher es den vollkommensten Grad der Darstellung bedeutet. Dieser findet in der dramatischen Poesie Statt, welche — διὰ μιμήσεως ὅλη ἐστιν. S. 394 B. »Nicht wahr? (sagt er S. 393 C.) sich einem Andern verähnlichen (ὁμοιοῦν), entweder in Absicht auf Stimme, oder in Absicht auf das Aeußere, das heißt den nachahmen (μιμεῖσθαι), dem man sich verähnlicht. Eben dadurch also machen die Dichter ihre Darstellung zur Nachahmung (μίμησις). Verbirgt aber der Dichter sich selbst nirgends: dann wird seine ganze Poesie und Darstellung ohne Nachahmung seyn« u. s. w. M. vergl. über Platon's Begriffe von der μίμησις und ihren verschiedenen Gattungen dessen Sophisten S. 235 D — 236 C. 265 A. ff. T. I. Steph. Aristoteles hat zwar bekanntlich in seiner Poetik, Kap. 1. den Begriff des Wortes Nachahmung sehr erweitert, wenn er alle Gattungen der Poesie das gemein haben läßt, daß sie ganz in μίμησις bestehn (»die Epopöe, sagt er, die Tragödiendichtung, die Komödie, die Dithyrambenpoesie, und der größte Theil der Aulätik und Kitharistik

und Komödie *); oder er mischt beyde Arten unter einander, wie im epischen Gedichte **). Von diesen drey Gattungen der Poesie nun findet Platon für seinen Staat nur die erste tauglich. Denn in diesem, sagt er, könne ein Jeder nur Eine Sache treflich verrichten: hier sey der Mensch nicht zwiefach oder vielfach; sondern ein Jeder thue nur Eins: — das ihm vom Staat angewiesene Geschäft ***). Sollte also ein Mann in die Stadt kommen, der Alles nachahmen, sich in alle Gestalten verwandeln könnte, und sich mit seiner Kunst sehn lassen wollte: so müsse man diesen Wundermann in eine andere Stadt, wiewohl nicht ohne Ehrenbezeugungen, senden †); sein Staat aber

stik — alle diese Künste haben, überhaupt genommen, zu ihrem wesentlichen Charakter Nachahmung — πᾶσαι τυγχάνουσιν οὖσαι μιμήσεις τὸ σύνολον). Hätt' er sich aber hier an seinen Lehrer, und mit diesem näher an den Sprachgebrauch gehalten: so würde er scharfsinnigen Auslegern und Aesthetikern der spätern Zeit unendliche Spitzfindigkeiten erspart haben.

*) A. a. O. S. 394 B. C.

**) A. a. O. S. 394 C. Dieß erläutert er durch Homer's Beyspiel S. 392 E. 393 A. B.

***) A. a. O. S. 394 D. E — 397 E. 398 A. B.

†) Republ. III. B. S. 398 A. Viele Gelehrte unter den Alten und Neuern haben diese Stelle ohne Grund mehr auf Homeros, als auf die dramatischen Dichter, von welchen Platon doch zunächst gesprochen hatte, bezogen.

aber brauche einen ernstern, weniger angenehmen Dichter und Mythologen, der nur die Rede des tugendhaften Mannes hören lasse, und die vorher angegebenen Grundsätze über Darstellung des göttlichen Wesens genau befolge *).

Dieß sind ungefähr die Hauptpuncte, die Platon an den vornehmsten Dichtern in moralischer Hinsicht tadelt.

V. Doch er begnügt sich nicht, einzelne Stellen der berühmtesten Sänger, wo er unwürdige Vorstellungen vom Wesen der Götter und verkehrte Begriffe vom Leben der Menschen gefunden zu haben glaubte, mit Mißbilligung durchzugehn. Um seiner Behauptung, daß in einem wohl eingerichteten Staate die Freyheit, welche die Dichter sich nehmen, in bestimmte Grenzen eingeschränkt werden müsse, leichtern Eingang zu schaffen, und um selbst den seinen Hauptabsichten hinderlichen Enthusiasmus der Zeitgenossen für die Dichter zu schwächen, versucht er den Beweis, daß ein Haupttheil der gesammten Dichtkunst, nämlich alle nachahmende Poesie (ἡ ποίησις μιμητικη), wohin die dramatische ganz, die epische zum Theil gehört, durch ihr Wesen unbrauchbar erscheine, so wohl zur Bildung der Sitten, als auch zum Vortrage wahrer Wissenschaft.

VI. Das erste, daß die nachahmende Poesie durch ihr Wesen zur Bildung der Sitten unbrauch-

*) A. a. O. S. 398 A. B.

brauchbar sey, beweist Platon so. laßt uns sehn, sagt er, mit welchem Theile der Seele die nachahmende Poesie es zu thun hat, ob mit dem schlechtern oder dem bessern *). Die nachahmende Poesie stellt Menschen dar, die entweder gezwungen oder freywillig handeln **), von ihren Handlungen entweder Vortheil oder Schaden zu haben vermeinen, und daher bekümmert oder fröhlich sind.

*) Ἀλλὰ καὶ ἐπ' αὐτὸ αὖ ἔλθωμεν τῆς διανοίας τοῦτο ᾧ προσομιλεῖ ἡ διὰ τῆς ποιήσεως μιμητική, καὶ ἴδωμεν, φαῦλον ἢ σπουδαῖον ἐστίν. Republ. X. B. S. 603 C. Warum übrigens Platon an zwey verschiedenen Stellen von den Dichtern gehandelt hat, theils im zweyten und dritten, theils im zehnten Buche, das hat er im letztern S. 595 A. selbst angedeutet. Παντὸς γὰρ μᾶλλον οὐ παραδεκτέα νῦν καὶ ἐναργέστερον, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, φαίνεται, ἐπειδὴ χωρὶς ἕκαστα διῄρηται τὰ τῆς ψυχῆς εἴδη. Nämlich erst, nachdem die Hauptkräfte der menschlichen Seele (im IV. Buche), die Gattungen der Begierden, die unechten Abarten des Vergnügens von dem echten, reinen (im IX. B.), geschieden waren, erst jetzt konnte er dem, was er von den Dichtern noch zu sagen hatte, die gewünschte Evidenz ertheilen. So verbirgt sich in der Composition des Platonischen Meisterwerks unter dem Schein von Mangel an Ordnung der überdachteste Plan.

**) Republ. X. B. S. 603 C.

sind *). Allein bey solchen Handlungen ist die Seele in Disharmonie mit sich selbst, und wird von vielen, oft unter einander streitenden, Meinungen und Leidenschaften hin und her gerissen **). Der Weise aber erträgt Unfälle und Elend mit größerm Gleichmuth, als die Uebrigen, indem er durch die Vernunft den Leidenschaften widersteht ***). Doch weil nichts der Darstellung größere Mannigfaltigkeit des Stoffes gibt, als der leidenschaftliche Theil des Menschen (τὸ ἀγανακτικὸν), die Seele des Weisen dagegen in ihrer festen, ruhigen Stimmung sich immer gleich bleibt; auch durch poetische Nachahmung nicht leicht darzustellen ist, noch, wenn wirklich ihre Darstellung gelang, dem grössern Publikum zu gefallen pflegt: so wird der nachahmende Dichter ganz natürlich zur Nachahmung jenes unruhigen, mithin mannigfaltigern, leidenschaftlichen Charakters hingezogen †). Da also die nachahmende Poesie des Theils der Seele, der durch Gemüthsbewegungen Nahrung und Stärke empfängt, vor allen sich bemächtigt, ihn in Sturm und Aufruhr setzt, und indem sie ihn mächtig macht, die Vernunft (τὸ λογιστικὸν) unterdrückt und zu Grunde richtet ††); zumal, da es auch

*) A. a. O. S. 603 D.

**) S. 603 E.

***) S. 604 A — D.

†) S. 604 E. 605 A.

††) S. 605 B.

auch den Besten unter uns begegnet, daß sie durch theilnehmende Betrachtung der heftigsten Leidenschaften in dargestellten großen Menschen jene in sich selbst so nähren, daß sie eben die Affecte, die sie bey fremder Liebe, bey fremdem Hasse, bey fremden Leiden stärkten, nachher bey ihren eignen nicht mehr im Zaum zu halten vermögen *): so wollen wir

*) Republ. X. B. S. 605 C — E. 606 A — C. weiß unser Attische Liebling die Göttin Peitho, — unter allen philosophischen Schriftstellern des Alterthums, wie unter den neuern etwa Rousseau, von ihr am meisten begünstigt, — den Leser von dem zu überreden, was hier nur unkräftig angedeutet werden konnte. Dennoch trifft diese ganze Beweisart gegen die nachahmende Poesie (VI.) nicht die Kunst selbst, so ohne Einschränkung; noch den dramatischen Dichter, der beym Zuschauer die Leidenschaften zwar mächtig aufzuregen, aber auch ihren Strom (eingedenk der ewigen Gesetze der Moralität, welche er, wenn nicht als Dichter, doch als Mensch, in seinem Innersten eingegraben fühlt,) weislich zu leiten, und indem er stürmische Bewegungen in fühlenden Seelen erweckt, durch Sturm sie zu reinigen versteht. Der um Sittlichkeit rühmlich besorgte Philosoph hätte also, anstatt die nachahmende Poesie ganz zu verwerfen, nur ihre unschädlichste, vortheilhafteste Anwendung zeigen sollen. Ueber den moralischen Nutzen guter Tragödien hat selbst der sonst, wie Platon, bey den schönen

jene wollüstige Muse in unsern Staat nicht aufnehmen; denn nähmen wir sie auf, so würde die Lust und die Unlust im Staate herrschen statt des Gesetzes und der für das Gemeinwesen immer als die beste erfundenen Herrscherin, — statt der Vernunft *).

VII. Wir kommen zum zweyten Hauptpunct (V.), **daß die nachahmende Poesie auch nicht zur wahren Wissenschaft tauge.**

Die nachahmende Poesie beschäftigt sich mit der Nachahmung (μιμήσει). Alle Nachahmung aber

Künsten für die Sittlichkeit zu ängstlich bekümmerte Sulzer schon Einiges gegen jenen erinnert (Allg. Theorie der schönen Künste, Art. Trauerspiel S. 558 ff. IV. B. Blankenb. Ausg. von 1794). Und wer weiß nicht, daß bereits Aristoteles ganz anderer Meinung war? Jeder erinnert sich dessen, was er von der Reinigung (καθάρσει) der Affecte durch die Tragödie sagt (Poetik Kap. 6. 13. 14. in Duval's, oder Kap. 3 und 7 in Reizens Ausg. Vergl. seine Rhetorik II. 5 und 8. Politik VIII. 7. p. 613. A. B. Duval.). Der Ursprung der Abweichung beyder Philosophen ist klar. Der Eine foderte von den Bürgern seines vollkommenen Staats absolute Vernunftherrschaft, Freyheit von allen heftigen Gemüthsbewegungen; der Andere erkannte den grosen Nutzen wohlgelenkter Leidenschaften in seinem ganzen Umfang.

*) Republ. a. a. O. S. 607 A. Vergl. 607 B — 608 B.

aber steht um drey Grade vom Wahren ab *). Die Begriffe also, welche der nachahmende Poet mittheilt, sind von der Wahrheit weit entfernt. Man kann daher aus der nachahmenden Poesie keine reelle wissenschaftliche Belehrung schöpfen **). Diesen Schluß sucht Platon ohngefähr so zu beweisen.

Es giebt drey Classen der Dinge: die eine, welche die Ideen oder die ewigen Urbilder enthält ***); eine andere, welche die nach jenen Urbildern geformten Gegenstände umfaßt †); die dritte, welche die Bilder der Gegenstände der zweyten Art begreift, wie Gemälde oder andere durch die Kunst hervorgebrachte Abbildungen ††). In der ersten Classe sind die wahren, reellen Dinge †††);

 in

*) Republ. X. B. S. 597 E. Τὸν τοῦ τρίτου ἄρα γεννήματος ἀπὸ τῆς φύσεως, μιμητὴν καλεῖς .. ταῦτ᾽ ἄρα ἔσται καὶ ὁ τραγῳδιοποιός· εἴπερ μιμητής ἐστι, τρίτος τις ἀπὸ βασιλέως (d. i. vom Philosophen) καὶ τῆς ἀληθείας πεφυκώς· καὶ πάντες οἱ ἄλλοι μιμηταί. Vergl. S. 599 A. — τὰ ἔργα αὐτῶν ... τριττὰ ἀπέχοντα τοῦ ὄντος, καὶ ῥᾴδια ποιεῖν μὴ εἰδότι τὴν ἀλήθειαν: φαντάσματα γὰρ ἀλλ᾽ οὐκ ὄντα ποιοῦσιν. s. auch S. 602 C.

) S. 598 C. D. E. Vergl. Not. *) S. 8. s. auch Platon's Jon.

***) Republ. X. B. S. 596 A. B. 597 B. C.

†) S. 596 B. 597 A.

††) S. 596 C. D. E.

†††) S. 597 B.

in der zweyten die weniger wahren *); in der dritten die um drey Grade von der Wahrheit entfernten **). Der Urheber der ersten Gattung ist Gott, den wir φυτουργὸς nennen können; der zweyten der δημιουργὸς ***), der Künstler; der dritten, der Nachahmer, μιμητὴς †). Z. B. die Idee eines Sopha's (κλίνης), deren nur Eine ist, schuf — Gott; die einzelnen Sopha's arbeitet — der Sophamacher (κλινοποιὸς); die einzelnen Sopha's ahmt nach — der Maler ††). Da demnach jeder Nachahmer um drey Grade vom Wahren entfernt ist: so erhellet des nachahmenden Dichters Untauglichkeit zur Belehrung.

Diesen Satz sucht Platon noch durch andere mehr populäre Gründe zu bestätigen. Verständen sich die nachahmenden Dichter auf die Dinge, die sie nachahmen: gewiß würden sie lieber durch Werke und Thaten selbst, als durch deren nachahmende Darstellung berühmt werden wollen. Denn diese gewährt nicht gleichen Ruhm und Nutzen mit jenen †††). Aber welchen Staat hat Homeros eingerichtet? welcher Republik gab er Gesetze? welcher

*) S. 597 A.

**) S. 597 B. C. D.

***) S. 597 D.

†) S. 597 E.

††) S. 596 B—E. 598 A. B.

†††) S. 599 B.

cher Krieg ward unter seiner Leitung geführt? ꝛc. *).

Damit deutlicher werde, wie wenig Glauben die Beschreibungen der ins Fach anderer Künste gehörigen Dinge verdienen, welche der Poet seinen Gedichten einwebt, müssen wir bedenken, daß sie ohne genaue Kenntniß des Gebrauchs, wozu jene Dinge bestimmt sind, gemacht wurden. Bey jedem artistischen Werkzeuge nämlich finden drey Künste Statt: die, welche es gebraucht; die, welche es macht; die, welche es nachahmt (χρησομένη, ποιήσουσα, μιμησομένη). Der aber, der die Sache gebraucht, ist der Kunsterfahrenste, indem er dem Verfertiger vorschreibt, wie er sie machen muß. Der Flötenspieler z. B. lehrt den Verfertiger der Flöten, wie die Flöten seyn müssen. Bey demselben Instrumente hat also, in Absicht auf dessen Schönheit und dem Gegentheil, der Handwerker, indem er den Sachkundigen befragt, richtigen Glauben (πίστιν); Wissenschaft (ἐπιστήμην) dagegen der Virtuose, der sich des Instruments bedient **). Oder hat der Nachahmer etwa auch durch den Gebrauch (ἐκ τοῦ χρῆσθαι) Wissenschaft dessen, was er nachbildet; oder durch Umgang mit Sachverständigen wenigstens richtige Meinung (δόξαν ὀρθήν) davon? Keines von beyden. Er wird mithin nachahmen, was dem unverständigen, großen Haufen schön

 dünkt

*) S. 599 B — 600 D.

**) S. 601 B — E.

dünkt*). Es ist also klar: der Nachahmer (ὁ μιμητικὸς) versteht sich nicht genau auf das, was er nachahmt, und die Nachahmung ist ein Spiel zur Belustigung, nichts Ernstes von Bedeutung**).

Dazu kommt, daß die nachahmende Poesie auf die Sinne und die Phantasie wirkt, d. h. auf die Seelenkräfte, die der Täuschung, dem Blendwerk unterworfen sind: nicht auf jenen edlern Theil, der die Täuschung sieht und vermeidet, — die Vernunft***). Demnach bringt alle nachahmende Kunst, — selbst ohne Werth, — indem sie sich mit dem Theil in uns, der keinen Werth hat, beschäftigt, Werke ohne Werth hervor †): nicht blos die, welche auf das Auge wirkt, — die Malerey; sondern auch die, welche auf das Ohr wirkt — die Poesie ††).

„Eine sonderbare Manier, gegen die Dichtkunst zu streiten!" hör' ich sagen. — Sonderbar allerdings. Doch wird sie schon um ein gut Theil weniger so erscheinen, wenn man sie aus dem von unserm Philosophen selbst angedeuteten, allein noch von Niemand gehörig aufgefaßten Gesichtspunct betrach-

*) S. 602 A. B.

**) S. 602 B.

***) S. 602 C — E. 603 A. B.

†) S. 603 B. Φαύλη φαύλῳ ξυγγιγνομένη φαῦλα γεννᾷ ἡ μιμητική.

††) A. a. O.

trachtet. Er will beweisen, die Darstellungen der Poesie enthielten nichts Logisch- und Metaphysisch-Wahres. Man würde diese Bemühung mit Recht ganz unnütz und verkehrt finden, hätt' es nicht damals Leute gegeben, die alle Weisheit und Wissenschaft aus den Dichtern schöpfen wollten, entweder aus ihren ausdrücklichen Worten, oder mit Hülfe der allegorischen Auslegung. Jener ganzen Art zu raisonniren würde ein Platon in unserm Zeitalter sich gewiß nicht bedient haben. Die nachahmende Poesie, sagt er, lehrt uns nicht das Wesen (οὐσίαν) der Dinge kennen: sie ahmt nur Erscheinungen (φαινόμενα *) nach. Es sey! antworten wir. Was folgt daraus? Ist das nicht auch Etwas, vermöge der Dichtkunst dem Schönheitssinne Stoff, der Phantasie Flügel, dem Herzen Erweiterung und Wärme, Begeisterung der ganzen Seele geben? Wird nicht die Vollkommenheit unsrer Natur, die doch aus harmonischer Uebung aller dem Menschen angebornen Kräfte entspringt, erhöhet, wenn wir jede von diesen ohne Ausnahme erhöhen? Mögen die Kräfte, deren unmittelbare Ausbildung und Veredelung das Geschäft der Philosophie ist, von höherm Range seyn; mag die Philosophie eben deßhalb unsre Vollkommenheit ihren schätzbarsten, edelsten Bestandtheilen nach, befördern. Nimmermehr wird darum der Weise den milden Beytrag, den die Poesie zur Bereicherung unsers geistigen Schatzes darbringen, — das wichtige Supplement, das sie zur Vollendung un-

*) Vergl. Repnbl. X. B. S. 598 B. ff.

sers Wesens liefern kann, undankbar verschmähen. — Alles dieses, und noch mehr, würde, glaub' ich, Platon uns zugestehn. **Aber in meinem Zeitalter**, würde er seinen strengern Tadlern erwiedern, **hielt man die Poesie für die beste Lehrerin des Wahren, für die rechtmäßigste Besitzerin aller Wissenschaft. Diesen Wahn mußte ich aus allen Kräften bekämpfen.**

VIII. So viel von den Gründen, womit Platon in der Republik einen Haupttheil der Poesie bestreitet, und von den temporellen Ursachen, die ihn gerade zur Wahl dieser Waffen bestimmten. Es wird nun die Beschuldigung sich leichter würdigen lassen, die Dionysios von Halikarnaß, Athenaios, der Verfasser der unter des Herakleides Namen bekannten Homerischen Allegorien und Andere sich gegen Platon erlauben, daß er aus Neid den Homeros nebst den übrigen berühmtesten Dichtern aus seinem Staat verbannt habe *). Unedler Neid war die Triebfeder nicht: es war die an sich lobenswürdige Besorgniß, die Dichter möchten die Sitten verderben und durch ihre Autorität der Philosophie schaden. Denn so angenehm, sagt er, das Vergnügen ist, welches die Poesie gewähret: so ist doch bey weitem herrlicher und ehrenwerther die

*) Vergl. *Dionys. Hal.* Ep. de Plat. p. 756. T. VI. ed. Reisk.; *Athen.* Deipnos XI. p. 505 B. 506 A. ed. Lugd.; *Allegg. Homer.* p. 10. ed. Schow.

die Würde der Weisheit und Tugend *). — Hat bey Platon hier wirklich eine Art von Eifersucht Statt gefunden: so traue ich seiner edeln Seele zu, daß es nicht jene eigennützige war, die eignen Ruhm hauptsächlich in Verdunkelung fremden Ruhmes sucht. Ihn trieb vielmehr ein edler Geist des Wetteifers, wenn er der ihm über alles ehrwürdig erscheinenden Philosophie ihr verdientes Ansehn zuzueignen strebte; wenn er deßhalb seinen Schriften Annehmlichkeiten zu geben bemüht war, welche den Reitzen, wodurch die Dichter das Publikum so lange gefesselt hatten, gleich, — ja wo möglich, überlegen wären; und wenn er schon darum, wie ich glaube, auf die Form seiner Werke, auf die höchste Vollendung seiner Composition, auf die sorgsamste Feile seines Stils, auf die Belebung desselben durch schöne Bilder, überraschende Gleichnisse, prachtvolle Allegorien rc. so vielen Kunstfleiß verwandte **).

IX. Zu

*) Eine sehr schöne Stelle darüber steht Republ. X. B. S. 607 C — E. 608 A. B.

**) Die, welche Platon's Diction, die stellenweise allerdings zum Prachtvollen, Erhabenen, Pathetischen sich hebt und an glänzenden Figuren reich ist, streng und, meines Bedünkens, zu streng getadelt haben (unter Mehrern nenne ich nur Dionysios von Halikarnaß im Brief an Pompejus): die haben wohl nicht genug die besondern Umstände erwogen, unter denen Platon lebte; nicht genug die Rücksicht, die er selbst,

IX. Zu den aus einander gesetzten Hauptgründen, die unsern Philosophen bey dem Urtheil, das er

selbst, nicht ohne Grund auf sein Zeitalter nahm. Mag jener blühende Ausdruck vorzüglich eine Folge von seiner feurigen Phantasie, überhaupt von seiner eigenthümlichen Geistesorganisation gewesen seyn, die ihn, im Ganzen genommen, vom Geschmack an jener bescheidnen, genügsamen Einfalt des Xenophontischen Stils etwas entfernte. Doch hätten billige Richter ein anderes Moment nicht ganz unbeachtet lassen sollen. Ich meine dieß, daß Platon bey Behandlung seiner zum Theil neuen und tieferes Nachdenken erfodernden Gegenstände, für die er noch wenig oder gar kein Interesse bey seinen Lesern voraussetzen konnte, nicht unzweckmäßig eine Art des Vortrags wählte, wodurch Leser eingeladen, angelockt, festgehalten wurden; eine Art des Vortrags, wodurch verhütet werden konnte, daß die Attischen φιλόκαλοι nicht die gründliche Wissenschaft verschmähten, um indeß entweder die Sophisten zu hören, die ihre vorgebliche Weisheit in schön klingenden Phrasen und künstlich gedrechselten, üppig verzierten Perioden zur Schau trugen, oder den Dichtern ganz ihr Ohr zu leihen, die mit allen Reitzen der poetischen Diction, mit allem Wohlklang des Sylbenmaßes und des Rhythmus ihre Zuhörer zu bezaubern, allen Gegenständen ihrer Darstellung mit der lebendigsten Anschaulichkeit das Interesse unmittelbarer Gegenwart zu geben wuß-

er über die nachahmende Poesie in seiner Republik gefällt hat, bestimmten (II — VIII.), gesellten sich nun noch einige Nebengründe, die, ohne daß er selbst vielleicht sich dessen bewußt war, mitwirkten, ihn in seiner Meinung zu bestärken.

Es ist bekannt, daß Platon, sobald er den Sokrates kennen gelernt hatte, die Poesie, der er als Jüngling geopfert hatte, verließ *), um sich ganz der Philosophie zu weihen: entweder, weil er jene großen Heroen unter den Dichtern zu erreichen verzweifelte; oder weil sein schwer zu befriedigender Geist den Durst nach einer höhern Beschäftigung fühlte. Nicht selten aber faßt, wer Ein Mal unglücklich liebte, einen leicht zu erklärenden Widerwillen gegen das ganze schöne Geschlecht; nicht selten verketzern

wußten. Was Platon's Wetteifer mit den Dichtern, und mit Homeros insonderheit, anlangt; so sagt schon Longinus treffend (περὶ Ὕψ. Sect. XIII. p. 57. ed. Toup.): Καὶ οὐδ' ἂν ἐγκαταμίξαι μοι δοκεῖ τηλικαῦτά τινα τοῖς τῆς φιλοσοφίας δόγμασι, καὶ εἰς ποιητικὰς ὕλας πολλαχοῦ συνεμβῆναι καὶ φράσεις, εἰ μὴ περὶ πρωτείων νὴ Δία παντὶ θυμῷ πρὸς Ὅμηρον, ὡς ἀνταγωνιστὴς νέος πρὸς ἤδη τεθαυμασμένον, ἴσως μὲν φιλονεικότερον, καὶ οἱονεὶ διαδορατιζόμενος, οὐκ ἀνωφελῶς δ' ὅμως, διηριστεύετο·

— — ἀγαθὴ (γὰρ κατὰ τὸν Ἡσίοδον) ἔρις ἥδε βροτοῖσι.

*) *Appuleius* de Habit. doctr. Plat. lib. I. p. 2. und *Apolog*. p. 279. Elmenhorst.; *Diog. Laërt*. III 5; *Olympiodor*. Vita Plat. p. 79. Fischer.; *Aelian*. V. H. II. 30.

ketzern Apostaten die Lehre, der sie einst mit ausschließender Wärme anhingen. Wie? wenn so etwas Menschliches auch unserm Philosophen bey seinem Kaltsinn gegen die Poesie begegnet wäre, die er als Jüngling angebetet hatte?

Zu dieser besondern Ursach einiger Abneigung gegen die Dichtkunst scheint eine andere etwas allgemeinere hinzu gekommen zu seyn. Bey Männern, die neben einer lebendigen Phantasie und dem regsamsten Gefühl für das Schöne überwiegenden Hang zum Nachdenken und glücklichen Scharfsinn besitzen, pflegt, zwar nicht immer, aber doch häufig, in reifern Jahren die frühere warme Liebe zur Poesie etwas zu erkalten; der einst so scharfe Sinn für das Vergnügen, welches der Genuß von Dichterwerken ihnen in so reichem Maße gewährte, etwas stumpfer zu werden: da oft der Mensch, je mehr er sich zu wahren, deutlichen, allgemeinern Begriffen erheben gelernt hat, desto weniger hinfort am Bilderspiel der Dichterphantasie vollkommene Befriedigung findet.

X. Doch darf man nach diesem Allen nicht etwa denken, Platon habe den Werth der Poesie völlig verkannt. Daß er ihren Nutzen, wenn sie seiner Vorstellungsart zufolge richtig angewandt wird, keinesweges ganz geläugnet habe, erhellt schon aus seiner Empfehlung lyrischer Gedichte zum Preise der Gottheit und Tugend *). Stillschweigende Anerkennung der hohen Annehmlichkeit aber, welche der Poesie so eigen ist, liegt schon in dem Gebrauch,

*) S. Not. ****) S. 5. und Not. *) S. 16.

brauch, der in den Platonischen Schriften von den Dichtern gemacht wird *); und wie wenig er selbst ihr

*) Platon macht in seinen Schriften mit dem feinsten Geschmack von den Dichtern einen doppelten Gebrauch, einen directen und einen indirecten; jenen da, wo Stellen der Dichter in den Kranz der Rede eingeflochten sind, um ihn duftender, schöner zu machen, wie z. B. im ersten Buch der Republik in das Gespräch des alten Kephalos jene trefliche Pindarische Stelle; diesen da, wo durch feine Anspielungen auf Dichterstellen Gedächtniß, Witz und Scharfsinn geübt werden. Man muß daher, wie schon Fraguier richtiger bemerkt (Diss. sur l'Usage que Platon fait des Poetes, in den Memoires de l'Acad. des Inscriptions T. II. kleinere Ausg. Paris, 1772. p. 150.) mit den ältern Dichtern der Griechen innig vertraut seyn und ihre Hauptstellen immer gegenwärtig haben, um auch die feinern Schönheitszüge des Platonischen Stils überall zu fassen.

Ueberdieß ist es bekannt genug, wie eifrig Platon die Dichter las, und von ihnen begeistert nicht selten, wenn gleich mit seltner genialischer Freiheit, sie nachahmte, vor allen den Homeros. Dieß sah Longinus περὶ Ὕψ. XIII. p. 56. Toup.: Μόνος Ἡρόδοτος Ὁμηρικώτατος ἐγένετο; Στησίχορος ἔτι πρότερον, ὅ τε Ἀρχίλοχος, πάντων δὲ τούτων μάλιστα ὁ Πλάτων, ἀπὸ τοῦ Ὁμηρικοῦ ἐκείνου νάματος εἰς αὑτὸν μυρίας ὅσας παρατροπὰς ἀποχετευσάμενος.

ihr Feind sey, wie lebhaft er die entzückende Anmuth mancher Gedichte, zumal der Homerischen *), innigst

σάμενος. Er setzt hinzu: Καὶ ἴσως ἡμῖν ἀποδείξεων ἔδει, εἰ μὴ τὰ ἐπ' εἴδους καὶ οἱ περὶ Ἀμμώνιον ἐκλέξαντες ἀνέγραψαν. Ἔστι δ' οὐ κλοπὴ τὸ πρᾶγμα, ἀλλ' ὡς ἀπὸ καλῶν ἠθῶν, ἢ πλάσματων, ἢ δημιουργημάτων ἀνατύπωσις. Spuren der Nachahmung Homer's hat Geddes im Platon nachzuweisen gesucht (*Essay on the Composition and Manner of Writing of the Ancients, particularly Plato*, Sect. X — XIV.); und wenn gleich die von ihm angeführten Beyspiele keineswegs alle eine absichtliche Nachahmung des Jonischen Barden beweisen, so bestätigen sie wenigstens, was man von selbst vermuthete, daß unser Philosoph seinen Homer, so gut als Einer, auswendig wußte. Von seinem Gefallen an Aristophanes und dem Mimendichter Sophron ist bemerkenswerth, was Olympiodoros erzählt (Vita Platonis ed. Fischer. p. 78. 79.): Ἔχαιρε δὲ πάνυ (ὁ Πλάτων) καὶ Ἀριστοφάνει τῷ Κωμικῷ καὶ Σώφρονι, παρ' ὧν καὶ τὴν μίμησιν τῶν προσώπων ἐν τοῖς διαλόγοις ὠφελήθη. Λέγεται δὲ οὕτως αὐτοις χαίρειν, ὥστε καὶ, ἡνίκα ἐτελεύτησεν, εὑρεθῆναι ἐν τῇ κλίνῃ αὐτοῦ Ἀριστοφάνην καὶ Σώφρονα.

*) Republ. X. B. S. 607 C. — ὡς ξυνισμέν γε ἡμῖν αὐτοῖς κηλουμένοις ὑπ' αὐτῆς . . ἦ γὰρ, ὦ φίλε, οὐ κηλῇ ὑπ' αὐτῆς καὶ σὺ, καὶ μάλιστα ὅταν δι' Ὁμήρου θεωρῇς αὐτήν; καὶ αἰδὼς ἐκ παιδὸς ἔχουσα περὶ Ὁμήρου ἀποκωλύει λέγειν. Das letztere sagt er, fast mit denselben Worten auch vorher

innigst fühle; wie gern er eine bündige Apologie der Philopoeten für sie anhören wolle (denn es werde ein Gewinn seyn, wenn die nachahmende Poesie nicht bloß als angenehm, sondern auch als der Republik nützlich erscheine); wie ungern endlich er sich aus ihren theuern Armen losreiße, wofern es sich nicht beweisen lasse, daß diese Liebe der Republik zum Frommen sey: das hat er ausdrücklich und mit liebenswürdiger Wärme an derselben Stelle bezeugt, wo er die nachahmende Poesie aus seinem Staate verbannt *). Wie hätte auch die Annehmlichkeit, die Schönheit, die Nützlichkeit der Poesie gerade dem Manne unbemerkt bleiben können, bey dem die Natur, als sie sein Genie schuf, lange zweifelhaft gewesen zu seyn scheint, ob sie einen Dichter oder Philosophen hervorbringen solle; oder vielmehr, an welchem sie in einem glänzenden Beyspiel zeigen wollte, daß ihre plastische Kraft

vorher schon S. 595 B.: doch mit dem nachdrücklichen Zusatz: ἀλλ' οὐ γὰρ πρό γε τῆς ἀληθείας τιμητέος ἀνήρ.

*) s. Republ. S. 607 C — 608 B. Ich würde die schöne Stelle hersetzen, wenn sie nicht zu lang wäre. Sie endigt mit den nachdrucksvollen, feyerlichen Worten: Μέγας γὰρ ὁ ἀγών, ὦ φίλε Γλαύκων, μέγας, οὐχ ὅσος δοκεῖ, τὸ χρηστὸν ἢ κακὸν γενέσθαι· ὥστε οὔτε τιμῇ ἐπαρθέντα, οὔτε χρήμασιν, οὔτε ἀρχῇ οὐδεμιᾷ, οὐδέ γε ποιητικῇ, ἄξιον ἀμελῆσαι δικαιοσύνης τε καὶ τῆς ἄλλης ἀρετῆς.

Kraft zu vereinigen vermöge, was unvereinbar schien.

Man darf also selbst nach dem, was Platon in seinen politischen Werken gesagt hat, nicht glauben, als habe er die Poesie überhaupt gering geschätzt, oder sie mit unfreundlicher Härte verworfen. Vielmehr muß man (um alles kurz zusammen zu fassen) sein ganzes Urtheil aus diesen Gesichtspuncten betrachten: 1. Die Rücksicht auf sein Zeitalter, in welchem, wie er meinte, eine zu ungebundene Zügellosigkeit der Poesie herrschte *) und den Sitten gefährlich wurde — diese machte, daß er allenthalben den Satz einschärfte, in einem weislich eingerichteten Staate müsse die Dichtkunst der moralischen Gesetzgebung durchaus unterworfen — müsse sie auf Sittenverbesserung, als ihren höchsten Zweck, hingelenkt werden: und dieß ist das Hauptmoment alles dessen, was er in der Republik und in den Gesetzen **) sehr ausführlich von ihr sagt. 2. Die Philosophie hatte noch zu wenig Eingang in die Gemüther der Menschen gefunden; es standen ihr mächtige Vorurtheile im Wege. Ihre ältere

*) Vergl. Republ. IV. B. S. 424 D. Gesetze III. B. S. 700 A — 701 C. Gorgias S. 501 E — 502 D. Steph.

**) Fast das ganze zweyte Buch der Gesetze hindurch; im dritten S. 700 A — 701 C.; B. VII. S. 801 A — 802 D. 810 B — 811 E. 816 D. E. 817 A — D.; B. XI. S. 935 D. E. Steph.

tere und reizendere Schwester, die Poesie, war dagegen im Besitz der öffentlichen Gunst; ihre Werke genossen, als die ältesten Quellen des Unterrichts, und als die reichsten des Vergnügens, das höchste, allgemeinste Ansehn. Je mehr er also seine Göttinn nach Verdienst zu erheben und ihre Vorzüge seinen Zeitgenossen im glänzendsten Lichte zu zeigen wünschte, desto eifriger mußte er den Rang ihrer Nebenbuhlerin, die damals, auf dem komischen Theater wenigstens, zuweilen selbst als ihre Feindin auftrat *), zu verringern, ihre blendenden Reize in den Schatten zu stellen suchen. Großen Theils daher in seinen Schriften die häufigen Lobreden auf die Philosophie, und die recht absichtliche Darstellung ihrer Würde im fünften, sechsten und siebenten Buche der Republik. Daher auch der öftere Tadel der Poesie und die ausführlichen Beweise vom geringen Werth eines großen Theils der Dichterwerke. Ist Platon über die Gränzlinie des Wahren hinausgegangen, nicht weniger bey dem

*) Republ. X. B. S. 607 B. Προσείπωμεν δὲ αὐτῇ (τῇ ποιήσει), μὴ καί τινα σκληρότητα ἡμῶν καὶ ἀγροικίαν καταγνῷ, ὅτι παλαιὰ μέν τις διαφορὰ φιλοσοφίᾳ τε καὶ ποιητικῇ· καὶ γὰρ ἡ λακέρυζα πρὸς δεσπότην κύων ἐκείνη κραυγάζουσα· καί, μέγας ἐν ἀφρόνων κενεαγορίαισι· καί, ὁ τῶν διὰ σοφῶν ὄχλος κρατῶν· καί, οἱ λεπτῶς μεριμνῶντες, ὅτι ἄρα πένονται· καὶ ἄλλα μυρία, σημεῖα παλαιᾶς ἐναντιώσεως τούτων. Vergl. Gesetze XII. B. S. 967 C. D. *Ruhnken.* ad Xenoph. Memor. edit. IV. Ernesti p. 220.

Preise und der Empfehlung der Philosophie, als bey dem Tadel und der Einschränkung der Poesie: so wird sein Irrthum denen verzeihlicher erscheinen, die bey Beurtheilung ausgezeichnet vorzüglicher Männer auf ihr Zeitalter und ihre besondere Lage billige Rücksicht zu nehmen gewohnt sind *).

XI. Der guten Absicht des idealischen Gesetzgebers, die bey allen seinen politischen Paradoxen unverkennbar ist **), werden wir daher auch bey seinen Beschlüssen über Dichter und Dichtkunst Gerechtigkeit widerfahren lassen; werden überdieß gern eingestehen, daß er als Verbesserer vieler in seinem Zeit-

*) Zuweilen sucht ein Reformator, um die Zeitgenossen desto sicherer zum Nachdenken über seine neue Lehre anzureizen, mittelst einer härtern Darstellungsart derselben zu bewirken, daß die von ihm empfohlne Wahrheit vor den herrschenden Maximen seiner Zeit durch einen schneidenden Contrast sich hervor hebe. Schwerlich wird er dann dem Scheine einer kalten, finstern Strenge ganz entgehn. Etwas Aehnliches, als nach meiner Erinnerung unserm Griechen bey seinen Urtheilen über das Wesen der Poesie begegnete, ist nach Schiller's Bemerkung (in seiner geistvollen Abhandlung: **Ueber Anmuth und Würde**, Leipz. 1793. S. 96—71.) dem großen Stifter der kritischen Philosophie bey der Darstellungsweise der Principien seiner Moralphilosophie begegnet.

**) s. *Comment. de Plat. Republ.* Comm. III. Cap. VII — XI. p. 203 — 237.

Zeitalter durch Dichter verbreiteten Maximen und religiösen Vorstellungsarten sich ein großes und dauerndes Verdienst um dasselbe erworben. Auf der andern Seite aber werden wir es tadelnswerth finden, daß er den Dichter einzig auf Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung moralisch guter Gesinnungen einschränkt; daß er ferner in seiner Besorgniß für die Sitten zu weit geht, und Gefahr für sie auch da fürchtet, wo sich das Gegentheil hoffen ließ. Dieß ist offenbar der Fall, wenn er alle Darstellung unmoralischer Charaktere als sittenverderblich für die Bürger seines Staates ansieht, da er doch nur unmoralische Darstellung unmoralischer Charaktere hätte aus diesem Gesichtspunct ansehn, und Immoralität des Dargestellten mit Immoralität der Darstellung nicht verwechseln sollen. Denn kann nicht selbst das Gemälde des schlechtesten Charakters, mit Verstand ausgeführt und in sein rechtes Licht gestellt, das geistige Auge des Zuschauers üben und auf seine eigne Charakterbildung vortheilhaft wirken? Endlich werden wir nicht unbemerkt lassen, daß Platon das, was er nachahmende Poesie nennt, zu einseitig nur als angenehme, belustigende Kunst betrachtet, ohne auf den nützlichen, wohlthätigen Einfluß Rücksicht zu nehmen, den sie mit aller guten Poesie gemein hat: zumal auf den, daß sie gewisse Kräfte unsers Wesens, — die ästhetischen, — auf eine ihr ganz eigne Weise, in einem ihr ausschließend eignen hohen Grad und weitem Umfang übt, schärft, erhöht.

Zweyter Abschnitt.

Zur Darstellung und Prüfung der in Platon's Republik enthaltenen Gedanken über die Poesie füge ich eine Erklärung seiner andern merkwürdigsten Urtheile über diese Kunst hinzu. So hoff' ich der ganzen Platonischen Theorie dieses Gegenstands einiges Licht gegeben zu haben.

I.

Außer den Vorwürfen, die der Griechische Philosoph in seinem öfter genannten Meisterwerke den Dichtern gemacht hat, scheint vorzüglich jene Behauptung bemerkenswerth, die beym ersten Anblick zweifelhaft läßt, ob er sie dadurch erheben oder herabsetzen wollte: die Poesie könne ohne göttliche Inspiration nicht Statt finden. Die Hauptstelle darüber ist im Jon *). Hier fährt er nach

*) T. I. p. 533 D — 535 A. Steph. oder T. IV. p. 185 — 188. Bipont. In diesem Dialog scheint Platon, der nicht selten mehrere Zwecke in der Composition Eines Werkes verbindet, eine doppelte Absicht gehabt zu haben: so wohl die Rhapsoden seiner Zeit, (eine Classe von Leuten, die, sehr verschieden von denen, die im höhern Alterthume diesen Namen führten, bey vieler Anmaßung grosse Blößen gab,) zu persifliren, als auch, doch auf eine verstecktere, feinere Art, die, deren Interpreten jene waren, die Dichter, nicht im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Das letztere läugnet ohne Grund der neueste Herausgeber

nach einer geistreichen Beschreibung des Einflusses und der Mittheilung des Enthusiasmus, wobey er sich einer passenden vom Magnet hergenommenen Vergleichung bedient *), also fort: „Alle guten epischen Dichter **) singen nicht vermöge der Kunst, sondern von der Gottheit begeistert und von ihr ergriffen, alle diese schönen Gedichte †).“ Ungefähr dasselbe bemerkt er von den lyrischen Dichtern ††). Dann heißt es: „Denn der Poet ist ein leichtes, geflügeltes, heiliges Wesen, und nicht eher im Stande zu dichten, als bis er von Be-

 geiste-

geber des Jon, der verstorbene M. G. Müller (Praef. p. XV. XVI.). Richtiger faßt Sydenham (in dem Argumente des Jon, vor seiner Englischen Uebersetzung S. 7—13) den Sinn des Philosophen, und nach dem Engländer Arnaud in den Memoires de l'Acad. des Inscriptt. T. LXVII. p. 36—42. der kleinern Ausgabe.

*) S. 533 D. E.

**) Unsre Worte Dichter und Dichten entsprechen dem Griechischen ποιητὴς und ποιεῖν nicht genau. Ich habe indeß in Ermangelung eines in allen Nebenbestimmungen übereinkommenden Ausdrucks mich jener bedienen müssen. Doch denke der Leser dieses Aufsatzes bey Dichter und Dichten immer an ποιητὴς und ποιεῖν.

†) Πάντες γὰρ οἵτε τῶν ἐπῶν ποιηταὶ οἱ ἀγαθοὶ οὐκ ἐκ τέχνης, ἀλλ' ἔνθεοι ὄντες καὶ κατεχόμενοι, πάντα ταῦτα τὰ καλὰ λέγουσι ποιήματα.

††) S. 533 E. 534 A.

geisterung ergriffen und außer sich gesetzt worden, und seines Verstandes nicht mehr mächtig ist. So lang' er diesen hat, vermag kein Mensch weder zu dichten, noch zu weissagen. Sintemal sie nicht nach Kunstregeln dichten, und so viel Schönes über ihre Gegenstände sagen . . . : jeder kann vielmehr durch göttliche Gabe (θεία μοίρα) *) nur das schön dichten, wozu die Muse ihn treibt, dieser Dithyramben, jener Lobgedichte (ἐγκώμια), ein Anderer Reigengesänge (ὑπορχήματα); dieser epische Gedichte, jener Jamben. In andern Dichtungsarten, als in der seinigen, ist jeder von ihnen unvermögend. Denn sie reden nicht durch Kunst, sondern durch göttliche Kraft (θεία δυνάμει). Wüßten sie durch Kunst über Einen Gegenstand schön zu reden, so vermöchten sie das auch über alle andern. Indem daher der Gott den Dichtern, Orakelverkündigern und göttlichen Weissagern die Besinnungskraft (νοῦν) nimmt, gebraucht er sie als Diener, damit wir Hörer erkennen, daß nicht sie es sind, die so herrliche Dinge sagen, — sie, von denen die Besinnungskraft gewichen —, sondern daß der Gott selbst der Re-

dende

*) Man vergleiche, was Platon hier von den Dichtern sagt, mit dem, was er von den Staatsmännern im Menon behauptet, Kap. 41. 42. S. 61 – 63. der zweyten Biesterschen Ausg. Die eine Stelle befördert das Verständniß der andern. s. meine Abh. Quid Plato spectaverit in Dialogo, qui *Meno* inscribitur, componendo, p. 18.

dende ist, aber durch ihre Stimme zu uns spricht." Dieß bekräftigt er durch das Beyspiel eines gewissen Tynnichos aus Chalkis, der, sonst ein höchst unbedeutender Poet, auf Ein Mal den herrlichsten Hymnus auf Apollon gesungen habe. Ueber diese ganze Meinung ist eine Stelle im Menon *) zu vergleichen, und vorzüglich in der Apologie **), wo Sokrates sagt: „Von den Politikern ging ich zu den Dichtern, den tragischen und dithyrambischen, und so ferner, um mich dort auf frischer That zu ertappen, daß ich unwissender wäre, als sie. Ich nahm also von ihren Gedichten die zur Hand, die mir am sorgfältigsten gearbeitet schienen, und fragte sie, was sie da meinten, um dabey auch etwas von ihnen zu lernen. Ich schäme mich, ihr Männer, euch die Wahrheit zu gestehn. Doch es muß heraus. Kurz von der Sache: fast alle Anwesenden sprachen besser, als sie selbst, über das, was sie gedichtet hatten. Ich ward also in kurzem auch bey den Dichtern inne, daß sie nicht aus Weisheit dichteten, sondern aus Naturtrieb und begeistert, wie die Weissager und Orakelsänger. Denn auch diese sagen viele vortrefliche Dinge, verstehen aber nichts von dem, was sie sagen. So ungefähr schien mir's auch den Dichtern zu gehn. Und dabey merkte ich noch, daß sie sich, ihrer Poesie halber,

*) *Menon.* p. 99 C. D. T. II. Steph. oder S. 388. T. IV. Bip.

**) *Apolog.* S. 22 A — C. T. I. Steph. oder S. 51. T. I. Bip.

ber, auch in den übrigen Dingen, die sie gar nicht verstanden, die weisesten Menschen zu seyn dünkten.“ Noch sehe man auch die Stelle in den Gesetzen im vierten Buche *), wo es heißt: „Es ist eine alte Sage **), . . . deren wir selber uns stets bedienen, und die uns Jedermann gelten läßt, der Poet, so bald er auf dem Dreyfuß der Muse sitzt, sey seiner selbst nicht mehr mächtig, sondern lasse wie eine Quelle sprudeln, was ihm in den Sinn kommt ***); und, weil seine Kunst Nachahmung

*) S. 719 C. Steph. oder S. 191. T. VIII. Bip.

**) Jene Volksmeinung war auch Behauptung des Demokritos. Vergl. *Cic.* de Divin. I. 37. de Orat. II. 46. extr. *Horat.* A. P. 297. s. auch Serm. II. 3, 322. *Ovid.* Fast. VI. 5. etc.

***) Leser des Homer brauch' ich wohl nicht erst an die Stelle der Odyssee (I. Ges. v. 346 ff.) zu erinnern, wo auf die Vorstellung der Penelopeia an den Barden Phemios, nicht die traurige Heimfahrt der Achaier von Troja zu singen, weil sie durch diesen Gesang zu tief gerührt werde, Telemachos also erwiedert:

Meine Mutter, was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja die Sänger
Sind's, nur allein ist Zeus zu beschuldigen, welcher es eingibt
Allen erfindsamen Menschen, nach Willkühr jeden begeisternd.

ahmung ist, so müsse er, wenn er Menschen von entgegen gesetzten Charakteren redend einführt, oft Dinge sagen, womit er sich selbst widerspricht; wisse aber nicht bestimmt, ob das, was diese seiner Personen vorbringt, wahr sey, oder was jene."

Es fragt sich nun: sollte nach des Verfassers Absicht das in den angeführten Stellen Enthaltene der Poesie und den Poeten ehrenvoll seyn oder nicht?

Da das frühere Alterthum alles Vorzügliche, alles was die Fassungskraft des großen Haufens übersteigt, den Göttern zuzuschreiben pflegt: so könnte es scheinen, Platon sey hier in allem Ernst einer alten Meinung treulich gefolgt. So urtheilt auch Herr Tiedemann *). Bey näherer Betrachtung möcht' es aber wohl sich zeigen, daß unser Philosoph an jenen Stellen von den Dichtern so wenig ernstlich redet, als von den Orakelverkündigern und Weissagern, wenn er von diesen sagt, sie würden von göttlicher Inspiration getrieben. Die Spuren der Ironie sind, dünkt mich, sichtbar genug. Platon aber dachte, mein' ich, so: Ohne Genie, hat es nie einen vortreflichen Dichter gegeben und kann es keinen geben; ohne eine gewisse Begeisterung ferner können keine echt poetischen Werke zu Stande kommen. „Die dritte

*) Im Argumento Ionis (Diall. Plat. Argumm. p. 110).

dritte Art von Raserey, sagt er im Phaidros *), ist die, so von den Musen kommt. Diese, wenn sie eine zarte, noch unverfälschte, ungefärbte Seele ergreift, treibt sie an, wie in einer Bacchischen Schwärmerey, in Liedern und allen übrigen Gattungen der Poesie, die Wunder und Thaten der alten Welt zu verschönen, und dadurch den Künftigen lehrreich zu werden. Wer sich aber, ohne von dieser Musenwuth getrieben zu seyn, den Pforten der Dichtkunst nahet, in dem Wahne, die Kunst allein könne ihn schon zum Dichter machen: unvollkommen bleibt der, und die Poesie eines solchen nüchternen, schulweisen Dichters schwindet hin vor der Poesie der Rasenden (Begeisterten)." — Dieser eignen Ueberzeugung war jene herrschende Meinung des großen Haufens verwandt, daß der Dichter von den Göttern inspirirt würde; daß Apollon und die Musen ihn als Organ brauchten, um ihre Werke hören zu lassen. — Da dieser Vorstellungsart wenigstens etwas Wahres zum Grunde lag, (das kurz vorher vom Genie und dem poetischen Enthusiasmus Berührte): so trug Platon kein Bedenken, sich ihrer zur Verminderung des übergroßen Ansehns der für die vollkommensten Lehrer der Künste und Wissenschaften gehaltenen Dichter zu bedienen. Sie empfahl sich ihm um so mehr, weil er bey ihrer Zweyseitigkeit durch sie die Poeten nicht offenbar angriff, also nicht ohne Noth den Haß von Männern auf sich zog, deren Geschäft, in

*) S. 245 A. Steph. T. III. oder S. 317. T. X. Bip.

in frühern Zeiten wenigstens, als heilig angesehen wurde. Gegentheils konnten einige weniger Hellsehende unter den Dichtern vielleicht gar verleitet werden zu glauben, Platon wolle ihnen schmeicheln. Denn es klang ruhmvoll, wenn es hieß: Sie sind es, welche die Götter als ihre Dollmetscher brauchen *). — Mit Feinheit also bediente er sich dieser ganzen Manier, durch welche er die Poeten nicht leicht beleidigte, der gewöhnlichen Meinung treu zu bleiben schien, und dennoch bey dem Theil seiner Leser, der feinern Sinnes genug war, um auch leise ironische Winke zu verstehn, den Dichtern von ihrem Ansehn etwas entzog. Wie aber das letztere möglich war, wird deutlicher werden, wenn wir etwas tiefer zurückgehn.

Je größer im Menschen seine selbstthätige Wirkungskraft, desto größer seine Treflichkeit und Würde. Die Tugend selbst, absolut betrachtet, wird deßhalb allen übrigen Dingen vorgezogen und für die erste menschliche Vollkommenheit gehalten, weil sie den höchsten Grad innerer Selbstthätigkeit (αὐτοπϱαγίας) erfodert **). Und so wird jedes menschliche Talent nach dem höhern Grade der dabey Statt findenden Selbstthätigkeit geschätzt. Denn je größer die Selbstthätigkeit, desto größer

*) Jon, in Müller's Ausg. S. 66. Οἱ δὲ ποιηταὶ οὐδὲν ἀλλ' ἢ ἑρμηνεῖς εἰσὶ τῶν θεῶν.

**) Scharfsinnig entwickelt dieß der Tiefdenker Tetens in s. Philos. Versuchen über die menschl. Natur, II. Th. S. 653 ff.

größer die Freyheit des Menschen. Je größer seine Freyheit, desto anwendbarer der Begriff der Zurechnung, und der Begriff des Verdienstes. Dem Verdienst gebührt aber Lob und Ehre. Singen nun die Dichter nur durch Inspiration eines Gottes; sind sie nicht Künstler von eigner Kunstfertigkeit, sondern nur Instrumente, worauf die Götter spielen: so fällt bey ihnen alle eigne Energie, und die auf sie gegründete, selbstverdiente Achtung hinweg. — Der Weg ist also sichtbar, auf welchem die scharfsichtigern Zeitgenossen durch jene auf eine feine Art benutzte Volksmeinung zu der Ueberzeugung geführt werden konnten, die Dichter hätten einen geringern Werth. Ja, selbst beym großen Haufen, der die Vorstellungsart vielleicht ganz wörtlich nahm, konnte sie unserm Philosophen zur Erreichung seiner Zwecke behülflich seyn. Denn sind die Dichter, wie es im **Jon** und in andern Dialogen heißt, ohne Besonnenheit, ohne Verstand (ἄνευ νοῦ), ohne alle Wissenschaft dessen, was sie singen: wie können sie dann taugliche Lehrer fast aller Dinge seyn? — Eben deßhalb, könnte jemand sagen, weil sie von der Gottheit inspirirt sind. — Allein, sie können ihre Gedichte nicht selbst **erklären**, antwortet Platon, eben weil sie selbst keine Wissenschaft haben, und nur kraft einer göttlichen Musenwuth so herrliche Dinge kund thun. — „Wie? bedürfen Gedichte einer besondern Erklärung?“ — Vor allen Dingen; denn **die Poesie ist räthselhaft** (αἰνιγματώδης).

II.

Dieß ist die andere Platonische Meinung, die ich im zweyten Abschnitt dieser Abhandlung erläutern wollte. Die classische Stelle darüber findet sich im zweyten Alkibiades *): „Aber auch dieser Dichter deutet räthselhaft an, wie fast alle Dichter pflegen. Die ganze Poesie ist ihrer Natur nach räthselhaft, und es ist nicht des Ersten, Besten Sache, sie zu verstehn. Kommt nun zu dieser ihrer Natur noch hinzu, daß sie einen eifersüchtigen Mann ergreift, welcher uns seine Weisheit nicht deutlich darlegen, sondern sie so sehr als möglich verhüllen will: so wird es offenbar ein erstaunlich schwieriges Ding, heraus zu finden, was Jeder von ihnen möge gemeint haben.“ An dieser Stelle spöttelt der Platonische Sokrates, indem er bey seiner Behauptung, daß die Poesie dunkel und räthselhaft sey, den Gedanken eines gewissen Dichters

*) p. 147 B — D. Steph. T. II. oder Kap. 17. p. 170. 171. ed. Biester. Ἀλλ' αἰνίττεται καὶ οὗτος (Homeros), καὶ οἱ ἄλλοι δὲ ποιηταὶ σχεδόν τι πάντες, ἔστι τε φύσει ποιητικὴ ἡ σύμπασα αἰνιγματώδης, καὶ οὐ τοῦ προστυχόντος ἀνδρὸς γνωρίσαι· ἔτι δὲ πρὸς τῷ φύσει τοιαύτη εἶναι, ὅταν λάβηται ἀνδρὸς φθονεροῦ τε καὶ μὴ βουλομένου ἡμῖν ἐνδείκνυσθαι, ἀλλ' ἀποκρύπτεσθαι ὅτι μάλιστα τὴν αὑτοῦ σοφίαν, ὑπερφυῶς δὴ τὸ χρῆμα ὡς δύσγνωστον φαίνεται, ὅ τι ποτὲ νοοῦσιν ἕκαστος αὐτῶν.

ters geradezu nach seinem eignen modelt *). Denn einen feinen, leichten Anstrich von Spott und Ironie wird hier Jedermann ohne Mühe sehen, wer für dergleichen ein Auge hat. Doch mit jener Stelle sey es, wie es wolle: so viel ist gewiß, daß die so hohe, einzige Autorität, ja Heiligkeit der Homerischen Gedichte der Grund war, daß diese öfters gewaltsam erklärt wurden, um heilsame moralische Vorschriften zu bestätigen. Dieser Manier haben sich auch nachher die weisesten Männer unter allen Völkern bey der Auslegung der für heilig gehaltenen Bücher bedient: der philologischen Interpretation zwar nicht zum Vortheil, wohl aber der Verbreitung besserer moralischer Begriffe. Damit dieß nun bey den Werken der Dichter leichter geschehn könnte, mußte man die Poesie räthselhaft nennen, und nicht für Jedermann verständlich. Dieß that Platon, wenigstens in seinen frühern Dialogen, und da, wo er populär schreibt. In den später verfaßten Werken dagegen, und da, wo er in ganzem Ernste philosophirt, wie in der Republik und in den Gesetzen, verfährt er weniger behutsam und ängstlich; hier erklärt er vielmehr ganz offen, was ihm in den Schriften der Dichter, und an der Poesie selbst mißfalle. In diesen Büchern also nimmt er weder zu dem

Vorge-

*) Schwerlich wird sich irgendwo im Platon ein auffallenderes Beyspiel seltsamer Interpretation finden, als gerade an der angeführten Stelle des zweyten Alkibiades.

Vorgeben seine Zuflucht, daß die Dichtkunst dunkel und räthselhaft sey; noch billigt er die allegorische Auslegungsart *), der er überhaupt wenig günstig gewesen zu seyn scheint, wenn gleich Einige ihn für ihren ersten Urheber und Patron ausgeben wollen **).

*) In der Republik II B. S. 378 D. sagt er, jene Götterkämpfe seyen weder ἐν ὑπονοίαις zu erzählen (ὑπόνοια nannten die frühern Schriftsteller, was die spätern ἀλληγορία s. Ruhnken. ad Tim. Lex. Plat. p. 200.), noch ἄνευ ὑπονοιῶν: denn ein junger Mensch könne nicht unterscheiden, was allegorisch sey, was nicht. s. auch Phaidros S. 229 C — 230. T. III. Steph. S. 284 — 286. T. X. Bip. Vergl. Merian von dem Einflusse der Wissenschaften auf die Dichtkunst I. Th. S. 79. ff.

**) Er braucht zwar zuweilen die allegorische Erklärungsart; aber seltner, und nur, wo er populär philosophirt. Dennoch darf man jene Auslegungsmanier Homerischer Fabeln, zufolge welcher man allenthalben tief versteckte Weisheit suchte, nicht gerade von Platon's Autorität herleiten: erstlich deßhalb nicht, weil schon im frühern Alterthume Mehrere sich der allegorischen Auslegung bedienten, wie Theagenes aus Rhegium, der zur Zeit des Kambyses es zuerst beym Homer that (s. *Scholl. Villois. ad Iliad.* Y. v. 67. p. 452. Vergl. *Tatian.* πρὸς Ἕλληνας c. 48. p. 105. 106. ed. Worth); wie Anaxagoras aus Klazo-

Klazomenä (*Phavorin.* ap. Diog. Laërt. II, 11.); wie Stesimbrotos von Thasus (Tatian. l. c.), Metrodoros von Lampsakus (Phavorin. l. c. Tatian. c. 37. p. 80.), und Andere; zweytens deßwegen nicht, weil Platon so weit entfernt ist, die seinen würdigern religiösen Vorstellungen widersprechenden Homerischen Mythen durch allegorische Erklärung von Vorwürfen zu befreyen, daß er sie vielmehr als sittenverderblich geradezu verwirft.

II.

Ueber die Laune, das Eigenthümliche des Englischen humour und die Frage: ob Xenophon unter die launigen Schriftsteller gehöre.

Hochzuverehrender Freund *)!

Ihr junger Freund hat eine zu hohe Meinung von meinen philosophischen Einsichten: sonst würde er seine Fragen Ihnen selbst zur Beantwortung vorgelegt und von Ihnen gewiß eine weit vollständigere Beantwortung derselben erhalten haben, als ich Ihnen unter meinen jetzigen wirklich sehr traurigen Umständen geben kann. Es sind nichts als einige Rückerinnerungen an alte Ideen, verbunden mit einigen durch die Meditation selbst entstehenden Ein-

*) Ein hiesiger Gelehrter hatte, im Nahmen eines seiner jüngern Freunde, den Verfasser um Aufklärung der in der Ueberschrift genannten Gegenstände gebethen. Der folgende Aufsatz ist als eine Antwort auf die gethane Frage zu betrachten.

Einfällen, welche ich hier auf das Papier werfen kann. Die Wißbegierde des jungen Philosophen wird dadurch gewiß nicht befriedigt werden: aber ich werde Ihnen doch bewiesen haben, daß ich mitten unter Krankheit und Schmerzen die Zeichen Ihrer Achtung und Ihres Andenkens zu schätzen weiß.

Der vorgelegten Fragen waren drey: „1) Was verstehen wir unter dem Worte Laune? 2) Wodurch unterscheidet sie sich von dem Englischen humour? und 3) Was macht den Xenophon zu dem launigsten aller griechischen Schriftsteller?“

Wenn man alles, was die Deutschen je unter dem Worte Laune verstanden, oder andre Nationen durch die anscheinenden synonymischen Wörter ausgedrückt haben, unter einen gemeinschaftlichen Begriff zusammen zwingen will: so kann nichts als Unbestimmtheit und Verwirrung herauskommen. Es ist in diesen Bestimmungen der kleinern und feineren Seelenäußerungen, welche durch die Wörter der verschiedenen Sprachen ausgedrückt werden, sehr viel willkührliches. Zu glauben, daß diese Unterschiede wirklich immer in der Natur der Seele liegen, ist an sich ein Irrthum und führt auf Irrthümer. Die Eintheilungen der Seelenkräfte und der verschiedenen Arten, wie sie sich äußern, sind in den Sprachen auf sehr mannigfaltige Weise gemacht, und zeigen die verschiedenen Ansichten an, unter welchen dem Menschen sein Inneres, intellectuelles sowohl als moralisches, in den verschie-

denen

denen National-Lagen, in denen er sich befindet, erscheinet. Die Franzosen wissen Verstand und Vernunft nicht so rein von einander abzusondern, wie wir. Schon dadurch wird ihnen die Kantische Philosophie schwer. Selbst Witz, ihr Eigenthum, wie man glaubt, hat kein eigenthümliches Wort in ihrer Sprache. Esprit ist es nicht; und wir haben wieder kein eigenthümliches Wort für den vielumfassenden Begriff von esprit. Wer wird sich wagen, die griechischen Wörter νοῦς, διάνοια λόγος durch gleich bedeutende deutsche vollkommen auszudrücken? In diese Willkührlichkeit der Wortbenennungen bey Sachen des Geistes und der sittlichen oder ästhetischen Empfindung, d. h. bey Gegenständen der Philosophie und der schönen Wissenschaften, absolute Gewißheit zu bringen, ist unmöglich oder verführerisch. Jede Nation hat ohne Zweifel etwas von der Wahrheit gesehen, jede ein Profil derselben beobachtet: und es ist vielleicht der größte Vortheil der Kenntniß mehrerer Sprachen, diese Fragmente von Wahrheit zu sammlen, oder doch die Mannigfaltigkeit der Gesichtspuncte, auch der unrichtigen, kennen zu lernen, unter welchen sich die Menschen ihr unsichtbares Wesen und dessen verschiedene Veränderungen und Thätigkeiten vorstellen können.

Die Ungewißheit, ob solche Nahmen von Eigenschaften und Dispositionen des Gemüths, und von deren Aeußerungen und Producten, etwas wahres ausdrücken, wird immer größer, je subtiler, flüch-

 tiger

tiger und vorübergehender jene Eigenschaften und Aeußerungen, und je weniger sie der täglichen Beobachtung aller Welt ausgestellt sind. Hier kann der Irrthum Eines Menschen, des ersten Erfinders des Worts, sich weit ausbreiten und lange erhalten. Was aber beständig von allen Menschen, oder sehr oft von vielen wahrgenommen und betrachtet wird, wird zuletzt richtig eingesehen, und der Sprachgebrauch wird durch die Einsichten bestätigt oder verbessert.

So ist es auch mit dem Worte Laune. Ich wäre sehr geneigt, vor der Untersuchung der Frage, **was ist die Laune?** (u. s. w.) die vorhergehn zu lassen: **giebt es eine Laune?** Ist irgend so etwas in der menschlichen Natur vorhanden, was sich von allen andern Seelenzuständen hinlänglich unterscheidet, und einen eignen Nahmen verdient? Ferner: Ist wirklich eine so eigenthümliche Art des Lächerlichen, oder des Witzigen, in den Werken des Geistes wahrzunehmen, die den eigenthümlichen Nahmen von humour nothwendig gemacht hat, und zugleich diesem Worte einen bestimmten Sinn giebt? Eben so würde ich fragen, nicht, **was ist Xenophons Laune?** sondern **ist Xenophon launig?**

Das letztre Factum bezweifle ich in der That sehr. Doch davon zuletzt. Daß aber hinter den Wörtern Laune und humour etwas wahres stecke, und es der Mühe werth sey, ihre Bedeutung aufzusuchen, davon bin ich im Grunde überzeugt. Ich schließe es, wenn ich mich um die Ur-

sachen

sachen dieser Ueberzeugung frage, aus der Länge der Zeit, in welcher sich beyde Wörter unter zwey aufgeklärten Nationen erhalten haben. Das deutsche Wort Laune ist in dem Munde aller Stände. Schon das ist ein gutes Vorurtheil für dasselbe, daß es doch etwas bedeuten müsse. Der Philosoph und der scharfsinnige Kopf kommt durch die Subtilität leicht auf hohle, d. h. auf leere Ideen. Der gemeine bon-sens muß etwas Solides, in die Augen fallendes vor sich haben, wenn er einen neuen Begriff in seinen Ideenkreis und ein neues Wort in seine Rede aufnehmen soll. Das Wort humour, so wie wir es gemeiniglich verstehen und gebrauchen, und das Wort launig, wenn es als Uebersetzung des erstern gilt, und als Epithet Schriftstellern und schönen Geistern zugeschrieben wird, ist in dieser Absicht weit mehr verdächtig. Da indeß die Engländer, nicht bloß die Kunstrichter, sondern alle Leser von Geschmack und Empfindung, darauf beharren, daß es zwey Arten von belustigenden Werken unter ihnen gebe: solche die eigentlich witzig und andere die humoristisch sind, und da die Leser aus allen andern Nationen, wenn sie mit dem Englischen bekannt worden sind, diesen Unterschied in ihren Werken wahrgenommen und die Begriffe selbst adoptirt haben: so ist alle Vermuthung dafür, daß auch das Wort humour etwas reelles ausdrücke, welches aufzusuchen wohl der Mühe werth ist.

Begriffe der Art lassen sich am leichtesten sowohl prüfen, als erklären, wenn man auf den Ur-

sprung und die Geschichte ihrer Benennungen, zurückgeht. Das Wort Laune ist ohne Zweifel ein altes deutsches Wort, welches wahrscheinlich von luna herkommt, und schon nach seiner Etymologie auf solche Gemüthsstimmungen hinweist, welche entweder so wandelbar als der Mond sind, oder unter seinem Einflusse stehen, weil man sie sonst nicht zu erklären weiß *). Daraus ergiebt sich die, wie ich glaube, älteste und allgemeinste Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigensinnige und vorübergehende Disposition des Gemüths, in seinem denkenden sowohl als in seinem empfindenden Theile, bedeutet. Denn sie ist zwey andern Arten der Seelenzustände und der Seelenthätigkeiten entgegengesetzt, solcher die sich aus bekannten Ursachen herleiten lassen, und solcher, die auf begreifliche oder sichtbare Endzwecke abzielen. Eine Idee, die nach den bekannten Gesetzen der Gedankenfolge aus dem, was man zuvor gesagt oder womit man sich beschäftiget und unterhalten hat, entspringt, wird von niemanden als launigt angesehen. Eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Witzes oder des Scharfsinns, die eine Folge einer guten Lectüre, oder eines geistreichen Gesprächs, oder auch des Weins und einer guten Tafel ist, hat nichts mit der Laune gemein. Ein Mensch, der fröhlich ist, weil ihm eine angenehme Begebenheit wieder-

*) Wenn auch diese Etymologie des Wortes Laune nicht die richtige seyn sollte, so wird deswegen doch das, was ich von dem Sinne desselben und von der Sache selbst gesagt habe, in seiner vollen Kraft bleiben.

fahren ist, oder betrübt, weil er die Nachricht von dem Tode eines Freundes bekommen hat, wird weder gut- noch übel-launig genannt. Eben so wenig wird der, welcher seinen Geist sammelt, und seine Fähigkeiten anstrengt, um etwas geistreiches in Schriften oder im Gespräche hervorzubringen, wenn es ihm gelingt, als wohl und glücklich gelaunt betrachtet. Wer sich, um Andern zu gefallen oder mit ihnen zu sympathisiren, alle Mühe giebt sich aufzuheitern, oder sich in ihren traurigen Zustand so viel möglich zu versetzen sucht, ist, wenn er diese Gemüthsstimmungen wirklich annimmt, deßhalb gewiß nicht von guter oder übler Laune. Wenn hingegen jemand eine ungewöhnliche Munterkeit oder Schwäche der Denkkraft, deren Ursache er selbst nicht einsieht, bey sich gewahr wird; wenn ihm Gedanken, und zwar Aufmerksamkeit erweckende Gedanken einkommen, von denen er selbst nicht begreift, wie er darauf gekommen ist; wenn er sich froh und guten Muthes, oder niedergeschlagen und traurig fühlt, ohne durch angenehme oder unangenehme Vorfälle dazu veranlaßt zu seyn; wenn er endlich keine besondere Absicht bey dem hat, was er jetzt thut und sagt, sondern so redet und handelt, bloß weil seine gegenwärtige Gemüthsstimmung es mit sich bringet: dann ist man geneigt, seinen Zustand oder sein Thun und Lassen mit dem Nahmen der Laune zu bezeichnen. Und diese unerklärlichen, plötzlich entstehenden, vorübergehenden und nicht vom Menschen absichtlich vorbereiteten oder veranlaßten Zustände sind von zweyerley Art. Einige

zielen auf starke und heftige Kraftäußerungen ab, und bringen nahmhafte Veränderungen in dem Zustande des Menschen, oder in den Dingen außer ihm, so weit sein Wirkungskreis reicht, hervor: andere äußern sich nur im geselligen und alltäglichen Leben, und werden durch gewisse Eigenthümlichkeiten seines Betragens und seiner Rede in Absicht kleinerer Sachen merklich. Die erstern sind, wenn sie den intellectuellen und denkenden Theil der Seele betreffen, die Begeisterung, die, wenn sie einen noch höheren Grad erreicht, Entzückung genannt wird und den Menschen durch eine ungewöhnliche Exaltation des Geistes außer sich selbst setzt. In Absicht des Empfindungs- oder Begehrungsvermögens gehört zu dieser Classe die Schwärmerey, die, wenn sie bis auf einen gewissen Grad steigt, in Anfälle von Wahnwitz ausartet. Die zweyte Classe nun wird unter dem Nahmen der **Launen** zusammengefaßt.

Man sieht leicht, daß diese beyden durch den Sprachgebrauch von einander abgesonderten Classen nicht in ihrem inneren Wesen, sondern nur theils in Absicht der Gelegenheiten und Gegenstände, theils dem Grade nach von einander verschieden sind. Sie können also auch, wie alle Gradationen, nicht genau definirt werden, und können in einander übergehen. Eine sehr muntere Laune, die den Menschen zu einem geistreichen Gespräche fähiger macht und ihm mehr gute Einfälle einflößt als gewöhnlich, ist von der Begeisterung des Schriftstellers und Dichters nicht weit entfernt; und ein launig-

launigter Eigensinn, bey welchem der Mensch selbst nicht weiß, was er will, oder seltsame und ausschweifende Begierden und Projecte hat, ist ein vorübergehender leichter Paroxysmus der Schwärmerey oder des Wahnsinns.

Diese Launen nun, eben weil man sie nicht zu erklären gewußt hat, weder a priori, aus den wirkenden Ursachen, noch a posteriori, aus den Absichten, haben alle Nationen seltsamen, wenigstens mechanischen und körperlichen Ursachen zugeschrieben. Der Deutsche, wenn meine obige Etymologie richtig ist, (wofür ich nicht mit Gewißheit stehe,) hat den Mond damit beladen: die andern Europäischen Nationen, deren Sprache aus dem lateinischen entstanden ist, haben sie aus dem Laufe oder der Beschaffenheit der Säfte hergeleitet und sie humores genannt. Die Wörter humeur und humour waren ursprünglich bey weitem nicht so sehr in ihrer Bedeutung unterschieden, als sie es jetzt, besonders im ästhetischen Sinne, sind. Beyde zeigten nehmlich eine eigene und dem Menschen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beschaffenheit der Säfte, oder auch vielleicht, nach Aristotelischer Physiologie, von einem Uebermaße der Trockenheit oder Feuchtigkeit des Körpers, oder endlich von irgend einem in die Blutmasse sich mischenden unbekannten Stoffe abhinge. Eben deßwegen, weil diese Stimmung aus physischen und noch dazu unbekannten Ursachen herzuleiten war, ließ sie sich nicht nach den geistigen Gesetzen weder der natürlichen Gedankenfolge

folge, noch der freywilligen Subordination der Endzwecke erklären. In so fern waren also beyde Wörter mit dem deutschen Worte Laune vollkommen gleichbedeutend. Auch noch jetzt werden beyde auf dieselbe Weise in Redensarten gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur ist nicht mehr und nicht weniger als wohl- oder übellaunig seyn. to be in god or bad humour, ist, glaube ich, im Englischen eine eben so geläufige Redensart. Die humori der Italiäner sagen etwas ähnliches, und selbst humorista ist ihnen nicht fremde.

Aber wie es den Engländern und Franzosen in vielen Puncten der Sprache, der Sitten und der Verfassung gegangen ist, daß sie von einem Puncte ausgegangen sind und sich in der Folge fast bis zum entgegengesetzten entfernt haben: so haben auch die beyden Worte humeur und humour, absolute und ohne alles Epithet gebraucht, eine sehr verschiedene Bedeutung erhalten. Humeur, für sich, heißt immer Uebellaune oder vielmehr Unwille und ein Anfall von Zorn. Avoir de l'humeur heißt so viel als verdrießlich oder auf jemanden unwillig seyn. Humour hingegen, absolut als Nahme einer gewissen Gemüthsstimmung gebraucht, wird mehr für die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu sonderbaren aber doch belustigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an Andern, oder zu einer naiven Darstellung seiner eignen lächerlichen Seiten gehalten: lauter Sachen, die ohne einen gewissen Frohsinn, sey er

auch

auch mit etwas Schmerz oder Uebelbehagen vermischt, nicht bestehen können. Und vielleicht macht dieses Bitter-Süße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoristischer Einfälle aus.

Vielleicht wird sich dieser letztere Begriff auf einem andern Wege der Untersuchung rechtfertigen lassen. Um nehmlich etwas vollständiger zu entwickeln, was humour in seiner späteren und eingeschränkteren Bedeutung, wenn es, ohne Zusatz, von Personen oder Schriften einen gewissen Charakter angeben soll, eigentlich in sich schließe, scheint es eine schickliche Methode zu seyn, dem Uebergange des älteren und allgemeineren Begriffs auf diesen besonderen nachzuspüren. Humour oder Laune an sich ist weder eine Disposition zum Vergnügen noch zur Traurigkeit, sondern eine seltsame und außergewöhnliche Stimmung des Gemüths überhaupt. Und in so fern diese Stimmung Gedanken und Einfälle hervorbringen soll, so werden auch diese Einfälle in ihrer Art seltsam und außerordentlich seyn und durch ihre Abweichung von anderer Menschen Ideen, oder von der eignen Denkungsart des Menschen, selbst Andere in Verwunderung setzen. Es werden Träume eines Wachenden seyn, Bilder oder Ideen, welche sich ihm wider seinen Willen aufdringen und ohne sein Zuthun von selbst ihren Fortgang nehmen. So wie nun die Träume des Menschen sehr durch die Fähigkeiten und den Charakter, welche er im Wachen hat, bestimmt werden, und der witzige Kopf anders träumt als der

Dumm-

Dummkopf: so werden auch diese Einfälle des Launigten, die, von Vernunft und Absicht nicht regiert, gleichsam nur von selbst aus seiner Imagination hervorquellen, durch den Stempel seiner natürlichen Anlagen und Gesinnungen ganz vorzüglich bezeichnet. Der humour des gemeinen Kopfs und des seichten Charakters ist das erbärmlichste Ding von der Welt: und was er hervorbringt ist noch tausendmahl schlechter als was dieser Kopf, wenn er nicht launigt wäre, hervorbringen würde. Wenn aber ein vorzüglicher, mit Witz und Einsichten begabter Geist, oder ein edler, wenigstens ein liebenswürdiger und einnehmender Charakter in diesen launigen Zustand geräth: so haben die ihm zuströmenden Gedanken zuerst etwas sonderbares und ungewöhnliches in Stoff und Ausdruck, und erwecken dadurch die Aufmerksamkeit des Zuhörers; und sie behalten zugleich doch diejenige Feinheit und Delicatesse, oder diejenige Wahrheit und Tiefe des Sinnes, oder die Menschenfreundlichkeit und moralische Tendenz, welche aus jenen natürlichen Anlagen und unveränderlichen Eigenschaften fließen: sie gefallen also doppelt: durch ihre anscheinende Neuheit und Originalität, und durch ihren wahren innern Werth. So wie man nun oft nach dem vorzüglichsten in einer Gattung, nach dem, was die Griechen durch ihr κατ᾽ ἐξοχὴν ausdrücken, die ganze Gattung benennt: so hat man auch im Englischen diese Laune des guten, witzigen Kopfs zum humour oder zur Laune an sich im absoluten Sinne gestempelt. Da die Laune eine sonderbare, von

dem

dem völlig gesunden, völlig vernünftigen Zustande abweichende Stimmung ist: und jede solche Abweichung mehr oder weniger an das Ungereimte gränzt und das Lächerliche herbeyführt: so ist kein Wunder, daß der humour vorzüglich mit dem Komischen verwandt ist und sich in demselben am öftersten zeiget; daher man oft das Launige blos als eine Unterart des Lächerlichen betrachtet. Entweder entfaltet jener witzige und menschenfreundliche Humorist die Seltsamkeit seines jetzigen Zustandes selbst; so bietet er sich selbst dem Belachen Anderer auf eine gutherzige Weise Preis und wird dadurch naiv: oder er beurtheilt andre Dinge seiner jetzigen Stimmung gemäß von ihrer selten betrachteten Seite, besonders von der ihrer verborgenen Ungereimtheiten und Widersprüche; und er wird dadurch komisch und satyrisch.

Es giebt indeß, auch nach dem Geständniß der Kunstrichter, humoristische Einfälle, die keines von beyden sind. Es ist nehmlich mit jeder Laune verbunden, daß während derselben die Gedanken des Menschen ein Spiel des Zufalls oder seiner Organisation und der von dem Vernunftzwange gewissermaßen befreyten Imagination sind. Er wählt nicht, was er sagen will, sondern redet, was ihm einkommt. Und in dieser Stimmung zeigen sich oft die ersten natürlichen Anlagen, und die innersten verborgensten Falten am deutlichsten. Man wird wieder offenherzig, wie ein Kind, und so leicht durchzuschauen als dasselbe. Daher behauptet man, daß der Engländer, der von diesen ersten

sten Anlagen und diesen verborgenen Eigenheiten mehrere durch's ganze Leben beybehält, sie weniger durch Erziehung, Umgang mit Unterwerfung unter die Gesetze der Mode verwischt als andre Nationen und nahmentlich seine Nachbarn, die Franzosen, auch mehr Anlage zum Humoristen habe.

Dieß hängt mit meiner ersten Erklärung der Laune zusammen: nach welcher sich dieselbe von dem gewöhnlichen Zustande vornehmlich dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht aus begreiflichen Ursachen, die vorhergegangen wären, erklären läßt und mit keinen Endzwecken und Absichten zusammenhängt. Dem zufolge wird das Unerklärliche des Ursprungs und das Unabsichtliche der Wirkungen, das Eigenthümliche humoristischer Einfälle und Gedanken ausmachen. Ich werde diesen Leitfaden noch einen Augenblick verfolgen, um meinen Gedanken über diesen Gegenstand ihre Vollständigkeit zu geben.

Es giebt nehmlich zwischen den witzigen Einfällen oder dem, was man Pläsanterien nennet, und selbst zwischen den witzigen Köpfen einen ähnlichen Unterschied. Es giebt unter den erstern solche, die man von der Person, welche sie sagt, erwartet, die gar keinen außerordentlichen Zustand bey ihr voraussetzen; die sie vielmehr nie so künstlich und so fein hätte zusammensetzen können, wenn sie nicht bey vollem Bewußtseyn und bey voller Unabhängigkeit von ihrem Körper gewesen wäre. Man erkennt zugleich bey dieser Art witziger Gedanken, daß der, welcher sie sagte, die Absicht hatte,

hatte, Andre zu belustigen, daß er seine Kraft und seine Aufmerksamkeit auf diesen Endzweck richtete, und daß er also nicht gleichsam von Ungefähr sondern aus Vorsatz witzig war. Es giebt hingegen eine zweyte Art witziger Gedanken; die tragen weit deutlicher das Gepräge eigentlicher Einfälle. Ihrem Ursprunge läßt sich weit weniger nachspüren. Sie sprühen oft wie Funken aus einem finstern, scheinbar ernsthaften, sogar grämlichen Grunde der Seele hervor; sie sind zugleich im Ausdruck weniger ausgearbeitet und vollkommen, oder zeigen bald durch zu grelle bald zu schwache Farben den etwas unbehaglichen oder nicht völlig kraftvollen Zustand ihres Urhebers. Eben so wenig als dieser das Komische oder Naive, was er sagt, scheint gesucht zu haben, so wenig scheint er dadurch etwas erreichen zu wollen, nicht einmahl den Beyfall der Zuhörer. Er wird, so glauben wir es wenigstens, da sein Geist unter der Herrschaft körperlicher Beschaffenheiten steht, fortgerissen, das zu denken oder zu sagen, was diesem mechanischen Einflusse gemäß ist. Jene erste Gattung des Komischen macht, wie ich glaube, das eigenthümliche Gebiet des Witzes, die letztere das Gebiet des humours oder der Englischen laune aus. Der witzige Kopf ist gesund und heiter, der Humorist ist immer ein wenig kränklich, oder hat das Ansehen des Kränklichen. Jener hat die natürliche Fähigkeit, das Belachenswerthe in den Dingen aufzusuchen, und benutzt sie am besten, wenn er selbst in einem vollkommen natürlichen Zustande ist. Die-

ser hat nur Geisteskräfte überhaupt; er ist an sich ein feiner Beobachter, ein scharfer Denker, vielleicht ein subtiler Erklärer der Erscheinungen, vielleicht ein strenger Moralist. Daß aber diese Fähigkeiten sich gerade auf die Entdeckung des Lächerlichen wenden, daß sie ihm die Sachen mehr von der Seite ihrer Ungereimtheiten als ihrer nützlichen oder schädlichen Eigenschaften zeigen: das ist ihm nicht ganz gewöhnlich; das hängt von seiner gegenwärtigen Stimmung ab, und er kann sich gewissermaßen das Verdienst des Vergnügens, welches er macht, nicht zueignen. Eine Folge hiervon ist die Eigenthümlichkeit des Humoristen, daß er mehr sich selbst schildert als der witzige Kopf, oft mehr belustiget, weil er belachenswerth erscheint, als weil er das Lächerliche in andern Dingen aufgefunden hat. Der Witzige nehmlich lebt, wie jeder gesunde völlig heitre Mann mehr außer sich, nimmt seinen Stoff immer zuerst aus andern Gegenständen, und kehrt nur mit einer Art von Zwange in sich selbst zurück. Der Humorist ist wie ein etwas kränkelnder Mensch immer zuerst mit sich selbst beschäftiget, er muß erst durch etwas gereizt und aufgefordert werden, seine Gedanken auf Gegenstände außer sich zu richten. Diese Reizung wird ihm oft durch die geheime Unbehaglichkeit, die er fühlt, die aber nicht hinlänglich ist, seine Kraft völlig zu unterdrücken, gegeben. Und so stellen seine Gedanken ein gemischtes Bild seiner Eigenheiten, die er bloß verräth, und des Komischen in den Dingen dar, welches er wirklich schildert. Man glaube

nicht

nicht, daß die Franzosen, weil es ihnen an einem eigenthümlichen Worte für das, was die Engländer humour nennen, gebricht, deßwegen dieses Charakters unter ihren Landsleuten und Schriftstellern gänzlich entbehren. Sie haben allerdings mehr witzige Köpfe als Humoristen, weil sie im Ganzen genommen ein sehr lustiges und gemeiniglich wohllaunigtes Volk sind. Vielleicht liegt die Ursache, warum sie ihren humeur im absoluten Sinne bloß für Uebellaune gelten lassen, eben darin, daß sie in ihrem gewöhnlichen Zustande immer heiter und froh sind, und Trübsinn oder Neigung zum Verdruß bey ihnen nur das Außerordentliche und Ungewöhnliche ist. Sie setzen überdieß auf witzige Einfälle einen so großen Werth, daß jedermann seine Fähigkeit auf diese Seite hinlenkt, und überwiegender Hang ihrer guten Gesellschafter und ihrer Schriftsteller geworden ist das Lächerliche in allen Gegenständen aufzusuchen und die Farbe desselben bey deren Schilderung, es sey zur Zeit oder zur Unzeit, durchschimmern zu lassen. Voltäre war ein witziger Kopf, im vorzüglichen Sinne des Wortes, und seine Schriften haben diese Stimmung noch mehr in der Nation verbreitet. Auch Molieres, Regnards, Pirons Lustigkeit und Scherze sind das Werk des das Lächerliche absichtlich aufsuchenden und glücklich findenden Witzes. Aber der gute La Fontaine scheint mir ein wahrer Humorist zu seyn; daher bewundern ihn die Franzosen auch so sehr, weil er in einer Gattung excellirt, welche ihrer Nation fremd und den Lesern also neu

und auffallend ist. Seine komischen Farben sind so sanft aufgetragen, wie vom Witze nie geschieht, der immer auf Wirkung rechnet und daher alles thut den komischen Eindruck zu verstärken: da hingegen der Humorist nicht belustigen, sondern bloß seine Meinung sagen will, und kaum weiß, daß er satirisch und komisch ist. Ein anderer Charakter des Humors, daß das Witzige sich bey ihm so leicht mit dem Philosophischen verbindet und der Humorist offenherziger seinen eignen Charakter und seine Mängel entdeckt, wodurch er oft glücklicher als Andre auch die Natur des Menschen überhaupt schildert: auch dieser Charakter findet sich in la Fontaines Fabeln. Die Geschichte seines Lebens, welche ihn als einen Mann von sehr abwechselnden und oft sehr seltsamen Launen darstellt, vollendet die Vermuthungsgründe für meine Meinung, daß das, was die Franzosen so sehr in ihm bewundern, wahrer Englischer humour sey. Wenn die Frau von Sevignes an ihre Tochter schreibt: „Liebe Tochter! „Wie lang wird mir dieser Monath! Mein „einziger Trost ist, daß noch niemand mitten im Monathe stecken geblieben ist.“ Wenn die Madam la Fayette aus eben dem Zeitalter und aus dem Gesellschaftskreise der Frau von Sevignes zu einer ihrer Freundinnen sagt: „Es scheint mir selbst sonderbar, daß, wie ich „finde, alle andere Leute zuweilen recht „und zuweilen Unrecht haben: ich aber habe „immer Recht;“ Wenn sie zu einer andern Zeit sagte: „ich tröste mich darüber, daß ich so we-

„nig

„nig von Geschichte weiß; wenn ich bedenke, „daß das, was heute unter meinen Fenstern „vorgeht, künftig einmahl Geschichte seyn „wird:“ so sind diese Einfälle im eigentlichen Verstande humoristisch. Vielleicht sind überhaupt in Frankreich die Frauenzimmer mehr als die Männer zu dieser Art der Einfälle aufgelegt; eben weil sie mehr Launen haben oder sich mehr denselben überlassen. Das was sie ehedem Vapeurs nannten, kam dem humoristischen Zustande der Engländer ziemlich nahe. Eine geistreiche Frau, welche vapeurs hatte, wenn diese nicht affectirt waren, war ganz dazu bestimmt, diese eigne Mischung von Witz und Thorheit hervorzubringen, wodurch sich der humour unterscheidet.

Unter den Engländern ist Swift nach meinem Urtheil das Ideal ihrer witzigen Köpfe, Sterne das Ideal ihrer Humoristen: und Buttler in seinem Hudibras so wie Fielding in seinem Tom Jones vereinigen, wie mich dünkt, beydes; sie selbst sind witzig, ihre Helden sind launig. Zur Probe des Swiftischen Witzes kann gleich der Anfang seines Mährchens von der Tonne dienen: „Große „Philosophen, sagt er, haben die Bemerkung ge„macht, daß in dem größten Gedränge, wo kein „Apfel mehr zur Erde kann, doch über den Köpfen „der Menschen noch Raum genug sey: die große „Schwierigkeit aber ist, dahin zu kommen und sich „da zu erhalten. Daher haben die Menschen, wel„che unter einem gedrängten Haufen sich haben ei„nen bequemen Platz und freyen Spielraum ver-

„schaffen wollen, um ihn nicht nur zu sehen, son„dern auch von ihm gesehen und gehört zu werden, „auf Maschinen gedacht, durch welche sie ihren „Standort über den Standort der übrigen Menge „erhöhen könnten. Unter diesen Maschinen, wovon „viele wieder vergessen worden, haben sich vornehm„lich drey im Andenken und im Ansehen bey den Men„schen erhalten, und die, welche auf dieselben treten, „sind immer sicher eine Menge Zuhörer um sich her „zu versammeln. Diese drey Maschinen sind: die „Kanzel, das Theater und der Galgen *).“ Alles dieß ist gewiß ächt witzig und komisch: aber es ist zugleich gewiß absichtlich aufgesucht und zusammengestellt, das Werk des Vorsatzes und der Bemühung, nicht des Zufalls und der Eingebung. Wenn Sterne uns hingegen in derjenigen Beschreibung einer Reise nach den mittäglichen Provinzen von Frankreich, die er in seinem Tristram Shandy eingerückt hat, erzählt, wie er in Lyon das Aufsuchen und Besehen der Merkwürdigkeiten, die er in seine Schreibtafel aufgezeichnet hatte, recht als eine Frohn-

*) Um diese Zusammenstellung, welche bey allem ihren Witze doch vielleicht etwas Anstößiges hat, nicht auch unrichtig zu finden, muß man sich erinnern, daß es in England sehr gewöhnlich ist, daß die Delinquenten Reden vom Galgen herab halten, welche sogar nachgeschrieben und den folgenden Tag gedruckt werden, und die Neugierde des Volks so sehr als irgend ein Schauspiel reitzen und unterhalten.

Frohnarbeit betrieben habe; daß ihm im Grunde an nichts eigentlich gelegen gewesen sey, als das Grabmahl eines Amandus und einer Amanda, zweyer Liebenden, welche er aus einem alten Roman kannte, und die nach einer Trennung vieler Jahre vor einem Thore von Lyon unerwartet zusammentrafen und vor Schrecken der Freude zugleich starben, zu besichtigen und zu befeyern; wenn er uns erzählt, wie froh er gewesen sey, als er gehört hätte, daß das berühmte Glockenspiel auf der Cathedral-Kirche, welches er geglaubt hätte durchaus besehen zu müssen, ob er gleich vorausgesehen hätte, daß er von dem ganzen Kunstwerke nichts begreiffen würde, da ihm selbst der Mechanismus einer Scheerenschleifer-Mühle nie recht deutlich geworden sey, jetzt in der Reparatur sey und niemanden gezeigt werde; wenn er auf ähnliche Weise mit Freuden der Jesuiten-Bibliothek los wird, die sich gerade in größter Unordnung befindet; und wenn er nun endlich, da er mit wahrem Drange des Herzens und der Wißbegierde dem Monument seines Amandus und seiner Amanda zueilt, und von diesem keine Spur an dem bestimmten Orte antrifft, nur von den Leuten, die er darnach fragt, beynahe ausgelacht wird: so ist das alles äußerst belustigend und hat mit witzigen Einfällen gleiche Wirkung: aber es zeigt zugleich einen Menschen von einer sonderbaren Denkungsart, und der sich allen Eindrücken, welche zufällig auf ihn, selbst in der ersten Kindheit, gemacht worden sind, Preis giebt. Er glaubt eine höchst unwahrscheinliche Ge-

schichte, weil sie seine Einbildungskraft einst sehr angenehm beschäftigt hat; und er befolgt wie ein Kind und doch ohne Aufseher die Regeln, welche in irgend einer unbedeutenden Reisebeschreibung für seine Forschungen in Lyon vorgeschrieben worden sind. Wenn ich irgend Begriff von Humor habe; so glaube ich diese Einfälle für humoristisch erklären zu können. Unter uns Deutschen ist ohne Zweifel der witzigste Kopf Lessing, und Musäus der launigste Schriftsteller. Der Witz ist fast immer satirisch und zuweilen etwas boßhaft, die Laune ist gemeiniglich gutartig und sie macht oft zu lachen, ohne irgend jemanden herabzusetzen. Auch durch diesen Charakter unterscheiden sich vielleicht diese beyden Männer; obgleich Musäus weit öfterer satirisch als Lessing bloß lustig ist.

Ich komme auf die dritte Frage Ihres jungen Freundes: ob Xenophon der launigste aller griechischen Schriftsteller sey, und worin seine Laune bestehe? Ich erinnere mich ähnliche Aeußerung von einer ganz eigenthümlichen Laune des Xenophon in neuern Schriften gelesen zu haben. Ich gestehe aber, daß diese jungen Forscher des Alterthums in den Alten so tief sehn, und in ihren Werken so viel entdecken, daß ich, da ich nichts davon gewahr werde, die Schwäche meiner Augen oder meine Vorurtheile anklage. Ich muß indeß die Sache so sagen, wie ich sie einsehe.

Ich begreife nicht, wie Xenophon zu dem Rufe hat kommen können, ein launiger Schriftsteller zu seyn. In welcher seiner Schriften sollte er dieß

seyn?

seyn? Doch gewiß nicht in seiner griechischen Geschichte, in seinem Rückzuge der Zehntausende, in seiner Schilderung der Atheniensischen und lacedämonischen Republik. In allen diesen Werken verfolgt er blos ernsthaft die Absicht eines Geschichtschreibers, die Thatsachen ins Licht zu setzen, und sagt kein Wort als was unmittelbar zu dieser Absicht gehört; er ist in denselben nicht mehr Philosoph als nothwendig ist, um die Begebenheiten in ihrem Zusammenhange darzustellen, und ist nicht mehr schöner Geist, als nöthig ist, um deutlich und ohne Sprachfehler zu schreiben. Er ist so gar trocken, welches das Widerspiel des launigen ist. Er erlaubt sich nicht einen einzigen Einfall, und die ganze Anlage seines Geistes, seiner Geschichte und seiner Schreibart läßt auf keine feine, noch weniger auf satyrische Beobachtungen hoffen. Die Cyropädie ist zwar ein Roman: aber sie soll doch durchaus Wahrheit und Geschichte vorstellen, und trägt ganz die Farbe und das Gepräge der didaktischen Schreibart. Also bleibt wohl kein ander Werk übrig, in welchem Xenophon für einen launigen Schriftsteller angesehn werden kann, als die Denkwürdigkeiten des Sokrates. Aber auch hier ist alles, was Xenophon in seinem eignen Namen sagt, ernsthaft, und in seinem gewöhnlichen, einfachen und trocknen Stile. Also wird es wohl nur Sokrates seyn, der in diesen Unterredungen eigentlich als launigt erscheint; die Ironie desselben wird Laune seyn, und Xenophon wird sich blos dadurch als ein launiger Schriftsteller bewähren, daß er diesen

eigenthümlichen Charakter des Sokratischen Dialogs so wohl zu erhalten und so deutlich auszuzeichnen versteht.

Aber zuerst ist diese Ironie des Sokrates selbst nicht Laune. Sie ist anmuthig, aber selten komisch und wird es nur durch die Prahlerey der Mitunterredner. Noch viel sichtbarer aber ist sie vorsätzlich, oder Zug des Sokratischen Charakters, nicht zufällig und Folge einer vorübergehenden Stimmung.

Theophrast hat uns von der Ironie, unter seinen Charakteren, eine Definition und eine Schilderung zurückgelassen, welche meine Meinung vollkommen bestätiget: ob er gleich nur die allgemeine Gattung schildert, von welcher die Sokratische Ironie eine besondere Unterart ist. Die Ironie, sagt er, ist eine vorsätzliche Erniedrigung und Herabsetzung seiner selbst, um irgend eine bestimmte Absicht des Eigennutzes oder irgend einen Vortheil zu erreichen. Dieß paßt auf die Manier des Sokratischen Dialogs vollkommen. Sokrates stellte sich einfältiger und unwissender, als er ist, und kehrt zu den ersten kindischen oder ganz gemeinen Begriffen der Menschen, als den einzigen, die ihm bekannt wären, und von denen er bey seinen Untersuchungen ausgehen müßte, zurück. Er thut es aber immer in einer bestimmten Absicht, und zwar hauptsächlich in einer zwiefachen. Entweder will er wißbegierige und unwissende Schüler dadurch leichter und auf eine anmuthigere Weise belehren, indem er sich ihnen gleich stellt und sich mit ih-

ihnen zugleich zu unterrichten scheint; wodurch es ihm zugleich eher gelingt, die ihnen beywohnenden mangelhaften Ideen zu erforschen und ihre eigne Denkkraft zu Untersuchungen zu erwecken, als wenn er die Erhabenheit seiner Einsichten über die ihrigen gezeigt hätte. Oder er hat die Absicht prahlende Sophisten zu demüthigen und, indem er ihrer vorgegebenen Allwissenheit seine bescheidne aber angenommene Unwissenheit entgegen setzt, das Lächerliche ihrer Anmaßungen ins Licht zu setzen; wenn er doch mit seiner Einfalt ihre Weisheit zu Schanden macht und mit seinen gemeinen und alltäglich ausgedrückten Ideen ihre subtilen und beredten Sophistereyen auf augenscheinliche Ungereimtheiten bringt.

Alle Charaktere der Laune fehlen also der Sokratischen Ironie. Und in der That war sein Charakter und seine Leibesbeschaffenheit so fest und er scheint immer so gleichförmig gestimmt gewesen zu seyn, und so übereinstimmend mit sich selbst gedacht und gehandelt zu haben, daß das Launigte, welches Schwäche und Abwechselungen voraussetzt, bey ihm kaum Statt finden konnte.

Aber auch diese Ironie, wäre sie launigt, findet sich in den Denkwürdigkeiten des Sokrates weit weniger als in den Platonischen Gesprächen. In den meisten der Dialogen, aus welchen jene bestehen, ist Sokrates vollkommen ernsthaft und redet wirklich als weiser Freund, als Rathgeber, als Lehrer. Aber auch in den wenigen, in welchen er Unterricht

über

über die Dinge einzuhohlen scheint, worüber er im Grunde den Mitunterredenden belehren oder von Vorurtheilen zurückbringen will, ist diese Verstellung durch die Xenophontische Einfalt und Ernsthaftigkeit des Styls gemäßiget, und der ganz unlaunige Erzähler bringt auch den Mann, welchen er als Redenden auftreten läßt, zu seinem eignen Tone zurück *).

Dieß,

*) Nach Endigung dieser Abhandlung, habe ich von eben dem Freunde, welcher mir obige Frage vorgelegt und mit dem Schriftsteller Lessing, während der Zeit, daß dieser in Breslau war, einen vertrauten Umgang unterhalten hat, erfahren, daß Lessing es sey, welcher Xenophon für den launigsten aller griechischen Schriftsteller erklärt habe. Ich bin überzeugt, daß, wenn Lessing dieses Paradoxon in einer öffentlichen Schrift vertheidigt hätte, wozu er, wie dieser sein Freund sagt, wirklich den Vorsatz hatte, er sowohl in der Entwickelung seines Begriffes von der Laune, als in seinen Untersuchungen über den xenophonteischen Styl sehr viel Lehrreiches und auch sehr viel Wahres würde gesagt haben. Ich kann es aber doch für nicht mehr und nicht weniger, als ein Paradoxon, halten, dergleichen Lessing mehrere zur Vertheidigung eben deswegen übernahm, weil er in der Ueberwindung von Schwierigkeiten seinen Scharfsinn und Witz am besten zeigen konnte.

Dieß, theurester Freund, sind meine Gedanken über den vorgelegten Gegenstand. Nehmen Sie mit denselben vorlieb, so wie sie in den kurzen Intervallen zwischen Schmerz und Schwäche von mir haben aufgefunden werden können. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr

Breslau,
den 9ten Febr.
1798.

gehorsamster Diener
Garve.

III.

Bruchstücke aus dem englischen Gedicht The botanic Garden.

Das englische Gedicht the botanic Garden, aus welchem ich hier einige übersetzte Bruchstücke liefere, ist in seinem Vaterlande mit einem Beyfall aufgenommen worden, der in kurzem die sechste Auflage nöthig gemacht hat, und in Deutschland von dem gewiß einsichtsvollen Recensenten in den Göttinger Zeitungen mit einem Lobe beehrt worden, das auch meine Neugierde erweckte und meine Erwartungen sehr hoch spannte. Er sagte, daß dieses Gedicht den Grad der Wissenschaft und des poetischen Genies, zu welchem unser Jahrhundert gelangt wäre, in sich vereinigt darstelle, daß es alle unsre Entdeckungen in der Naturkunde und Chemie bis in ihre kleinsten Theile verfolgte, und doch diese mit allem Glanze der höchsten Poesie zu bekleiden wüßte.

Ich habe nun zwar, bey der eigenen Durchlesung des ersten Theils dieses Gedichts, welcher die Lehrsätze der allgemeinen Physik und Chemie enthält, (denn der zweyte, welcher ganz botanisch ist, machte mir in diese Wissenschaft ganz Ungeweih-

weihten das Verstehen zu schwer und den Genuß der dichterischen Schönheiten unmöglich,) das Urtheil des Recensenten in seinem ganzen Umfange nicht unterschreiben können; aber ich habe eher es zu mäßigen und einzuschränken als es zu widerrufen Ursache gefunden. Ich fand in der That, was ich zum voraus erwartete, daß der Gegenstand eigentlich nicht poetisch sey, daß unsere physische und chemische Kenntnisse, besonders in ihren letzten und subtilsten Zweigen, nicht anders, als mit einigem Zwange und nicht immer mit vollkommener Deutlichkeit, poetisch dargestellt und ausgeschmückt werden können. Gerade deßwegen scheint mir der Dichter seinen poetischen Ausdruck um desto mehr erhoben und ihn selbst zuweilen dem Schwulste nahe gebracht zu haben, um das Trockene und Prosaische seines eigentlichen Subjects desto vollkommener zu verbergen. Daß er die Kräfte der Erde und Erdarten in Gnomen, die der Luft in Sylphen, die des Feuers in Salamander umschafft, giebt dem Ganzen nur den Schein, nicht das Wesen einer poetischen Fiction. Diese dem Leser ganz unbekannten und eben deswegen ganz uninteressanten Wesen, weil er an ihre Namen weder vorhergegangene Ideen noch Empfindungen knüpft, handeln nicht, wie die Götter doch in der höhern Poesie thun sollen. Ihre geistige Natur hat keinen Einfluß auf die physischen und chemischen Erscheinungen, zu deren Hervorbringung sie herbey gerufen werden. Sie haben keinen so eigenthümlichen Charakter, daß man die Gnomen von den Sylphen unterscheiden würde, wenn nicht die

Ver-

Verschiedenheit der Elemente, welchen sie vorstehn, oder welche von ihnen belebt werden sollen, beständig gleichsam zur Erklärung ihrer Natur diente. Man hat es mit Recht Popen zu großem poetischen Verdienst angerechnet, daß er die an sich ungereimte Erfindung des Gabalis, die Natur und die Liebeshändel der Sylphen, in seinem Lockenraub so vortreflich angewandt hat. Aber er weiß diese lustigen Wesen mit den weiblichen Naturen und Charakteren, die er zu schildern hat, so genau zu vereinigen, er weiß durch die Action derselben unbedeutende gesellschaftliche Auftritte, welche der Stoff seines Gedichts ihm darbot, dergestalt zu erheben, und dem was an sich gemein oder sogar ungesittet scheinen könnte, eine solche Galanterie und Feinheit zu geben, daß man, um der Annehmlichkeit der Wirkung willen, das ungereimte Daseyn der Ursachen vergißt, und kurz es gelinget ihm das Interesse der Geschichte selbst durch die Mitwirkung der Sylphen zu vergrößern, indeß er zugleich durch sie Anlaß zu einem mehr dichterischen Ausdrucke bekommt. Nichts von allem diesen ist der Fall bey unserm Autor. Seine Gnomen und Sylphen bringen weder mehr Interesse in den Stoff, noch mehr Schicklichkeit in die poetischen Verzierungen. Die Beschreibungen des Erdbebens, die Erklärungen der Ebbe und Fluth, der Revolutionen, die auf der Oberfläche und im Innern der Erde vorgegangen sind, werden sicherlich durch den Antheil, den die Gnomen an diesen großen Begebenheiten nehmen, nicht gehoben: vielmehr würken diese rückwärts, jene klei-

nen, unbedeutenden Wesen zu erheben, oder vielmehr über ihre natürliche Größe aufzuschwellen. Die Wunder der Elektricität, und die der Verwandlungen gewisser Steinarten in Salze und Luft, sind ohne Salamander und Sylphen ein eben so erhabner poetischer Stoff, als mit denselben.

Dazu kommt noch eine botanische Göttin, von der man nicht weiß, wie sie dazu kommt, über alle Elemente der Natur und deren Regierer unbeschränkt zu herrschen. In dem ersten Theile des Gedichts ist sie ganz überflüßig, welcher gar nichts von den Pflanzen, sondern die allgemeinen Naturerscheinungen enthält, man müßte denn annehmen, der Dichter sehe die Vegetationen als den höchsten Endzweck und gleichsam das Resultat aller Naturveränderungen an. Aber wie hätte er, selbst ein tiefer Forscher der Natur, die Wahrheit und die Philosophie seiner Poesie bis auf diesen Grad aufopfern können?

Ich glaube also, das Gedicht würde eher gewonnen als verloren haben, wenn der Dichter sich über das Vorurtheil, als wenn in der hohen Poesie Maschinen, oder die Einwirkung übernatürlicher Kräfte auf die natürlichen unentbehrlich wären, hinweggesetzt, Gnomen, Sylphen und die botanische Göttin obendrein aus dem Spiel gelassen, und bloß die Natur in ihrer eigenthümlichen Größe und Erhabenheit geschildert hätte. Er würde einige prachtvolle, wirklich poetische Schilderungen eingebüßt, vielleicht einige glückliche Anwendungen des Geistigen auf das Physische aufgeopfert haben:

aber er würde auch manchem Zwange und mancher Künsteley, die er zur Einmischung und wiederholten Thätigkeit dieser unbegreiflichen Halbgötter anwenden mußte, haben entgehen und manche Auswüchse, die dem zu dem großen Gegenstande des Gedichts eilenden Leser lästig sind, haben vermeiden können.

Er würde dadurch, glaube ich, veranlaßt worden seyn, in die Folge der Naturerscheinungen mehr Ordnung zu bringen, deren Beschreibungen jetzt ohne allen sichtbaren Zusammenhang mit einander abwechseln. Wenn etwas durch jene Göttermaschinen gewonnen werden sollte: so wäre es dieß, Einheit und Zusammenhang in den Plan des Gedichts zu bringen. Wenn es möglich gewesen wäre, eine einzige große Begebenheit oder Naturrevolution zu finden, der alle übrigen Erscheinungen untergeordnet gewesen wären; wenn eine so große Menge poetischer Beschreibungen und Erzählungen sich in eine große Action hätte zusammen fassen lassen, an deren Spitze man jene verständige und lebendige Wesen auf eine schickliche Weise hätte setzen können: so würde freylich erst dadurch das Gedicht zum wahren poetischen Kunstwerke geworden seyn. Dieß war aber entweder überhaupt nicht möglich, oder wurde wenigstens durch die gewählten Maschinen nicht erreicht.

Bey aller dieser, wie ich glaube, gerechten Einschränkung des Lobes, welches der deutsche Kunstrichter dem englischen Gedichte ertheilt, bleibt diesem doch noch genug hoher poetischer Werth übrig,

um

um die Bekanntschaft deutscher Leser mit demselben zu verdienen, und selbst ihre Bewunderung zu erregen. Der Verfasser desselben besitzt den poetischen Ausdruck in einem sehr hohen Grade. Er ist zuweilen mit Epitheten überladen, aber er weiß dieselben auch so glücklich zu wählen, sie sind bey ihm oft so neu, sie schildern den Gegenstand so anschauend, und sie sind so richtig mit der Natur der Sache und mit den übrigen gewählten Wörtern und Ausdrücken verbunden, daß, indem sie einen Glanz über das Gedicht verbreiten, sie zugleich oft dem Leser die Sache erklären, oder sie seiner Imagination lebhaft gegenwärtig machen. Eben sowohl ist es ihm in Allegorien und Metaphern, und selbst hin und wieder in der Anwendung mythologischer Geschichte auf die Naturerscheinungen gelungen: obgleich hin und wieder diese Geschichten auch mit Zwange herbeygeführt werden, und als bloß aufgeheftete, nicht dem Körper des Gedichts einverleibte Zierrathen mehr den Geschmack beleidigen, als die Imagination vergnügen.

Freylich ist es, um das Vergnügen, welches dieses Gedicht gewähren kann, zu genießen, nothwendig, daß man zuvor mit den Naturerscheinungen und selbst mit den einzelnen Operationen der physikalischen und chemischen Experimente bekannt sey. Diese aus dem Gedichte selbst kennen zu lernen, ist unmöglich: aber sie, wenn man selbige zuvor studirt, und eben jetzt in seiner Imagination gegenwärtig hat, in der Beschreibung des Dichters mit allem Glanze des poetischen Schmucks aus-

geziert wieder zu finden, nicht nur die in dieser Darstellung überwundne Schwierigkeit zu erkennen und zu bewundern, sondern auch die Deutlichkeit seiner Begriffe selbst erhöht zu finden, und das Erhabne dieser Erscheinungen und das Kunstreiche der menschlichen Erfindungen stärker zu fühlen: dieses erregt wahres Vergnügen; und hier giebt allerdings die Verbindung der Wissenschaft mit der Poesie, eine Verbindung die an sich nicht ganz natürlich ist, wenn die Wissenschaft ins Einzelne geht, und sich nicht mit den allgemeinen Operationen der Natur begnügt, sondern sich auch auf die mechanischen Arbeiten des Menschen, durch welche er die Natur befragt, einläßt, dem Gedicht ein eigenthümliches und originelles Gepräge. Es mag seyn, daß es unter keine bekannte Gattung der Dichtkunst gehöre: immer bleibt es ein vortrefliches, den unterrichteten Leser anziehendes Werk, welches zugleich den Grad der Fortschritte charakterisirt, zu welchem unser Jahrhundert in der Kenntniß der Natur, und England in dem Gebrauch seiner poetischen Sprache gelangt ist. Um jenes zur angenehmen Lesung des Gedichts unentbehrliche Hülfsmittel nahe bey der Hand zu haben, dienen die zahlreichen Anmerkungen des Verfassers unter dem Text und am Ende, die bald das Bekannte des Gegenstandes vollständig entwickeln, bald neue Winke und Aussichten geben, bald auch Hypothesen und gewagte Meynungen enthalten. Man lese diese Anmerkungen zuerst, und dann das Gedicht: und man wird hohen Genuß von diesem Studium haben.

Um

Um von demselben deutschen Lesern einigen Vorschmack zu geben, habe ich einige Bruchstücke aus den drey Büchern des ersten Theiles übersetzt. Ich stehe nicht dafür, daß dieß die schönsten Stücke des ganzen Gedichts sind: aber es sind schöne Stücke, und die einen hinlänglichen Begriff von der Manier des Dichters, von seinen Vorzügen und vielleicht auch von einigen seiner Fehler geben können. Ich glaube die Uebersetzung wird im Ganzen richtig und verständlich seyn, und die kleinen Mißverständnisse, welche bey einem, für Ausländer in der That schweren, Autor mich hin und wieder irre geführt haben können, werden die Aechtheit des Ganzen nicht verfälschen und die Wirkung desselben nicht stöhren.

Der botanische Garten.

Erster Gesang.

„Entfernt euch, ihr, in deren klopfender Brust die zahllosen Dämonen des Golddurstes und der Ehrsucht wohnen. Zurück von hier, ihr, deren falsche Lippen sich mit einem verführerischen Lächeln öffnen, indeß menschenfeindliche List in ihrem ruchlosen Herzen nistet. Für euch schmücken keine Dryaden die Rosenlaube; für euch gießet keine Nymphe die funkelnde Urne aus. Unbemerkt von euch schwimmen leichte Grazien auf dem grünen Rasen, und über euren Häuptern schwebende Lie-

besgötter spannen ihren Bogen, ohne von euch gesehn zu werden.

Aber du, in dessen Seele die vereinigten Strahlen des Geschmacks und der Tugend das reine Licht eines heitern Tages verbreiten, dessen zarter Sinn, jeder noch so sanften Erschütterung, mit sympathetischem Gefühl antwortet, der Blume gleich, die ihre liebliche Gestalt vor der sie begrüßenden Sonne entfaltet, und gegen den Sturm verschließt; — für dich erzeugen meine Gestade ihre wohlriechenden Kränze; für dich murmeln meine Bäche und säuseln meine Abendwinde. Langsam gleitet die bemahlte Schnecke fort, und die Goldfliege glättet mit den Füssen ihren schönen Flaum, um dein neugieriges Auge zu entzücken. Um deinetwillen hüpfen meine mit Perlen glänzenden Haare auf ihren funkelnden Floßfedern aus dem Wasser empor, oder gleiten unter demselben in gewundnen Bahnen fort, ohne eine Spur zu hinterlassen; — um deinetwillen bauen meine befiederten Paare, in bunte Stickerey gekleidet, mit kunstreichem Schnabel ihre hängenden Nester; lassen das horchende Thal von den süssen Accorden der Liebe ertönen, und wecken das Echo, den Gesang mit harmonischem Einklang zu verstärken.

Und sollte etwa mit dir zugleich irgend ein unglückliches Mädchen in diesen Fluren umherirren, von niemanden auf ihrem Wege begleitet, als von den Empfindungen einer hoffnungslosen Liebe: o leite ihre furchtsamen Schritte zu jener Wald-

Grot-

Grotte*), wo die sich wölbenden Felsen von herabhängenden Erlen beschattet werden. Hier, wenn der milde Abend seine kühlere Lüfte weckt, und Mondstrahlen durch die zitternden Bäume schimmern, sollen die rings umher herabträufelnden murmelnden Wasserfälle ihrem Ohre schmeicheln, und die weinenden Felsen Thräne für Thräne zählen. Hier, wenn die betrübte Philomele, eben so verlassen als sie, von dem gewohnten Strauche herab, der Nacht ihre Klagen vorsingt, und indeß in den kurzen Zwischenräumen die verschwindenden Töne noch in den bewegten Lüften seufzen und die Grotte säuselnd umschweben, soll die Stimme dieses verwandten Schmerzes in ihrer Brust das Gefühl des eignen mildern, und ein sanfter Schlummer soll ihr den Kummer allmählich bis zu dem Aufhören des Bewußtseyns hinwegstehlen.

*) Die hier gemahlte Scene ist nach der Natur von einem botanischen Garten, der ungefähr eine Meile von Lichfield liegt, und wo der Besitzer John Floyer ein kaltes Bad errichtet hat, copirt. In demselben befindet sich eine Grotte, von überhängenden Felsen umgeben, von deren Rande unaufhörlich Wasser in Tropfen herabfließt. Dieser Ort wird hier als eine zu Auftritten der Liebe schickliche Scene, zugleich als der Sitz der neuern Göttin der Botanik geschildert, um den Gegenstand des folgenden Gedichts, die Liebe der Pflanzen, desto leichter herbeyführen zu können.

Winde des Nordens, haltet euren eisigen Athem zurück, und erkältet nicht den Busen dieser glücklichen Thäler. Oefnet ihr Wolken euren den Himmel deckenden Schleyer, und wickelt ihn in zerstreute düstre Gruppen zusammen. Zertheilt euch ihr Blitze, und ihr Nebel zerschmelzt! Du aber, an dem Morgenhimmel heraufsteigend, botanische Göttin, wende dein strahlendes Auge auf diesen dir geweihten Fleck des Erdbodens. Nimm, von Pomona, Ceres und Flora begleitet, diese anmuthigen Gefilde unter deine sanfte Regierung; erheitre durch dein freundliches lächeln den anbrechenden Tag, und drücke leise Spuren deines segnenden Fußtritts dem bethauten Grase auf; entfalte in des Mittags brennenden Strahlen dein hochrothes Gewand, und laß am Abend dein smaragdnes Panier, auf welchem goldne Sterne funkeln, über unsern Häuptern flattern."

So sprach der Genius des Orts, als er über diese Fluren einherschritt, und sie dem Frieden und der Wahrheit zum Wohnsitze weihte. An dem jähen Abhange leitete er mit bescheidner Kunst den zum Ziele eilenden Fußsteig und den müßig umherirrenden Bach herab; streckte über jenes morastige Thal den mit Weiden bepflanzten Damm aus, von dem man zwischen dickichtem Gesträuche die Wässer des Sees schimmern sieht; brachte dort die jungen Pflanzungen empor, ebnete hier das Wellen werfende Gras der Wiesen, und übergab der Schönheit den ganzen ruhigen Schauplatz.

Sie kommt, die Göttin! Durch die säuselnden Lüfte steigt, glänzend, wie der Morgen, ihr erröthender Wagen herab. Jedes sich kreisende Rad umschlingt ein Gewinde von Blumen — Blumen schimmern wie Edelsteine auf dem seidnen Geschirre ihrer Rosse; das goldne Gebiß ist mit blumichten Bausch geschmückt; und Knoten von Blumen flechten die karmosinrothen Zügel zusammen. Und nun knarrt die silberne Axe an der Erde, der Muschelwagen senkt sich auf seinen schlanken Springfedern hernieder, mit leichtem Schwunge verläßt die Göttin ihren luftigen Sitz, und schon berühren die Tritte der Himmlischen den mit dreyfarbigen Veilchen übersäten Boden.

Der herbeykommende Frühling ruft sein ganzes gefiedertes Chor, und stimmt ihre lachenden Lauten zu noch sanftern Tönen, — gebeut seinen fröhlichen Horen auf ihren purpurnen Schwingen ihren Reihetanz zu beginnen, und bewafnet seine Zephyrn mit den Pfeilen der Liebe. Erfreut steigen die Gnomen aus ihren Erd-Lagen*), und spielen

*) Das System der Rosenkreutzer von Gnomen, Sylphen, Nymphen und Salamandern, bietet schickliche Maschinen für ein philosophisches Gedicht dar. Wahrscheinlich waren dieß ursprünglich die Nahmen der hieroglyphischen Bilder der Elemente, oder der Genien, welche als die Regierer derselben angesehen wurden. Die Feen der neuern Zeit scheinen von diesen hergeleitet, und mit den Kräften derselben ausgerüstet

len um die Füsse der fortschreitenden Göttin. Lustige Sylphen begleiten sie, schlagen mit schwingenden Flügeln die balsamisch duftenden Lüfte und fächeln das goldne Haar der Göttin. Blaue Nymphen erheben sich aus funkelnden Strömen und eilen herbey; indeß feurige Gestalten sich von den Strahlen des Morgens herablassen, frischen mit Wohlgeruch erfüllten Thau in den Busen der Rose gießen, oder einen höhern Glanz der Krone derselben zuathmen.

Zuerst ruft die Göttin die zarten Gestalten herbey, welche sich in den Elementarfeuern baden oder an denselben sonnen. Von jedem an dem leuchtenden Wagen des Tages funkelnden Edelstein, von der blassen Sphäre jedes nur ein zitterndes Licht zu uns sendenden Sterns, aus den feinsten Poren des Oceans, der Erde und der Luft, kommen die glänzenden Heerschaaren mit Augen von Flammen herbey, mischen ihre bunten Farben, und spielen in wechselnden Kreisen, gleich den Sonnenstäubchen, welche im Mittagsstrahl ihren Sitz haben. —

So sammelt die optische Linse mit magischer Gewalt die zahllosen Herrlichkeiten der Mitternachtstunde. Stern auf Stern geht mit zitterndem Glanze

worden zu seyn. Die Sylphen und Gnomen, die mit der neuern Feenwelt näher verwandt scheinen, werden als in zwey Geschlechter, männliches und weibliches, getheilt vorgestellt. Dadurch unterscheiden sie sich von den Aurae der lateinischen Dichter, die alle weiblich sind: man müßte dann den Weck, den Zaphyr und den Austen für ihre Männer annehmen.

Glanze vorüber, und gleitet funkelnd auf der weiß gewordnen Wand hin. — Mit Wohlgefallen zählt die Göttin, so wie sie vorbeyziehn, die schimmernden Heere, und bringt ihr Gemurmel mit ihrer winkenden Hand zum Schweigen. Jeder horchende Haufe brennt von begieriger Erwartung: und nun wendet sich die Göttin bald zu dem einen, bald zu dem andern.

I. Ihr Nymphen des ursprünglichen Feuers *), eure vestalischen Schaaren hingen mit Goldlocken über

*) Die flüssige Materie der Wärme ist vielleicht das in der Natur am meisten ausgebreitete Element. Alle andern Körper schwimmen gleichsam in demselben, und werden in ihrem jetzigen Zustande der Festigkeit oder der Flüssigkeit durch den Grad der Attraction erhalten, mit welchem ihre Bestandtheile die Materie des Feuers an sich ziehen. Da alle bekannte Körper durch Entziehung eines Theils ihrer Wärme in einen engeren Raum zusammen gedrängt werden, und da es keinen Theil der Natur giebt, der ganz von Wärme entblößt wäre, so hat man Ursache zu glauben, daß die Bestandtheile der Körper einander nicht berühren, sondern nur durch ihre gegenseitige Attraction in einer sehr geringen Entfernung von einander erhalten werden, indeß die sie umgebende Wärme sie von einander zu trennen sucht, und das, was wir Cohäsion nennen, nichts anders, als das Gleichgewicht zwischen diesen beyden Kräften, ist. Wenn die Materie der Wärme vermehrt wird und die Be-

über der unermeßlichen Leere, durchbohrten mit silbernen Pfeilen den Thron der Nacht und erfreuten das sich öffnende Auge der jungen Natur mit Licht; damahls als die göttliche Liebe brütend ihre Flügel über dem formlosen Abgrund ausbreitete, und die lebendige Welt aus demselben hervorrief. Es

werde

standtheile des Körpers dadurch in eine größere Entfernung von einander kommen, so wird der Körper flüssig; kommt noch mehr Wärme hinzu, so wird er luftförmig, oder das, was die neuern Chymisten Gas nennen. So würde das Wasser, so bald es auf einen gewissen Grad erhitzt wird, sogleich die Gestalt der Dämpfe annehmen, wenn es nicht durch den Druck der Atmosphäre daran verhindert würde; dasselbe findet bey Quecksilber, Diamanten und beynahe allen Körpern in der Natur Statt. Jeder derselben kann flüssig und luftförmig werden, wenn der dazu nöthige Grad von Wärme ihm mitgetheilt wird. Auf der andern Seite kann die Materie der Wärme selbst, die in der Sprache der neuern französischen Chemiker das Calorique heißt, in ihren Verbindungen mit gewissen Körpern fix werden, wie vielleicht im Salpeter und wahrscheinlich in allen verbrennbaren Körpern, wie Schwefel und Kohlen. Noch haben die neueren Philosophen nicht ausmachen können, ob Licht und Wärme zwey verschiedne Flüssigkeiten, oder nur zwey verschiedene Zustände derselben Flüssigkeit sind: welches letztere wahrscheinlicher ist, da sie viele Eigenschaften mit einander gemein haben.

werde Licht, rief der allmächtige Herr, und das staunende Chaos gehorchte dem mächtigen Wort. Durch alle Reiche desselben rann der zündende Aether *) und die Masse der Materie ballte sich in

*) Herschel hat einen sehr erhabenen und Aufmerksamkeit verdienenden Begriff von dem Bau der Himmel durch seine Entdeckung einiger tausend Nebelsterne gegeben, von welchen viele eine weit größere Anzahl von Sternen enthalten, als alle die den bloßen Augen sichtbaren Sterne, zusammen genommen mit denen in der Milchstraße, ausmachen. Er bemerkt, daß in der Nachbarschaft dieser Gruppen von Sternen nach Proportion weniger Sterne sind, als in andern Theilen des Himmels: und hieraus schließt er, daß sie einander angezogen haben; wobey vorausgesetzt wird, daß im Anfange der unendliche Raum mit ihnen in gleichen Entfernungen besetzt gewesen ist, gleichsam als wenn er von einer flüssigen Masse wäre erfüllt gewesen, die sich hin und wieder coagulirt hätte. Herschel hat ferner gezeigt, daß das ganze Sternensystem sich wahrscheinlich um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt dreht, der sehr wohl eine dunkle Masse von Materie seyn könnte. Wenn alle diese Sonnen um irgend einen grossen Centralkörper sich bewegen; so müssen sie eben sowohl durch eine Kraft, die sie in einer geraden Linie fortschleudert, als durch eine, die sie immer zu demselben Centrum zurückzieht, bewegt werden: und man kann also annehmen,

in Millionen Sonnen zusammen. Rings um jede Sonne brachen Erden aus ihr durch schnelle Aus-

würfe

daß sie aus der Masse, die den Stoff zu ihnen hergegeben, sind mit Gewalt herausgeworfen worden. Von einer natürlichen Kraft, welche eine Sonne aus dem Chaos heraufschleudern könnte, haben wir keinen Begriff, als indem wir sie mit unsern Erdbeben oder den Explosionen vergleichen, die aus der schnellen Entwickelung wässerichter oder anderer noch mehr elastischen Dünste entstehen: und bis zu welchem Grade die Kraft dieser Dämpfe steigen könne, wenn der Grad der Hitze und des Drucks ins Unbestimmbare vermehrt wird, sind wir selbst unvermögend einzusehen. Man kann vielleicht einwenden, daß, wenn die Sterne aus einem Chaos durch Explosionen geworfen wurden, sie nach den bekannten Gesetzen der Schwere in dasselbe wieder zurückfallen mußten. Dieß würde demohnerachtet nicht geschehen seyn, wenn das Ganze des Chaos, so wie die Körner des Schießpulvers, zu gleicher Zeit aufgeflogen wäre, und sich auf einmahl oder in schneller Folge durch den unendlichen Raum nach allen möglichen Richtungen verbreitet hätte. Dieselbe Einwendung könnte gegen die Möglichkeit, daß die Planeten durch ähnliche Explosionen aus der Sonne, und die Trabanten aus ihren Hauptplaneten ausgeworfen worden wären, gemacht werden. Aber wenn wir annehmen, daß diese Explosionen ungefähr zu gleicher Zeit ge-

würfe hervor und ein zweytes Geschlecht der Planeten wurde aus dem ersten geboren. Beyde wanden, als sie von der werfenden Kraft bewegt ihre Reise antraten, widerstrebend ihre Bahnen in elliptische Formen; eine Sphäre kreiset sich in der andern; das Centrum eines Systems wälzt sich selbst um einen anderen Mittelpunct: und alle, sich wechselsweise im Gleichgewicht haltend, bilden eine um ihre Achse sich kehrende Welt.

II. Aetherische Mächte! ihr jagt den fallenden Stern vor euch her *), oder bindet die schießenden Blitze an das Joch eures Wagens, hängt in den Lüften den mit prismatischen Farben glänzenden Bogen auf, und zwirnt mit Wohlgefallen die siebenfachen Fäden des Lichts auf einander, schmückt das seidene Bette des Abends mit prachtvollen Farben

schahen; so können die ausgeworfenen Planeten durch die anziehende Kraft der Sonne oder der Sonnen in ihrer Nachbarschaft dergestalt afficirt worden seyn, daß sie dadurch gehindert worden sind, in den Körper wieder zurückzufallen, aus welchem sie geworfen wurden.

*) Die Meteore, welche man fallende Sterne heißt, so wie die Blitze, die Regenbogen und die Wolken, sind Erscheinungen der untern Gegenden der Atmosphäre; aber die Dämmerung, das Meteor, welches man eine Feuerkugel nennt, und die Nordlichter haben ihren Sitz in den höheren Regionen der Atmosphäre. (Man sehe die längere Anmerkung am Schlusse dieser Fragmente.)

ben und befeuert den Thron des heraufkommenden Morgens mit pfeilförmigen Lichtstreifen — oder, mit Flammen befiedert, schwingt ihr euch in fröhlichen Heerhaufen, auf breitern Flügeln getragen, zu den höhern Regionen, wo leichtere Luftarten *) rings um ausgegossen den hohlen Raum des äußern Himmelsgewölbes erfüllen, fangt die zerstreuten Sonnenstrahlen mit den aus Luft gebildeten Linsen auf, und beugt das Licht derselben, um das dunkle Gewölbe des Himmels in der Dämmerung **) zu

*) Cavendish hat gezeigt, daß die sogenannte brennbare Luft zehnmal leichter, als die gemeine Atmosphärische ist. Lavoisier behauptet, daß sie einer von den Bestandtheilen des Wassers sey, und nennt sie deswegen hydrogène. Man nimmt an, daß sie den Pflanzen und durch sie den Thieren ihre vornehmste Nahrung zuführt, und sie wird unaufhörlich durch die Auflösung derselben erzeugt. Dieß ist besonders in den heissen Himmelsstrichen und in den Sommermonaten eine über allen Begrif ergiebige Quelle derselben. Wenn nun dieses leichte Gas durch die atmosphärische Luft durchdringt, ohne sich mit ihr zu vermischen: so muß dasselbe über unserer Luftatmosphäre eine zweyte bilden, die, wenn der obere Druck auf diese Weise aufgehoben ist, sich zu einer unbegreiflichen Dünnigkeit ausbreiten muß.

**) Die Crepuscular-Atmosphäre, oder die Region, wo das Licht der Sonne aufhört, so ge-

zu erleuchten; ihr fahrt mit Funken werfenden Haaren auf dem Feuerball durch die mitternächtlichen Lüfte, gießt vom Norden blasse elektrische Ströme aus, und verbrämt das schwarze Kleid der Nacht mit den vorüber schießenden Strahlen — oder ihr zügelt die Planeten auf ihrer schnellen Laufbahn, und vergüldet mit geborgtem Lichte ihre blitzenden Sphä-

brochen zu werden, daß etwas davon in unsere Augen fiele, wird von den Naturkündigern für 40 bis 50 Meilen hoch gehalten, und die Dünnheit dieser Luft nimmt man für 4 — 10,000 mal größer an, als die Dünnheit der Luft auf der Oberfläche der Erde ist. Die Dauer der Dämmerung ist in verschiedenen Jahreszeiten und in verschiedenen Breiten verschieden. Die kürzeste Dämmerung in England ist um den Anfang des Octobers und Märzes. In mehr nördlichen Breiten: wo die Sonne niemahls mehr als 18 Grad unter den Horizont herabsteigt, dauert die Dämmerung die ganze Nacht. Auch die zufälligen Abwechselungen in der Höhe der Atmosphäre können auf die Dauer der Dämmerung Einfluß haben. Eine genaue Beobachtung dieser Dauer in verschiedenen Breiten könnte uns viel Unterricht über die Luft-Schichten in den höhern Regionen der Atmosphäre verschaffen und besonders darüber uns zur Gewißheit bringen, ob über der Luft-Atmosphäre eine äußere, brennbare vorhanden ist.

Sphären; oder ihr erschreckt die sapphirne Ebne mit der Flamme des Cometen, durch dessen silbernen Schweif die Sterne schwach hindurch schimmern; schmückt den Thierkreis mit Brillanten, und heftet die Axe der Welt mit glänzenden Nägeln am Pol an.

III. Ihr Nymphen, eure zarten Gestalten spotten, leicht hindurch schlüpfend, des gewölbten, felsenfesten Daches der Erde, treten rund um ihren Mittelpunkt auf den brennenden Boden und bewachen die Wellen der kochenden Lava *): hier, wo in basaltischen Höhlen, tief eingekerkert, das unwillige Feuer in schrecklicher Stille schlummert, oder sich, Kreis an Kreis, in immer erweiterten Wellen ausdehnet, und das über ihm liegende Land mit genialischer Wärme belebet. So wählt dem Vögelgeschlecht die Mutter mit sorgfältigem Schnabel das Futter, womit sie ihre noch unbefiederte Brut speisen will, indeß sie zugleich mit ihren ausgebreiteten Flügeln ihre Jungen bedeckt, und ihnen die Wärme ihres zarten Herzens mittheilt.

Ihr blaset aus tiefen Kesseln ungemessener Höhlen die Flamme brennender Lüfte an, oder ergießt

*) Viele Philosophen haben geglaubt, daß der nächst um den Mittelpunkt der Erde befindliche Raum mit einer fließenden Masse brennender Lava erfüllt sey, welche sie eine unterirdische Sonne genannt, und von welcher sie geglaubt haben, daß sie durch ihre dem Erdball mitgetheilte Wärme zur Erzeugung der Metalle und zum Wachsthum der Pflanzen beytrage.

gießt aus ihnen Wellen geschmolznen Glases; laßt Vulcanische Leuchtthürme über schimmernde Oceane strahlen, oder werft einen unschädlichen Aschenregen in die Nacht hin. Das sonst unempfindliche Schiffvolk bewundert doch diese schon von ferne, wie Sterne in der Nacht, blitzende Bergspitzen, und verkennt nicht die Schönheit, die mitten unter dem schreckenden Feuer strahlet.

So, als vor Zeiten, wie mystische Barden wähnen, Riesen, Cyclopen genannt, in Aetnas felsigten Grüften wohnten, auf donnernden Amboßen ihre Hammerschläge in immer gleichen Zwischenräumen ertönen ließen, und, mit Vulcan im Bunde, unsterbliche Waffen schmiedeten, stieg Venus in den finstern Aufenthalt hinab, und versüßte die Arbeiten des fürchterlich aussehenden Gottes. Indeß Liebesgötter mit gerunzelter Stirne die drohende Streitaxt schwangen, und Grazien lachend hinter einem Schilde hervorguckten, ihre schönen Glieder unter dem Panzerhemde, das sie versuchten, verbargen, oder den befiederten Helm, wankend und bey jedem Schritte ruhend, fortbewegten, besah sie mit strahlendem Auge das kochende Erz, hörte, unverzagt, die tief athmenden Blasebälge brüllen, bewunderte der Arbeiter nervige Arme, nackte breite Schultern, und die Stärke welche die schweren Hammer so hoch in die Lüfte erhob. Mit himmlischem Lächeln bezauberte sie diese rohen Halbmenschen und die Schönheit strahlte in der unterirdischen Nacht.

IV. Ihr strahlenden Mädchen, ihr umgebt, wenn der Tag sinkt, die Oberfläche der Erde mit euren flimmernden Heerschaaren, und haltet mit einer Decke von Luft das sich zerstreuende Feuer der Sonne, so wie sie untergeht, an dem kalten Busen der Erde zurück, verbreitet über des Abends blasse Gestalten phosphorische Lichter und schmückt die Halle des Abends mit unschädlich lockenden Flammen. So wenn, von der mittäglichen Sonne durchglüht, Bolognas Kalke oder Beccarias Muscheln in der Finsterniß mit erweiterten Augapfel gesehn werden, glänzen jene von dem eingesaugten Lichte und diese schießen prismatische Strahlen. So begrüßten vor Zeiten in Memnons Tempeln freywillige Accorde die aufgehende Sonne. Von ihren ersten Strahlen berührt, ertönte in der Hand der Bildsäule die lebendige Leyer, und alle ihre Saiten zitterten. Die wiederhallenden Flügel des Gebäudes verlängerten die zarten Töne, und heilige Echo's schwellten den anbetenden Gesang an.

Ihr unterhaltet mit leichtem Gas die nächtlichen Lampen die über die sumpfige Wiese tanzen und schimmern, — scheint, im Zwielicht, rund um die Calendula *) herum, und versilbert jede Spitze

*) An der Blume dieser Pflanze, Calendula officinalis, Ringelblume, so wie an den Blumen einiger andern ist in Schweden von Linnäus und andern Naturkundigern die sonderbare Eigenschaft bemerkt worden, daß sie in der Morgen- und Abenddämmerung Funken oder eine Art leichter Blitze von sich werfe.

Spitze ihrer Saffranblüten. Ihr wärmt auf seinem moßigten Lager den strahlenden Wurm *),

*) Es giebt achtzehn Arten von Lampyris oder leuchtendem Wurm (Johanniswurm) wovon eine oder die andere Gattung in jedem Theile der Welt vorhanden ist. In einigen Gattungen haben die Weibchen keine Flügel: und man glaubt, daß sie von den geflügelten Männchen dadurch entdeckt werden, daß sie in der Nacht scheinen. Sie werden leuchtender, wenn sie sich selbst in Bewegung setzen, welches anzuzeigen scheint, daß das Licht durch die Respiration derselben erzeugt wird. Wahrscheinlich entsteht dabey durch die Verbindung der Lebensluft mit irgend einem Theile des Blutes phosphorische Säure. Und das Licht bey dieser schwachen inneren Verbrennung schimmert durch den durchsichtigen Körper hindurch. In Südamerika giebt es eine Feuerfliege aus dem Käfergeschlecht, zwey Zoll lang, welche wie Madam Merian versichert, ein so starkes Licht von sich wirft, daß sie bey demselben hat schreiben und selbst mahlen können. Die Einwohner bedienen sich daher auch dieser Käfer, deren einen bis drey sie unter ein Glas setzen, zur Erleuchtung ihrer Wohnung.

In einigen Seen, besonders um die Küste von Malabar herum, scheint ein Schiff, so wie es sich auf dem Wasser fortbewegt, ganz von Feuer umgeben zu seyn, und zieht einen langen Streifen von Licht hinter sich her. Man

diesen Stern der Erde und den Brillanten der Nacht, bewahret seine von der Liebe erleuchtete Gestalt vor kalten Thauen und führt das jungfräuliche Licht von Blatt zu Blatt. Ihr laßt den tropischen Käfer in Luft brennen, und erfüllt seine beflügelte Urne mit Flammen; oder ihr vergüldet die Wellen mit Insect-Funken, die um das glänzende Ruder schwärmen, und das Kiel des sie durchschneidenden Schiffs anzuzünden drohen. Oder ihr bewaffnet den fürchterlichen Gymnotus *), wenn sein Zorn ihn elektrisirt, mitten in den Wellen mit ätherischem Feuer. Mit hin und her sich bewegendem Schweife steuert er seinen Lauf und erschreckt mit nachgeahmten Blitzen das Wasserreich. So wenn mit emporstrebenden Federn der Vogel Jupiters, Rache

glaubt gemeiniglich, daß dieses Meereslicht von leuchtenden Insekten hervorgebracht wird.

*) Der Gymnotus electricus ist in dem Flusse Surinam in Südamerika zu Hause. Diejenigen, die vor ungefähr acht Jahren nach England gebracht wurden, waren ungefähr vier Fuß lang und gaben, wie ich selbst erfahren habe, einen elektrischen Schlag, wenn man den einen Finger auf den Rücken nahe am Kopfe und den andern unter dem Wasser auf den Bauch nicht weit vom Schwanze setzte. In seinem Vaterlande wächst dieser Fisch bis zur Länge von zwanzig Fuß, und sein elektrischer Schlag, dessen Stärke, wie es scheint, durch den Willen oder den Zorn des Thieres bestimmt wird, ist heftig genug einen Menschen zu tödten.

Rache bringend, die silbernen Gefilde dort oben verläßt, schreckt er, auf breiten Fittigen getragen, mit den Blitzen, die er mit seinen glänzenden Klauen umfaßt, die schuldvolle Welt.

V. a. Nymphen! Euer sanftes Lächeln unterjochte den rohen Menschen und zauberte den Wilden aus dem Walde, in welchem er gebohren worden heraus. Als vor dem Anblicke des alles verzehrenden Feuers die erschrockenen Horden davon flohen, lehrtet ihr sie die erste Kunst, die Kunst es selbst zu entzünden, mit fichtenen Ruthen durch schnelles Reiben die häusliche Flamme zu erwecken, mit sanftem Athem sie anzufächeln, durch leicht sich entzündende Blätter sie zu unterhalten und so den schrecklichen Zerstöhrer sich dienstbar zu machen. So freundlich zürnte, obgleich mit glänzenden Schlangenflechten gekrönt, die junge, bey allem ihren Ernst schöne Medusa, ehe Perseus ihr Haupt von ihrem Körper trennte, und nun die starren Augen an der Aegide der Weisheitsgöttin blitzten und hier ihre zischenden Schlangen, so wie die Göttin ihr Schild bewegte, panisches Schrecken unter die Feinde verbreiteten.

b. Nymphen! ihr trennt und vereinigt die Elemente, verengert und erweitert den Raum, welchen sie einnehmen, und schafft die immer neuen Wunder, welche aus der Hand des Chymisten hervorgehn. Bald steigt ihr in lauen Wolken brausenden Dampfs in die Höhe, oder heftet im Schwefel das Feuer, in einen festen Körper verwandelt, an; entwickelt mit gränzenloser Gewalt elastische Lüfte,

Feuer von Korn zu Korne läuft. Ein plötzlicher Knall betäubt die Ohren der Beystehenden, die Flamme lodert auf und Tod folgt dem Blitze auf dem Fuße. Selbst die schwachen Hände der Furcht können diese feurige Pfeile abschießen und Stärke und Muth muß chemischen Künsten weichen. Die Schuld erblaßt vor diesem Bilde des Donners und Tyrannen zittern vor ihm, auf ihrem mit Blut befleckten Throne.

VI. Nymphen, schon vor Zeiten spieltet ihr mit den Wellen des leise kochenden Wassers und riefet den erfreueten Savary *) zu eurer Hülfe. Ihr

*) Die Erfindung der Dampfmaschine, um Wasser durch den Druck der Luft, zu Folge einer vorhergegangenen Verdichtung des Wasserdampfes, in die Höhe zu heben, wird nicht ohne Grund dem Capitain Savary zugeschrieben. Dieser wendete sie dazu an, Häuser und Gärten mit Wasser zu versorgen, war aber noch nicht im Stande, sie zur Austrocknung der Bergwerksgänge anzuwenden. Dieses geschahe nachmahls von den Herren Newcomen und Johann Cowley in dem Jahre 1712. Wenig Jahre darauf wurde diese Maschine von dem Herrn Watt in Glasgow ausnehmend vervollkommnet: und in Verbindung mit Herren Boulton von Birmingham wendete er sie zu einer großen Mannigfaltigkeit von Absichten an, als die Gewässer in den Bergwerken heraus zu bringen, Blasebälge zur Schmelzung des Erzes in Bewegung zu setzen, Städte mit Wasser zu ver-

Ihr ließet den elastischen Dampf in sich sammelnder Wolken rund um den Jüngling emporsteigen, und beflügeltet die Welle mit Feuer. Dann hemmtet ihr durch kalte Ströme die schnell sich erweiternde Ausdehnung, und machtet, daß der unermeßliche Dampf zu einem Tropfen zusammen sank. So fiel, von der schweren Luft gedrückt, der Stempel widerstandslos zwischen den eisernen Wänden herabgleitend zu Boden: mit ihm bewegt sich schnell der ungeheure an ihm befestigte sich wiegende Wage-Balke und neigt sich wechselsweise bald auf der einen bald auf der andern Seite zur Erde.

Die Riesenkraft hebt mit starkem Arm aus den entferntesten Höhlen der Erde die trüben ungern sie verlassenden Gewässer, durchsucht jeden ausgehöhlten Fels, jede noch so geheime Kluft, um schwarze Kohlen oder scheinende Erze aus ihnen ans Tages-

sorgen, Getraide zu mahlen, Geld zu prägen u. s. w. Man hat Ursache zu glauben, daß sie mit der Zeit auch zum Fortrudern der Barken und zur Fortbewegung von Fuhrwerken auf einer Landstraße wird angewendet werden können. Da die specifische Leichtigkeit der Luft zu groß ist, als daß große Lasten durch die bekannten Luftballons sollten in die Höhe gehoben werden können, so läßt sich nicht wohl eine andere Art zu fliegen gedenken, als durch die Kräfte des Wasserdampfes oder irgend eines andern elastischen der Explosion fähigen Materials. Diese Erfindung ist vielleicht dem künftigen Jahrhundert aufbehalten.

geslicht zu ziehen. Anderswo, in engen Zellen von starken Eichen verschlossen, häuft sie die widerstrebende Luft zu immer erneuerten Windstößen zusammen. Der eingekerkerte Sturm tobt durch die ehernen Nüstern heraus, facht die weiße Flamme an und schmelzt das Funken werfende Erz. Hier hebt sie Ströme zur Höhe von Thürmen und gießt sie daselbst in irdene Cisternen aus, von wo, durch tausend Röhren die gesammelte Fluth vertheilt, durstige Städte tränkt. Hier dreht sie auf zitternden Dielen große Mühlsteine im Kreise herum, deren felsichte Zacken die goldnen Ernten zermalmen und eine unblutige Nahrung dem Menschengeschlechte bereiten.

Jetzt bemächtiget sie sich auch auf Monas *) gespalteten Bergkamm, der in seinem felsigen Busen erzeugten azurnen Erze. Mit eisernen Lippen ergreifen ihre schnell sich umwälzenden Rollen die immer länger werdenden Barren und quetschen und dehnen sie zu dünnen Blechen aus. Herabsteigende Schrauben verwunden mit schweren Flugrädern die gelbrothen Platten und runden die daraus geschnittenen neuen Münzen ab. Harte Würfel von Stahl bezeichnen den Rand dieser kupfernen Cirkel und schwere Hämmer stempeln sie durch schnellen Herabfall. Die Harfe, die Lilie und der Löwe vereini-

*) Dieß geht auf die sehr wichtigen Kupferhämmer des Grafen Uxbridge auf der Insel Anglesey, woselbst ebenfalls die Dampfmaschine gebraucht wird.

einigen sich mit einander und Georg und Britannien leisten für die Aechtheit des Geldes Gewähr.

Bald wird auch dein Arm, unüberwindlicher Dampf! die langsame Barke mit sich fortziehn, oder den schnellen Wagen vor sich hertreiben, oder, auf weit wogenden Schwingen ausgedehnt, den Fliegenden durch die Felder der Luft tragen. Dann werden schöne triumphirende Schaaren, von oben sich herabbeugend, ihre Schnupftücher, so wie sie sich fortbewegen, flattern lassen; oder kriegerische Haufen werden die gaffende Menge erschrecken; und Armeen werden unter der schattichten Wolke schaudern.

So schwang der mächtige Herkules unter mehr als einem Himmelsstrich seine Keule in der erhabnen Sache der Tugend; und unermeßliche Kraft frühzeitig mit Kunst vereinigend, schreckte und beschützte er das menschliche Geschlecht. Zuerst schlangen sich, auf der Juno rachsüchtigen Wink, zwey schreckliche Schlangen um die Wiege des schlafenden Gottes. Geweckt durch den raschelnden Schall ihrer Bewegungen, und ihr schneidendes Gezische, drückte er, indeß seine umstehenden Wärter vor Furcht laut aufschrieen und flohen, ihre weitgeöffneten Kehlen mit seinen sich ballenden Fäusten zusammen: und der Tod lößte die verwickelten Gewinde, mit welchen sie ihn umschlungen hatten. Bald ließ er der Hydra schwarzes Blut aus ihrem siebenfachen Haupte in den Lernäischen See fließen; ergriff den Achelous mit unwiderstehlicher Stärke und zog den tobenden Strom in sein

altes

altes Bette zurück; und band unter lautem Gebrülle und fürchterlichem Geheule den Kretischen Stier und den dreyköpfichten Cerberus.

Dann trieb er in Nemeas vom Sturme heulenden Wäldern den Löwen in seine dunkle Höhle, entwaffnete, indem er ihn an der Kehle würgte, den brüllenden Feind, und riß mit nervichten Arm seinen aufgesperrten Rachen von einander, hob den übermüthigen Antheus von seiner ihm Stärke verleihenden Muttererde empor, und erdrückte den sich sträubenden Riesen in seiner gewaltigen Umarmung. Zurück sank sein erblassendes Haupt, sein sträubiges Haar stieg empor, seine ohnmächtig werdenden Glieder schrumpften zusammen, und seine Seele zerflatterte in der Luft; — Rückwärts über Blutbethauten Moor zog er den Cacus in seine Mörderhöhle, der aus ehernen Lippen Flammen athmete, und das felsige Obdach der Höhle erschütterte.

Zuletzt unter allem spaltet er mit seinen Händen den Erdboden, thürmt Felsen auf Felsen, und setzt Berge auf Berge, um auf Africa's Sande Abyla zu erheben, und mit dem hohen Calpe den, weitauslaufenden Strand Europens zu krönen. Durch zwey einander entgegenstehende Säulen veredelt er den schon majestätischen Schauplatz, und gießt zwischen ihnen den Ocean aus unermeßlichen Urnen. Die erschrockne Scylla brüllt rund um ihr felsiges Gestade; aus seinen wiederhallenden Klüften stößt Vesuv tiefe Seufzer aus; und der Aetna donnert über die aufrührischen Wellen.

VII.

VII. a. Nymphen, eure schönen Hände sammeln ätherische Fluthen um das warme Küssen und das sich wirbelnde Glas, hängen an den polirten Cylinder einen goldhaarigen Bart, und umgießen ihn mit der Schwerkraft gehorchendem Feuer. Kalt blitzen nach allen Gegenden blaue Flammen, oder zündend fährt der elektrische Schlag an den ihn anziehenden Punkt. So wachte, vor Zeiten, auf ehernen Füssen getragen der schlaflose Drache über den goldnen Aepfeln Hesperiens. Glänzend strahlten seine Schuppen, seine Augäpfel glühten vor Zorn, und seine weit offne Nüstern bliesen magisches Feuer aus.

Ihr gebietet den in krystallnen Vasen aufgehangnen Goldblättchen *), sich einander anziehend zu nähern, oder zurückgestoßen sich gegenseitig zu fliehen, indeß papierne Nymphen durch innern Instinkt

*) Dieß bezieht sich auf das sehr empfindliche Elektrometer, so wie es Herr Bennet vervollkommnet hat. Es besteht aus zwey Stückchen Goldblatt, welche in einem Glascylinder an einem zinnernen Knöpfchen aufgehangen sind. Dieser Glascylinder ist von außen zum Theil mit Silberfolie belegt, welche mit dem hölzernen Fußgestelle zusammenhängt. Wenn man eine Stange Siegellack nur einen Augenblick an einem trockenen Tuche reibt und sie dann zwey bis drey Fuß von dem Cylinder entfernt hält, so stoßen die goldnen Blättchen einander mit erstaunender Empfindlichkeit ab.

stinkt in Bewegung gesetzt zu seyn scheinen und tanzende Faunen den bewundernden Weisen ergötzen. Oder wenn irgend eine furchtlose Schöne, auf Wachs stehend, mit anmuthsvoller Bewegung ihre Hand auf die Funken sprühende Kette legt, durchfahren nachgeahmte Blitze ihre zarten Glieder. Unschuldige Flammen spielen um ihr Herz. Ihre schöne Stirne blendet die Zuschauer mit einem ungewohnten Glanze, und blaue Strahlen fahren aus ihrem sich sträubenden Haar auseinander. Wenn denn irgend ein verliebter Jüngling ihr den ätherischen Kuß raubt, springt sanftes Feuer von ihren sich begegnenden Lippen. — Ein solches Feuer, wie es das Haupt heiliger Jungfrauen umgiebt und in ihrer Strahlenkrone glänzt.

Ihr drängt in die mit Zinn belegte Flasche das dichtere Feuer zusammen, spaltet damit das dünne Glas und schmelzt den flammenden Drath, oder ihr schießt den rothen Strahl durch die sich kreisende Kette der Hand in Hand verbundnen Jünglinge und furchtsamen Mädchen. Der schnelle Aether durchfährt alle Fibern der tanzenden Arterien und der gekitzelten Venen, sticht jeden zarten Nerven von ungewohnten Empfindungen erschüttert, und beugt die widerstrebenden Glieder mit unwillkührlicher Gewalt. Hier werden der Paralysie kalte Hände durch den mächtigen Stoß in Bewegung gesetzt; und dort hängt das Leben nur noch zitternd auf seinem wankenden Thron. So schießt aus dunkeln Wolken spielend der Blitz herab, spal-

tet die eisenfeste Eiche oder drückt die Feenringe auf dem Grase ab *).

2) An jenem Tage, ihr Nymphen, flossen himmlische Thränen aus euren hellen Augen, und ätherische Seufzer stiegen aus eurer Brust, als Richmann **), von furchtlosem Eifer getäuscht, den

*) Diese sogenannten fairy-rings, oder Feen-Ringe, sind eine elektrische Erscheinung, oder eine die mit den Wirkungen des Blitzes gleiche Ursachen hat. Es zeigen sich nehmlich zuweilen auf nassen Wiesen Kreise von mehrern Ellen im Durchmesser, in deren Peripherie das Gras ganz wie verbrannt ist, wo aber das folgende Jahr und oft mehrere Jahre hintereinander die Vegetation desto stärker, das Gras desto dichter und höher ist, oder auch an dessen Statt eine Menge weiße Pilze aufschießen. Man erklärt diese Erscheinung aus dem Niedersinken einer elektrischen Wolke von cylindrischer Gestalt, die, da der elektrische Strom die Luft verjagt, Luft aber zur Verbrennung nothwendig ist, nirgends anders als in ihrer Peripherie das Gras versengen kann, wo die äußere Luft Zutritt hat.

**) D. Richmann, Professor der Physik zu Petersburg, errichtete im Jahr 1763 einen isolirten metallischen Stab, um die Luft-Elektricität zu sammeln, wie D. Franklin vor ihm in Philadelphia gethan hatte. Und als er das Zurückstoßen der Kugeln seines Elektrometers beobach-

den eisernen Stab auf der Newa für ihn tödtlichen Strande aufrichtete. Wolken gehn über dem Haupte des Weisen mit bekränztem Rande vorüber, Blitze folgen auf Blitze, die warnenden Korkkügelchen fahren aus einander, näher und noch näher besieht er mit fröhlichem Erstaunen die Silberströme und bewacht den sapphirnen Glanz, und nun berstet der Stahl — der elektrische Pfeil fliegt und der kühne Weise liegt todt zu Boden gestreckt.

3) Ihr führtet euren Franklin zu euren Glaszimmern, euren in der Luft erbauten Schlössern und euren seidenen Sitzen. Ihr machtet seinen Arm kühn, den mit schwarzen Wolken drohenden Himmel anzufallen, und die Blitze gleichsam auf ihrer Fußspitze stehend, ehe sie noch fliehen, zu ergreifen. Ihr breitetet euren mystischen Mantel über den jungen Weisen aus, und flochtet den elektrischen Kranz um sein Haupt. So wenn auf seinem muthwilligen Fluge der unerschrockene Amor den schon aufgehobenen Blitzstrahl aus dem Arm des Jupiters haschte, bog er schnell über seinem Knie den dreyfachen Bolzen, zerbrach die Pfeilbündel und löschte mit leuchtender Hand jeden flammenden Schaft aus, schüttelte dann seine versengten Finger und stampfte und lachte. Noch funkelten auf dem Boden umher liegend die zerstreuten

Trüm-

tete, näherte er sich zu sehr dem Conductor: der Blitz fuhr ihm mit lautem Knall in den Kopf und er fiel todt unter seiner Familie zur Erde nieder.

Trümmer. Die Götter wichen furchtsam ihnen aus, indem sie das neue Schauspiel betrachteten. Aber Jupiter, nachsichtig gegen sein Kind, neigte seine ambrosische Locken, und der versöhnte Himmel lächelte.

VIII. Wenn der Luft reine Essenz sich mit dem Lebensstrome vereiniget, und das Blut mit phosphorischen Säuren färbt: scheiden eure jungfräulichen Haufen aus derselben die schnell sich erzeugende Wärme ab, und leiten den sanften Brand rund um das Herz *). So nährt ihr, durch alle Rei-

*) Crawford in seinem scharfsinnigen Werke über die thierische Wärme sucht zu zeigen, daß in dem Augenblicke, da beym Athemhohlen sich der reine Theil der atmosphärischen Luft mit dem phlogistischen Theile des Blutes vermischt, viel Wärmestoff aus der Luft abgeschieden wird. Wozu man noch hinzufügen kann, daß wahrscheinlich Phosphorsäure durch diese Combination hervoegebracht wird, durch welche Säure das Blut in der Lunge, anstatt daß es zuvor cramoisi war, dunkelroth gefärbt wird. Doch scheint es noch andre Quellen der animalischen Wärme zu geben, als das Athemholen. Und diese sind die in allen Glandeln vorgehende chymische Processe. Man erkennt dieß daraus, daß, wenn in irgend einer Glandel die ihr eigne Secretion, es sey durch Reibung, oder durch eine örtliche Entzündung vermehrt wird, auch die Wärme dieses Theils wächst, ohne daß die Action der Lunge vermehrt werde. Ueberdieß scheint außer

che der Natur, vom königlich sein Haupt erhebenden Menschen, bis zu dem Unkraute das unter seinen Füssen kriecht, bey allem, was auf der Erde einhergeht, im Wasser schwimmt, oder die Lüfte fliegend durchschneidet, des Lebens heilige Lampe mit immer erneuertem Feuer. Ihr schwellt die Wurzelknoten unter der über ihnen aufgehäuften Erde, brütet den lebendigen Saamen aus; und entfaltet den zerspringenden Laich; nährt an eurer Brust und wärmt mit aromatischen Athem den noch in den Armen des Todes zuckenden Embryo, — schmückt aber bald das lebendige Auge der Jugend mit hellem Lichte und färbt mit einer feurigen Röthe den goldnen Morgen der Schönheit.

So als das Ey der Nacht, in das Chaos hingeworfen, borst und die Wiege der Welt aufschloß: sprang zuerst, aus der sich öffnenden Schale, der unsterbliche Liebesgott, mit gespanntem himmlischen Bogen hervor. Ueber die weite Wüste schwang er fröhlich seine entfalteten Flügel, bestrahlte sie mit seinem sanften Lächeln, und ließ seine goldnen Locken über ihr flattern. Mit silbernen Pfeilen theilte er den sich erwärmenden Stoff, und zündete mit seiner

der Wärme beym Athemholen noch ein anderer zum Leben nothwendiger Stoff dem Körper mitgetheilt zu werden. Ein Stoff, der so unentbehrlich ist, daß das neugebohrne Kind schon in der ersten Minute nach seiner Geburt anfangen muß zu athmen; und der zugleich so schnell consumirt ist, daß er beständig durch neues Athemholen ersetzt werden muß.

ner Fackel die nie mehr erlöschende Flamme des Lebens an.

IX. Die Göttin hielt inne, bewunderte mit dem stolzen Bewußtseyn ihrer Hoheit, die an ihrer Seite gemusterten glänzenden Legionen; sphärische Feuergestalten, mit zitterndem Lichte angethan, Körper ohne Gewicht, und Wesen ohne Schatten: und indeß übermüthige Freude ihren Busen erwärmte, winkte sie mit ihrer weißen Hand, und rief ihre Schaaren zu den Waffen.

Vereiniget, glorreiche Nymphen, eure strahlende Mächte, und ruft die Frühlings-Horen aus ihrem langen Schlummer! Erweckt mit leiser Berührung den noch schlafenden Zephyr, und löset mit eurem Rosenfinger seine gebundnen Fittige auf; röthet mit Wärme seine blassen Wangen, glättet sein straubicht gewordnes Gefieder, oder windet die Regentropfen aus seinem zusammen gebacknen Haar. Flammet um jeden gefrornen Bach, um jede stehende Welle euer sie in neue Bewegung setzendes Feuer an, und lockt durch euren Zauber die Najade aus ihrer schweigenden Grotte, wo, in Eis verschlossen, sie, gleich der Niobe, trauert, und ihre leeren Urnen mit vor Frost starrenden Händen umfaßt. Ruft aus der weitesten Ferne alle eure glänzenden Myriaden, — mit Helm und Speer bewaffnet, um im geschloßnen Phalanx den Feind, Frost anzugreifen, seine weißen Casteele zu brechen, und seine aus krystallnen Schuppen zusammengesetzten Panzer zu durchbohren. Vertreibt den Tyrannen bis

bis zu Nova-Zemblas mondhellen Küsten, und kettet ihn heulend an den nördlichen Bär an. So wenn der ungeheure Wallfisch aus den blassen Regionen des eisigen Norden hervorkommt, mit seinem breiten Schweife die Wellen schlägt und seinen mit Rippen angefüllten Mund öffnet und, auf seinen Finnen sich wiegend, dem Wärme athmenden Süd zurudert, rauschen aus den verlassenen Seestädten athemlos ganze Schaaren herbey, schwärmen um die Dünen und verfinstern alle Küsten. Boot folgt auf Boot, längs den schallenden Fluthen, und Lanzen und Wurfspieße durchbohren seine thranigen Seiten, bis endlich ein kühnerer Seemann, auf die Spitze seiner Zehen sich erhebend, die geflügelte Harpune gegen den schleimigen Feind wirft. Schnell sinkt das Ungeheuer in sein nasses Bette, die mit Blut befleckten Wellen kreisen sich über seinem Haupte, indeß es selbst seinen gewohnten Weg dem gefrornen Pole zusteuert und den eisernen Donnerkeil auf seinem Rücken mit sich forträgt.

X. Fahret, ihr ätherische Jungfrauen, auf Schwingen von Flammen über der Erde schönen Busen und dringt in ihre fruchtbringenden Tiefen; wo meine Pflanzenwelt noch in Knospen eingekerkert, oder in Zwiebeln begraben, schläft. Durchdringt, hellleuchtende Gestalten, ihre kalten Wohnungen und strahlet aus glänzenden Urnen die unsichtbaren Fluthen der Hitze aus. Laßt aus den tiefen Wüsten der Erde elektrische Ströme hervorquellen, oder gießt den mit Funken sprühenden Regen-

genschauer vom Himmel. Belebt die noch todte Wurzel, erweicht ihre steif gewordenen Fibern und thaut das Blut auf, welches in ihren Adern zaudert. Schmelzt durch euren warmen Athem das wohlriechende Harz, das die sich entfaltenden Blätter in ihrer schuppichten Rinde gefangen hält: und so wie die lachenden Blättchen in der Luft spielen und ihren glänzenden Busen den Sonnenstrahlen zukehren, o Nymphen! lockt mit süßem Lächeln jede sich öffnende Blume aus ihrer Knospe hervor und gießt auf ihre damastenen Augenlieder das Licht. So sollen meine Tannen, welche die Canadischen Wildnisse überschatten, da, wo keines Menschen kühner Schritt in die dicken Finsternisse der in einander geflochtenen Wälder gedrungen ist, — so sollen die wie Thürme sich erhebenden Palmen, welche die Fluthen des Südens, durch schattige Inseln und waldige Länder theilen, — die Eichen, deren vieläſtige Geweihe Britanniens Ebenen krönen oder seine Donner über das eroberte Meer tragen, so sollen sie, so wie ihr euch ihnen nähert, neue Schößlinge treiben, den schwängernden Aether einathmen, und in den Strahlen eurer Augen sich sonnen und glänzen, sollen ihre weißen Häupter beugen, das sich ändernde Klima bewundern, von ihren kandirten Stämmen den zerrinnenden Reif abschütteln, mit aufplatzenden Knospen ihre runzelige Rinde schmücken und das furchtsame Blümchen mit dessen Dorne vermählen, ihre Wurzeln tiefer hinabsenken und ihre wiederbelebten Häupter höher erheben und meine ganze Welt von Laubwerk ans

Tageslicht bringen und in den Lüften wehen lassen.

So verbindet mit hermetischer *) Kunst ein Adept die königliche Säure mit kobaltischem Erz, zeichnet, seinen Pinsel in diese Mischung tauchend, mit unsichtbaren Linien die bunte Wiese, das grüne Thal und den schattigen Hain, beschattet mit durchsichtigen Wolken das farbenlose Feld, und alle künftigen Gruppen sind schon im Verborgenen vorhanden: bis, vom Feuer erweckt, das dämmernde Gemählde anfängt zu leuchten. Grün sproßt das Gras hervor, die Purpurblume blüht, Hügel, Thäler und Wälder erheben sich in schneller und glänzender Folge, und die ganze lebendig gewordene Landschaft entzückt sein Auge.

XI. Sollte mit goldenem Kamme der schwüle Sirius flammen und mit seinen zündenden Haarlocken

*) Die sympathetischen Dinten, wenn sie entweder in Salz- oder Salpetersäure aufgelöset werden, haben diese sonderbare Eigenschaft, daß wenn sie zum Feuer gebracht werden, das eine von ihnen grün, das andere roth erscheint. Man hat solche gemahlte Feuerschirme, welche, wenn sie im Kalten gesehen werden, nichts als den Stamm und die kahlen Aeste eines erstorbenen Baumes und dürre Sandhügel zeigen, auf denen aber, wenn sie zum Feuer gerückt werden, diese Bäume Blätter und Blumen bekommen und die Hügel mit Grase bedeckt werden.

cken die Luft versengen, sollte er mit Spitzen von Flammen die Pfeile des Sommers bewaffnen, und die Schönheiten verbrennen, die er bestimmt war zu erwärmen — so wie einst Jupiter seinen ihm abgedrungenen Eid betrauerte, als er in aller seiner Glorie zu der Schönen zurückkehrte, Liebesgötter ihre Fackeln an den gespalteten Blitzstrahlen anzündeten und immerwährende Blitze den Wagen der Nacht vergoldeten. Das außer sich gesetzte Mädchen bewunderte die strahlende Gestalt, und indem sie ihm den Kuß der Liebe reichen wollte, verschied sie in seinen Armen: — dann Nymphen! führt auf leichten Schwingen eure in Schlachtordnung gestellten Heere hoch über die Klippen, die an den Küsten der Orkaden über dem strudelvollen Meere hängen; laßt zu eurer Linken das rothe vulkanische Licht, welches von dem Gipfel des Hekla die finstre Nacht erhellet. — Vermeidet zur Rechten Norwegens mit Schnee bedeckte Riesenberge, zu deren Füssen der sich kreisende Strudel des Maalstroms tobt und schäumt; richtet mit unverwandten Blicken euren Lauf dahin, wo Cepheus seine dreyfache Krone beugt, und den Scepter in seiner Hand ausstreckt, wo die Cassiopea oft den glänzenden Nägeln an ihrem goldnen Wagen oder den Juwelen an ihrem Gürtel neue noch unbekannte Sterne beyfügt *); wo mit weiten Windungen der Dra-

*) Dieß bezieht sich auf den Stern, welcher im Jahr 1572 in dem Wagen der Cassiopea erschien, anfänglich den Jupiter an Größe und Glanz

che die Axe der Ekliptik in seine schuppiche Ringe einschließt, über den halben Himmel seinen ungeheyren Hals ausstreckt, und in unendlichen Mäandern beyde Bäre von einander theilt, sie, welche einander verwandt, sich wechselsweise verfolgend und verfolgt, mit schwerem Fußtritt um den Pol herum tanzen.

Hier sitzt, in ihrem azurnen Hauptschmucke und gestirntem Mantel, das graue Zwielicht und beherrscht den schlummernden Pol, beugt die blassen Mondstrahlen rund um die von Schnee funkelnden Küsten, und streut mit ersterbnen Händen ewigen Frost aus. Hier Nymphen lasset euch nieder, ordnet eure blendenden Heere in Reihen, und schreckt in einem schnellen Marsch die erstarrten schlummernden Horen. Spannet auf den von Eis gebauten Inseln tausend Segel aus, hängt starke Steuerruder daran, und fangt die gefrornen Lüfte zu einer Reise auf. So führt die beflügelten Eisfelsen zu den fieberhaft heißen Klimaten, wo die ersterbenden Zephyrn nur noch matt auf den Fluten röcheln, — führt sie, bey der Meerenge vorüber, wo Calpe von Ceutas Donner wiederhallt, und antwortende Echos zwey verwandte Welttheile erschüttern, — vorbey vor der mit palmichten Federn prangenden Canaria, die ihre Inseln in ihren silbernen Gür-

übertraf, dann nach und nach abnahm, und endlich gänzlich verschwand. Diese Erscheinung setzte alle Astronomen der Zeit in Bewegung, und wurde von einigen für einen Kometen gehalten.

Gürtel einschließt; bis dahin, wo des Negers schwarze Najade hundert Königreiche mit sich stets vervielfältigenden Fluten wäscht, oder sie in drey getheilten *) Kanälen dampfend über Goldsand in das erhitzte Meer führt. Indeß schwarze Nationen sich an die schwüle Küste drängen, den erfrischenden Wind einathmen, und den schwimmenden Frost segnen: streuet, Nymphen, in Nebel verschleyert, die schmelzenden Schätze und kühlt den tropischen Sommer mit arktischem Schnee. So segeln, von den Mansoos getrieben, ganze Wolkenheere von der brennenden Linie her, über den versinsterten Himmel **). Weite Wüsten von Sand durchstreicht der frostige Wind, und der Ocean kühlt unter dem sich bewegenden Schatten ab.

XII. Sollte die Sommerwende, durch die kränkelnden Lauben schreitend, die warmen Thau-

tropfen

*) Man glaubt, daß die drey großen Ströme, der Rio grande, der Gambia, und der Senegal nur drey Zweige des großen Nigerstroms sind. Der Goldstaub wird aus dem Sande dieser Flüsse gewaschen.

**) Zu Gondar in Abyssinien ist, nach Bruce's Bericht, zur Zeit, wenn die Sonne im südlichen Wendekreise, und also 36 Grade von dem Zenith des Orts entfernt steht, der Thermometer selten unter 72 Grad; er sinkt aber zu 60 bis 53 zur Zeit wenn die Sonne in den Zenith kommt. So sehr vermag die Annäherung des Regens der Hitze der Sonne entgegen zu wirken.

tropfen einsaugen, die fallenden Schauer auffangen, am Rande wasserarmer Flüsse mit vertrockneten Lippen knien, um aus triefender Hand das sparsame Labsal zu trinken: o Nymphen, dann richtet zehn tausend Spitzen über dem Boden auf, und sammelt hoch in der Luft die elektrische Flamme *). Bald sollen dunkle Nebel, durch eine innere Vereinigungskraft zusammengezogen, einen Schirm vor die blendende Sonne halten und als Wolke in wilder Unordnung einhersegeln: und nun wird bald jede Blume die herabfallenden Ströme einschlürfen, unter deren Last sie ihr schönes Haupt beugt, und die junge Saat wird, erfrischt und genährt, das ihrige fröhlicher emporheben.

So, als Elisa von Karmels Spitze die salzigen Fluten in glänzender Ausdehnung zu seinen Füßen entdeckte, sein rothes Auge in der brennenden Luft herum rollte, an seine schwer athmende Brust schlug, und feurige Gebete zum Himmel schickte: stand auf der höchsten Spitze der aus Felsen errichtete Altar, und geschlachtete Opfer lagen auf den aufgethürmten Holzhaufen: indeß die Häupter Israels den heiligen Hügel umgaben, und im

*) Die Anhäufung elektrischer Materie trägt augenscheinlich dazu bey, die atmosphärischen Dämpfe in der Gestalt von Wolken schwebend zu erhalten; indem wir sehen, daß nach einem Wetterstrahl gemeiniglich verstärkte Regengüsse folgen, ohne Zweifel weil dadurch die Quantität elektrischer Materie in der Wolke sehr vermindert wird.

im staubigen Thale von Hunger ersterbende Heere sich drängten.

„O mächtiger Herr, höre deinen vor Schmerz vergehenden Knecht, der deinen Namen mit Angstgeschrey anruft. Deine Tempel sind entweiht, deine Propheten erschlagen: siehe, ich bin von ihnen allen nur allein noch übrig geblieben. O sende dein geheiligtes Feuer vom Himmel, und gieße über das versengte Land den wiederbelebenden Regen. Dann wird dein Priester die irrende Heerde zurückrufen, und mit der Stimme des Donners sagen können: du bist der Herr von Allen.“ So rief er, und auf den felsigen Berg hinkniend streckte er seine flehende Hände gen Himmel aus.

Und bald erleuchten herabfahrende Flammen das in Dunkel verhüllte Heiligthum, entzünden das nasse Holz, verzehren den zum Opfer geweihten Stier. Allmählig steigen sich sammelnde Nebel von der See herauf: und in der Luft schwimmende Wasser verfinstern den ganzen Himmel. Mit gelenktem Zügel wendet der König seinen Wagen und weit und breit steigt die aetherische Fluth auf die Erde herab. In sich verwirrenden Tönen jauchzen die aus einander gehenden Heere Beyfall und Dank: und Nationen bekennen laut, daß Jehovah der lebendige Gott sey.

Fragment aus dem zweyten Gesange.

V. 397.

Wenn von Dach zu Dach die wüthenden Flammen sich wälzen, lange Straßen in horizontaler Richtung durchströmen, die höchsten Thürme hinanklimmen; die emporragenden Wetterhähne in der aus ihrem Schlummer aufgeschreckten Nacht erleuchten, und der erröthende Himmel das blutige Licht zurückwirft, indeß mit weiten Schritten und emporstrebenden Haar die blasse Gefahr von fern längst den einstürzenden Dächern einhergeht und der Riese Schrecken mit angstvollem Geschrey seine schwarzen Glieder mitten durch die schrecklich leuchtenden traurigen Flammen hin und her bewegt: Nymphen, dann waret ihr die ersten, welche das Feuer auslöschende Element in die Höhe zu bringen und in großen glänzenden Bogen himmelan zu sprützen lehrtet; — in eisernen Kammern die Springfedern der Luft zu verdichten und den Wasserstrom mit nie von seiner Bahn abirrenden Schwingen zu beflügeln. Auf die wilden Flammen fällt nun der ungestüme Regen, eine plötzliche Dunkelheit verbirgt die erschütterten Wände, Dampf, Rauch und Staub wälzen sich in vermischten Wolken empor und Nacht und Stillschweigen nimmt wieder von dem Himmelspole Besitz.

Wo waret ihr, Nymphen, in jenen Unglückbringenden Stunden, welche Augusta's sinkende Thürme in Flammen hüllte. O warum zaudertet ihr in euren Quellen und Grotten, als deine schö-

nen

nen Töchter, unglückliche Molesworth! mit unbeachtetem Geschrey die lange ausbleibenden Wasser-Ströme herbeyriefen. —

Die zitternde Nymphe, an blutlosen Fingern hängend, sieht von der schon wankenden Mauer das entfernte Gedränge, ruft mit endlosem Geschrey ihre schlafenden Freunde auf, und sinkt mit versengtem Haar in ihres Liebhabers Arme. — Die von der Flamme erleuchtete Mutter eilt mit beflügelten Schritten dahin, wo der noch sichere Balcon über die Straße hängt. In ihr Hemde gewickelt hält sie ihre jüngste Hofnung eine Zeitlang über dem unten sich drängenden Volke schwebend und läßt es endlich mit ängstlich pochender Brust in die ausgestreckten Arme ihrer auf den Zehen stehenden Freunde fallen. Gleich fliegt sie wieder auf den Schwingen der Liebe zurück, und bringt nun ein drittes, und nun ein viertes Kind. Da alle ihre Kleinen sicher sind, glättet sich ihre von Falten der Angst gerunzelte Stirne und nun bricht sie selbst durch die von allen Seiten sie anspülenden Flammen unangetastet hindurch. So betrat, von ihrem Sohne angeklagt, die unwillige Emma mit nackten Füßen die glühenden Eisenstangen.

Eben an dem Tage, als Jugend mit Schönheit sich vermählte, wurde das im Zauber der Liebe befangne Paar von den Flammen in ihrem Hochzeitbette überfallen. Man sahe an den ofnen Fenstern die erröthende Braut mit nacktem Busen, mit ringenden Händen und mit schwarzen zerstreueten Haaren; alle ihre schönen Züge in wilder Unordnung

nung, ihre elfenbeinerne Arme mit Inbrunst um ihren Liebhaber schlingen. Vor Liebe und Furcht schlugen ihre pochenden Herzen an einander und zahllose Thränen und Küsse vermischten sich mit einander. Ach! umsonst gießen die arbeitenden Maschinen um ihre bloßen Glieder unwirksame Regenschauer aus: schon kracht unter ihnen der Boden, indeß die auseinanderfahrende Menge sich erschrocken zurückzieht, und jezt stürzen Liebe und Tugend mitten in die unter ihnen wüthenden Flammen. Mit durchdringendem Geschrey betrauren selbst Fremde das unglückliche Paar, und suchen noch spät ihre weiße Asche auf, um sie in eben der Urne zu vermischen.

Fragment aus dem dritten Gesange.

X.

Ihr Nymphen lehrtet zuerst die in den Höhlen der feuchten Erde verborgenen Wasserhälter zu durchdringen, und ihre Fluthen, troz ihrer Schwere, in die Höhe zu heben. Auf euer Geheiß trug der in der Pumpröhre aufsteigende Pistill die unsichtbare Säule der auf ihm liegenden Luft. Von dieser Säule gedrückt strömten die untern Wasser durch sich öfnende Ventile in den leergewordnen Raum, stiegen Schritt vor Schritt mit immer verminderter Geschwindigkeit in die Höhe, bis ihre eigene Schwere dem Drucke, welchem sie gehorch-

horchten, gleich wurde. So, wenn eine Mutter, sich über ihren schönen Säugling beugend, ihn mit brünstigen Armen umschließt, das dünne Tuch von ihrem schneeweißen Nacken abwirft und die unter ihnen verborgenen Perlengleichen Hemisphären halb enthüllt, antwortet der unschuldige Räuber durch sein funkelndes Auge ihren sanften Umarmungen und ihrer liebevollen Stimme, sucht mit sich öfnenden Lippen die ihm Heil bringende Quelle, breitet seine forschenden Hände aus und lächelt und saugt.

O ihr verheiratheten Schönen, die kein zärtliches Entzücken wärmt, wenn ihr euer Kind im mütterlichen Arme in den Schlaf wiegt, die ihr, umsonst mit schwellendem Busen gesegnet, sein zartes Gewimmer mit unempfindlichem Ohre hört und seinen lieblich schmollenden Lippen und seinem von Begierde glänzenden Auge den besänftigenden Kuß und den Milchstrohm, nach dem er lechzt, versagt: Ach! was hilft ihm der damastene Himmel über seiner Wiege, der Pfühl von Eyderdunen und die mit Stickereyen geschmückte Windel? Oft hört das vergoldete Lager unbemitleidete Klagen und manche Thräne befleckt das mit Spitzen prangende Kissen. Nein! von keiner noch so süßen Stimme, auf keinem noch so weichen Polster wird sein Kummer so leicht zur Ruhe gebracht, als durch die ihm gereichte mütterliche Brust. So ruhet der Cherub Unschuld, wenn die Stunden der Dämmerung ein gemildertes Licht über himmlische Lauben ergießen, mit göttlichem Lächeln, faltet seine

weißen Flügel und entschläft in dem Heiligthum der Schönheit.

(Anmerkung zu S. 95. »Aetherische Mächte! rc.)

Meteore.

Es scheint in der uns umgebenden Atmosphäre drey verschiedene Schichten zu geben, in welchen, oder zwischen welchen vier verschiedene Arten von Meteoren gebildet werden; Blitze, fallende Sterne, Feuerkugeln und Nordlichter. Zuerst kommt die niedrigere Region der Luft, oder diejenige, welche dicht genug ist, um durch die Cohäsion ihrer Theile das Niedersinken der verdickten Dünste oder Wolken zu verhindern: und diese Region mag sich auf die Höhe von drey oder vier Meilen erstrecken. In dieser Region werden die gewöhnlichen Blitze durch die Anhäufung oder den Mangel der elektrischen Materie in den darin herumschwimmenden Dünsten hervorgebracht. Wenn einer Wolke Uebermaaß oder Mangel an Elektricität zugeschrieben wird, so ist dieß immer in Verhältniß derselben entweder mit den sie umgebenden niedern oder höhern Dünsten, oder mit dem elektrischen Zustande der Erde zu verstehn. Die Explosion des Blitzes geschieht, indem entweder die an Elektricität übersättigte Wolke sich ihres Ueberschusses plötzlich entlediget, oder die daran Mangel

leiden-

leidende das elektrische Feuer der sie umgebenden mit Gewalt an sich reißt. Da die Blitze in der dickern Luft erzeugt werden: so können sie wegen des größern Widerstandes sich nur durch einen kurzen Raum fortbewegen, verursachen einen heftigen Schall und haben rothes Licht.

2) Die zweyte Region der Atmosphäre ist diejenige, worin die Luft nicht mehr dichte genug ist, um verdickte Dünste oder Wolken zu tragen; aber wo doch noch diese wässerigen Dünste, aber unsichtbar und eben so aufgelöst von der Luft, als das Salz vom Wasser aufgelößt wird, vorhanden sind. In dieser Schichte der Atmosphäre wird wahrscheinlich dasjenige Meteor, welches man Sternschnuppen nennt, erzeugt. Es besteht ebenfalls aus elektrischen Funken oder Blitzen, welche aber viel weitere Räume in dieser Region durchfahren. Man hat noch nicht durch hinlängliche Beobachtungen die Höhe, in welcher die fallenden Sterne erscheinen, ausgemacht. Blackdown glaubt, daß sie der Erde weit näher sind, als die sogenannten Feuerbälle; und er schließt dieß aus der scheinbaren Geschwindigkeit ihrer Bewegung. Ihre Kleinheit schreibt er der großen Zertheilung der elektrischen Flüssigkeit zu. Da die Sternschnuppen in einer dünnern Luft erzeugt werden, als die Blitze: so bewegen sie sich durch größere Räume, geben nur ein weißlichtes Licht und erregen keinen uns hörbaren Schall.

3) Diese zweyte Region der Atmosphäre hört da auf, wie ich vermuthe, wo die Strahlen der Dämmerung nicht mehr gebrochen werden, d. h. wo die Luft 3000 mal dünner ist, als an der Oberfläche der Erde. Hier endigt sich also die gemeine atmosphärische Luft und wird wahrscheinlich von einer Atmosphäre von entzündbarer Luft umgeben, welche also die dritte Region des Himmels ausmacht. In dieser also erzeugen sich die Meteore des Feuerballs und des Nordlichts. D. Pringle und viele andre beobachteten am 26sten Novemb. 1758. einen Feuerball, der nach ihrer Berechnung $1\frac{1}{2}$ englische Meilen im Durchmesser hatte, in der Höhe von ungefähr 100 Meilen erschien, und sich gegen Norden mit einer Geschwindigkeit, wodurch er 30 Meilen in einer Sekunde durchlief, bewegte. Er hatte einen wirklichen, viele Meilen langen Schweif, der, während der Ball sich bewegte, Funken von sich warf: und das ganze Meteor verschwand mit einem Getöse, wie entfernter Donner. Auch von dem im Jahr 1783 gesehenen Feuerball wurde die Höhe von D. Blackbone auf 60 — 70 Meilen und die Geschwindigkeit, mit welcher er sich bewegte, auf 20 Meilen in einer Secunde geschätzt.

Da die Feuerbälle in einer bestimmten Linie sich bewegen: so ist es aus den bekannten Gesetzen der Elektricität gewiß, daß sie von etwas angezogen werden. Durch diesen Umstand, daß sie einen bestimmten Punkt, wohin sie angezogen werden, und

eine bestimmte Richtung ihrer Bewegung haben, unterscheiden sich die Feuerbälle von den Nordlichtern, die wahrscheinlich in eben dieser inflammabeln Atmosphäre, oder da, wo diese an die gemeine Luft gränzt, erzeugt werden.

Die elektrischen Ströme, welche diese Nordlichter ausmachen, scheinen von einer Anhäufung dieser Flüssigkeit im Norden abgestoßen oder ausgestrahlet zu werden: ohne daß sie, wie die Feuerbälle, von einem bestimmten Gegenstande angezogen würden. Dieß erklärt sowohl die Mannigfaltigkeit ihrer Richtungen, als den Mangel des Schalls. Die Verschiedenheit ihrer Farben aber, ihrer Fortdauer und ihrer beträchtlichen Breite an gewissen Orten, kann vielleicht davon herkommen, daß sie die Mischung von gemeiner und entzündbarer Luft, durch welche sie hindurch gehen, in Feuer setzen.

Garve.

IV.

Joh. Heinr. Tischbein, ehemaliger Fürstlich Hessischer Rath und Hofmaler, als Mensch und Künstler dargestellt von Joseph Frieder. Engelschall, Professor der Philos. zu Marburg. Nebst einer Vorlesung von W. J. C. Gustav Casparson, Fürstlich Hessischem Rath und Prof. zu Cassel. Nürnberg, in der Raspeschen Buchhandlung 1797. XVIII. und 173 Seiten. gr. 8.

J. H. Tischbein war ein zu talentreicher und verdienstvoller Künstler, um nicht mit vollem Rechte einen eignen Biographen zu verdienen. Er hat einen, der seiner würdig war, an dem nun leider! auch schon verstorbenen Engelschall gefunden. Dieses Buch gehört zu den besten seiner Art. Angenehme Darstellung vereinigt sich darin mit Sachkenntniß, Wahrheitsliebe und mit Begeisterung für ihren Gegenstand. Die Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, waren außer einer persönlichen Bekanntschaft mit dem Verstorbenen und außer den in mehrern Zeitschriften zerstreueten Nach-

Nachrichten, die ihm mitgetheilten Angaben mehrerer mit dem Verstorbenen aufs engste verbundenen Personen, des Ober-Kammerraths und Oberbaudirektors du Ry, des Raths Casparson, des Pfarrers Götz, des Gallerie-Inspektors Tischbein, sämmtlich in Cassel, und des Pfarrers Soldan in Haina. — Gewiß wird diese Biographie, nächst den Werken des Pinsels und den treflichen Schülern in denen Tischbein fortlebt, nicht wenig beytragen, sein Andenken nicht nur bey seinen nähern Freunden, sondern auch bey allen Freunden der Kunst, lebhafter zu erhalten. Unsre Bibliothek macht es sich zur angenehmen Pflicht, das Wesentlichste aus derselben aufzubewahren.

Tischbein war der fünfte Sohn eines Beckers im Oberhessischen Samthospital Haina, dem Wohnort von ein paar hundert blödsinnigen und gebrechlichen Menschen, geboren den 3. October 1722. Neben seinem Hauptgewerbe trieb sein Vater die Schreiner- und Drechslerkunst. Sehr frühzeitig äußerte sich des Sohnes Kunstgenie. Von seinem zehnten Jahr an trieb ihn eine überwiegende Neigung zum Zeichnen und Nachbilden. Bis in sein vierzehntes hatte er weder eigentliche Gemälde gesehn, noch durch Beschreibungen und Lectüre seine Phantasie genährt. Bloß einige Kupferstiche von der schlechtesten Art hatten ihm einen Begriff von der Zeichnung und der Wirkung des Lichts beygebracht. — Er sollte anfangs zu seiner Mutter Bruder, einem geschickten Schlosser nach Gemünden an der Wohra, in Ober-Hessen, in die Lehre

gebracht werden *). Dieser Mann hatte eine edle und schöne Kopfbildung, die auf den jungen Zögling einen lebhaften Eindruck machte. Die ihm immer gegenwärtige Vorstellung davon weckte sein malerisches Genie. Ohne je von Pastellmalerey gehört zu haben, fiel er von selbst auf eine Art Zeichnung mit drey Kreiden, indem er den Kopf seines Oheims bald auf diese, bald auf jene Weise darzustellen suchte. Auf den ebenen Ecken eines Familientisches von Lindenholz zeichnete er die Umrisse mit Bleystift oder Kohlen; dann zerdrückte er ein Stückchen Kreide in dem Raum, und arbeitete mit Röthel und Kohlen den Kopf vollends aus. Nichts glich seiner Freude, wenn ihm seine Eltern bey ihrer Zurückkunft von kleinen Reisen ein Stückchen Kreide oder Rothstein mitbrachten. — Allein auf dem Familientisch wurden seine Zeichnungen immer wieder verwischt. Nun sammelte er sorgfältig alle Stückchen Papier, die ihm in die Hände fielen, und suchte seine Pastellmalerey darauf anzubringen. Als ein gemeiner Stafiermaler nach Haina kam, die Kirche auszumalen, bekam er wenig-

*) Nach Herrn Casparson's Erzählung S. 150. nahm ihn sein Vater wirklich schon nach Gemünden, um ihn da zum Schlosser in die Lehre zu bringen. Allein in der Herberge, wo Vater und Sohn einkehrten, sprach man gerade von einem Schilde des Wirthshauses. Der junge Tischbein malte es, erhielt es bezahlt, und der frohe Vater glaubte nun, daß Malen auch seinen Mann ernähren könne.

nigstens einen etwas bessern Begriff von Malerey, obgleich der Mann, nach Art aller Pfuscher, seine Kunst sorgfältig vor unserm Tischbein verbarg. Er versuchte nun mit Hülfe seines Oheims sich selbst Farben zu bereiten. Zum Pinsel mußten ihm birkene Stäbchen dienen, gewöhnlich aus Besenstielen, die er zugeschnitten, und das eine Ende zu Fasern geklopft hatte, oder auch zusammengebundene Fäden gewisser Distelblumen *). Von einem ältern Bruder, der sich in Darmstadt auf die Malerey legte, bekam er endlich bessere Farben und Pinsel. Durch dessen Vermittelung wurde er in seinem vierzehnten Jahre zu einem Tapetenmaler in Cassel in die Lehre gebracht. Hier lernte er wenigstens den mechanischen Theil seiner Kunst, und benutzte nebenher auch im Zeichnen den Unterricht des Hofmalers van Freese. Er war noch nicht sechzehn Jahr, als er einige Brustbilder in Oel ausführte. Vorzüglichen Unterricht in der Malerey hatte er aber bis in sein zwanzigstes Jahr nicht.

Im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters, 1742 ward er in Hanau **), einem edeln Freunde der Kunst bekannt, dem Grafen von Stadion.

*) Nach Herrn Casparson S. 149. zerklopfte der Knabe rothe Steine, machte sie durch Thran zur Oelfarbe, malte Bilder und frühe ein Familienstück nach dem Leben.

**) Nach Herrn Casparson's Erzählung, auf der Frankfurter Messe.

Dieser entdeckte bald seine vorzüglichen Anlagen, und setzte ihn durch seine Freygebigkeit in den Stand zu reisen. Tischbein ging im folgenden Jahre nach Paris, und studirte hier bey dem berühmten Karl Andreas Vanloo bis 1748. Hier nahm er den heitern Farbenton an, der allen seinen Gemälden eigenthümlich ist; nur ward nachher sein von der französischen Schule angenommenes Kolorit durch die Venezianische berichtigt und bestimmt. Seinen Geschmack in der Zeichnung hat er erst später, besonders in Rom, gebildet; 1748 begab er sich nach Venedig, und genoß hier acht Monat den Unterricht und die Freundschaft des Joh. Baptist Piazetta. Dann ging er über Florenz und Bologna nach Rom, und suchte sich hier jene Richtigkeit, jenen feinen Takt in der Zeichnung zu erwerben, ohne welche der Schmelz des Kolorits nur ein schönes Gewand zur Verbergung wesentlicher Mängel ist. „Gleichwohl, (sagt der Verfasser, und wie dem Rec. dünkt, mit vollem Rechte) kann die prüfende Kritik sich den Gedanken nicht versagen, daß Tischbein die korrekte Zeichnung der römischen Schule nicht ganz ergriffen habe, entweder weil er die Manier seiner Lehrer, Vanloo und Piazetta, nicht verlassen wollte, oder weil er die freye malerische Wirkung, (wie man bemerkt haben will,) der genauen Richtigkeit der Zeichnung vorzög. Hätte das Schicksal ihn, statt nach Paris und Venedig, sogleich nach Rom geführt, so würde sein Geschmack, den er unter Leitung seiner genannten Lehrer hauptsächlich nach Tizian und Paul

von

von Verona gebildet hatte, wahrscheinlich eine andere Richtung genommen haben.“ —

In Rom blieb Tischbein zwey volle Jahre, verweilte dann noch neun Monate in Venedig bey Piazetta, und ging 1751 nach Deutschland zum Grafen von Stadion zurück. Im Sommer des folgenden Jahres ward er durch Empfehlung zufällig Wilhelm dem Achten, Landgrafen von Hessen, bekannt. Er mußte ihn malen, gewann seine Gunst, und ward von ihm in seine Dienste genommen, doch mit der Erlaubniß, vorher noch anderthalb Jahre beym Grafen zu bleiben.

Die ersten Jahre, welche Tischbein in Cassel zubrachte, waren vorzüglich den Aufträgen seines Fürsten in Vermehrung und Verschönerung der vom leztern angelegten Gallerie gewidmet. Er wurde zwar auch als Portraitmaler sehr gesucht; allein Bildnißmalerey war sein eigentlicher Beruf nicht. Die Unterstüzung seines Fürsten sezte ihn in den Stand, seiner Neigung für die alte Geschichte und die damit verwebte Mythologie zu folgen. Eine glückliche Ehe, die er im Jahr 1756 schloß, die aber durch den schon 1759 erfolgten Tod seiner Gattin getrennt wurde, und eine innige Freundschaft mit dem erst 1793 in Rom verstorbenen Hofrath Reiffstein, (der von 1745 bis 1758 als Pagenhofmeister in Cassel lebte,) versüßten diese Periode seines Lebens. Im siebenjährigen Kriege ließen selbst die in Cassel anwesenden Franzosen seinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren. Jedoch erst der wiederkehrende Friede (1763) war die Epoche,

von

von welcher seine glänzendste Künstlerperiode anhebt. Jetzt verschönerte Landgraf Friedrich II. seine Hauptstadt. Tischbein half die Bildergallerie in dem von Wilhelm VIII. erbaueten Pallast einrichten, und schuf von dieser Zeit an seine vorzüglichsten historischen Gemälde. Bereits 1762 war er bey dem erweiterten Collegium Carolinum zum Professor der Malerey ernannt. 1776 aber wurde die davon ganz abgesonderte Akademie der Malerey, Bildnerey und Baukunst errichtet *), und Tischbein dabey mit Rathscharakter als dirigirender Professor angestellt. Als solcher wurde er allmählich der Vater und Stifter einer neuen Kunstschule, die sich bis nach Italien ausgebreitet hat. Als das Charakteristische derselben gibt unser Biograph eine edle geistvolle Zeichnung und ein großes Verständniß des Helldunkeln an. Rath Kraus in Weimar, Professor Böttner in Kassel, der trefliche Pferdemaler Pfoer in Frankfurt am Main und der Director Wilhelm Tischbein in Neapel legten in ihr den Grund zu ihrer jetzigen Treflichkeit. Diese schöne Periode von Tischbein's Künstler- und Lehrerthätigkeit ward durch häusliche Freuden an zwey Töchtern erhöht, wovon die älteste, Amalia, einst

*) Ein besonderes Glück führte damals in Cassel einen großen Baumeister, einen großen Bildhauer und einen großen Maler zusammen: einen du Ry, Nahl den Vater und Tischbein. Nur durch ihre vereinte Bemühungen konnte eine solche Akademie das werden, was sie wurde.

einst von Wieland als Grazie besungen, in seinen historischen Gemälden oft vorkommt. Der lobenswürdigen Künstlersitte, ihre eigne Familie darzustellen, verdankt man ein bereits 1744 ausgeführtes herrliches großes Gemälde, (vergl. S. 50. 121 — 124,) das im Tischbeinischen Hause noch jetzt hängt.

In Cassel half Tischbein, seinen Grundsätzen treu, den edlern Geschmack in der Malerey aufrecht erhalten. Nicht leicht würdigte er seine Kunst zur bloßen Nachahmung herab; fast immer suchte er die wirkliche Natur mit der idealisirten dichterischen zu vereinigen, selbst in Bildnissen.

Von der Stärke seiner Einbildungskraft hatte er schon in frühern Jahren auffallende Beweise gegeben. 1756 wünschte man von ihm das Bildniß des schon verstorbenen Erbprinzen von Waldeck; es war nur ein sehr unähnliches Portrait von ihm vorhanden; allein Tischbein hatte ihn vor mehrern Jahren gesehn, und lieferte daher ein zum Sprechen ähnliches Bild.

Er unterhielt sich gern mit Dichtern und war aufmerksam auf die Resultate der Philosophie über bildende Kunst, wußte sie aber durch das Bedürfniß der Ausübung zu berichtigen. Lessing und Klopstock gehörten unter seine Freunde. Seine ältesten und vertrautesten Freunde aber waren der jetzige Oberkammerrath und Oberbaudirektor du Ry, (dem Cassel seine schönsten Gebäude verdankt), und der Rath Casparson, der beym Skizziren und Ausmalen seiner meisten historischen Stücke gegenwärtig war, von ihm oft wegen malerischer Gegen-

stände

stände der Geschichte und Mythologie befragt wurde, und ihm oft die dahin einschlagenden Stellen der alten Schriftsteller, die Tischbein nur in Uebersetzungen lesen konnte, aus dem Grundtext erklären mußte. Hatte ein Dichter – besonders ein neuerer den Stoff schon bearbeitet: so ließ ihn sich Tischbein von seinem Freunde vorlesen. Auf diese Art studirten beyde die Begebenheiten des Antonius und der Kleopatra selbst im Shakespeare, so wie die Geschichte Hermanns und Thusneldens in Schlegel's Trauerspiele, vorzüglich aber in Klopstock's Hermannschlacht.

Von S. 62 an untersucht der Verfasser mit Unparteylichkeit einige Punkte des Tadels, wozu man in den Werken unsers Künstlers Gründe zu finden geglaubt hat. Er vertheidigt ihn, jedoch mit Einschränkung, 1) gegen den Vorwurf, daß er in der Wahl der Gegenstände zu seinen historischen Gemälden zu wenig auf den Geist des Jahrhunderts Rücksicht genommen, nach Ort und Zeit zu sehr entfernte Süjets gewählt habe (S. 62 — 66.); 2) gegen den Vorwurf von Hintansetzung der historischen und lokalen Wahrheit. Im Allgemeinen sey dieser Vorwurf nicht treffend; kein Maler sey vielleicht in diesem Stück gewissenhafter gewesen, als Tischbein. Doch wir wollen den Verfasser selbst hören: „Das Costüme des Alterthums war der einzige Umstand, worüber er Gelehrte zu Rathe zog, und ihre Hinweisungen auf Denkmale, Münzen und geschnittene Steine nutzte. Seine Sorgfalt hierin ging bis auf Kleinigkeiten, und nicht selten mußte

sein

sein Freund Casparson deßhalb an auswärtige Gelehrte schreiben. Wie sehr er in solchen Fällen das Antike studiert habe, beweisen unter andern die neun Musen auf dem Schlosse Wilhelmsthal, deren Vorstellung so wenig bestimmt, und mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist. — Demungeachtet nöthigt eine nähere Betrachtung einiger seiner historischen Werke der Unpartenlichkeit das Geständniß ab, daß jener Tadel in gewisser Rücksicht gegründet sey: wahrscheinlich weil die Quellen, aus welchen Tischbein schöpfte, nicht immer zuverlässig waren, oder (welches mehr mit seinem Charakter zusammen hängt) weil er die genaue Richtigkeit in diesem Stücke der malerischen Wirkung aufopferte, u. s. w." Daß man die historische Wahrheit am meisten in den Physiognomien seiner handelnden Personen vermisse, die selten das Nationalgepräge ihres Landes haben, keine Griechen oder Römer, sondern Deutsche und Franzosen sind, ist eine Bemerkung, die sich auch dem Recensenten bey Betrachtung mancher Tischbeinischen Werke aufdrängte. — Uebrigens war Tischbein schon vor Erscheinung von Lessing's Laokoon innig überzeugt, daß die Kunst selbst die Bilder des Dichters nicht unbedingt darstellen dürfe, und glaubte im Detail der Darstellung einer alten mit Mythologie verwebten Geschichte, wie z. B. in seiner Wiederbringung der Alceste durch den Herkules, (unsers Bedünkens mit völligem Rechte,) eben so viel Freyheit zu haben, als der Dichter. —

In den letzten Jahren seines Lebens verbreitet sich eine gewisse sanfte Schwermuth über sein Wesen sein rastloser Künstlerfleiß aber ließ nicht nach, selbst nicht, als sein Gesicht merklich abnahm. Als ein Beweis der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, auch in seinen letzten Jahren, dient folgende Anekdote: Im Sommer des Jahrs 1785 hatte er Herrn Campe bey einer Durchreise in einer halbstündigen Unterredung kennen gelernt. Er urtheilte, der Mann habe einen Christuskopf, und nach zwey Jahren mahlte er dessen Brustbild aus dem Gedächtniß, mit überraschendem Ausdruck und auffallender Aehnlichkeit. — Tischbein starb am 22sten August 1789, beynahe sieben und sechzig Jahr alt.

Das bis hieher erzählte ist ein Auszug des Wesentlichsten aus den ersten vier Abschnitten dieser Schrift. Im fünften wird sein sittlicher und artistischer Charakter geschildert. Biederkeit verbunden mit einem zuvorkommenden Betragen, Innigkeit der Empfindung, Religiosität, ein gerechtes Selbstgefühl, sind einige Züge desselben. Sein Künstlerfleiß war bewunderungswürdig. Selbst auf dem Schauplatze des gesellschaftlichen Lebens, oder im Cirkel seiner Freunde, pflegte er den Ideengang zu neuen Entwürfen zu nützen. Mehrere seiner vorzüglichsten Gemälde verdanken ihr Daseyn dieser Veranlassung. Mit Begeisterung ergriff er jeden neuen Gedanken, den er einer malerischen Darstellung für fähig hielt, und fixirte, sobald er nur konnte, das Bild seiner Seele mittelst

einer

SEP 19 1349
DATE

einer flüchtigen Skizze, die er gemeiniglich mit schwarzer Kreide auf Grundpapier, oder auch mit Rothstein, entwarf. Mehr ausgeführte Zeichnungen entwarf er mit der Feder und schattirte sie mit Tusche. War er mit einer auf diese Art fixirten Idee zufrieden, so ruhte er nicht eher, bis er sie auf der Leinwand ausgeführt hatte. Am hellen Tage eingeschlossen, und selbst für seine Hausgenossen unzugänglich, überließ er sich ganz dem Enthusiasmus der Kunst. Erst wenn das Gemälde bis auf einen gewissen Grad fertig war, ließ er es Freunden sehen, um ihr Urtheil zu hören.

Im geselligen Umgange wußte er durch eine männliche Offenheit, verbunden mit viel Welt in seinen Sitten, die Unterhaltung zu würzen: die Cirkel der Großen suchte er nicht, da er gegen alles Ceremoniöse, Geräuschvolle eine entschiedne Abneigung hatte; konnte er aber ihren Umgang nicht meiden, so erschien er als ein gebildeter Weltmann. Gegen Fremde war er gefällig. In der Einrichtung seines Hauswesens liebte er eine anständige Pracht ohne Verschwendung. Briefwechsel war seine Sache nicht. In Kunstschriften war er belesen, und verstand und sprach das Französische, wie das Italienische. Im Umgang besaß er die schwere Kunst, die ganze Eigenthümlichkeit seines Geistes in den Anstand des feinen und gebildeten Mannes zu kleiden, ohne der Würde des Charakters etwas zu vergeben. Eine beständige Munterkeit und Geschmeidigkeit in jenem, bey einer wirklichen

sich auf Bewußtseyn gründenden Unbiegsamkeit, vollendete das Bild seines Charakters.

Dieser bestimmt zugleich den Geist seiner Kunstwerke. Sein feuriges Temperament, mit der Ruhe des Nachdenkens aufs innigste verbunden, bestimmte bey ihm die Art historische Gegenstände zu behandeln. Fast alle seine Geschichtsmalereyen sind aus dem mythologischen Zeitalter entlehnt, oder durch die Art der Darstellung in das Gebiet der Dichtkunst hinüber gespielt. S. 83 ff. (vergl. S. 44 ff.) sucht der Verfasser in der Art der Ausbildung, die Tischbein in frühern Jahren erhielt, die Gründe seiner überwiegenden Neigung für die Darstellung von Begebenheiten des mythologischen Zeitalters auf, was wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, wie manches andere, übergehn müssen.

Bey seinem Hange, die Begebenheiten der Heldenzeit darzustellen, war gleichwohl Tischbein's Genie minder empfänglich für das Große im Allgemeinen, für Ideale des Erhabenen, wie wir sie in antiken Statuen finden, als für das Pathetische in Darstellung einer bestimmten Begebenheit aus der Fabel oder Geschichte. Uebrigens zog er das Erhabene dem bloß Schönen vor; daher behandelte er am liebsten solche Gegenstände, die durch ein höheres Interesse das moralische und ästhetische Gefühl in Bewegung setzen, und nicht blos durch Sinnenreitz gefallen. Seine Compositionen, mehr überdacht, als durch den Schlag einer Zauberruthe entstanden, zeigen durch ihre Rundung und Feinheit, daß sie nie bloße Zusammenstellung einzelner

in

in der Natur aufgefaßter Züge, sondern Schöpfungen einer redenden Einbildungskraft waren.

Tischbein's Zeichnung ist im Ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nakte seiner Figuren verräth Studium der Antiken; die Gewänder sind in einem großen Geschmack geworfen, und lassen die Bewegungen der Glieder ungezwungen durchscheinen. Weil er aber mehr auf malerische Wirkung als auf genau berechnete Verhältnisse sah, so sind seine Figuren nicht immer tadellos; das Affektvolle, wonach er strebte, überschreitet bisweilen die Schranken. Der Ausdruck erhält dadurch freylich mehr Stärke, und besonders sind seine Kopfwendungen fast immer voll Geist und Leben: allein in manchen Fällen geht auch dadurch die ruhige Grazie verloren, welche man in den Werken Raphael's und der römischen Schule überhaupt bewundert.

Ein großes Verständniß des Helldunkeln ist ein charakteristischer Zug aller Compositionen Tischbein's. Seine Sorgfalt, die Wirkung des Lichts zu verstärken, ging so weit, daß seine Absicht, jeder beleuchteten Partie einen Schatten entgegen zu stellen, bisweilen in das Gesuchte fällt. Uebrigens brachte er allerdings durch große Licht- und Schattenmassen Ruhe und Haltung in seine Darstellungen.

Sein Colorit ist aus der Venezianischen und Französischen Schule zusammengesetzt, heiter und durch eine gefällige Lebhaftigkeit einladend. Bey reichen Compositionen geht jedoch diese Lebhaftigkeit in das Bunte über, und stört die Ruhe des Total-

eindrucks, der durchaus eine gewisse Einheit der Farbentöne verlangt. Der Pinsel ist markig, mit Sicherheit geführt, und daher kühn in kraftvollen Drücken. Tischbein liebte das Durchscheinende der Farben, und erlaubte sich, besonders in jüngern Jahren, etwas zu viel Lassirungen. Kenner wollen daher, und weil er überhaupt die Saftfarben zu stark brauchte, behaupten, daß sein Colorit nicht für die Dauer sey.

Jeder Maler schildert in seinen Werken mehr oder weniger sich selbst. Bey Tischbein gab diese Färbung der Gegenstände durch ein von eigner Empfindung abprallendes Licht seinen Gemälden eine ganz eigne Wärme.

Obgleich der trefliche Geschichtmaler auch als Portraitmaler sehr glücklich war, und seinen meisten Bildnissen, wenn auch nicht immer eine vollkommene Aehnlichkeit, doch Leben, Geist und Interesse zu geben wußte: so war dennoch die Portraitmalerey, die seiner reichen Phantasie nicht Unterhaltung genug gab, nicht sein eigentliches Fach, so wenig als Landschaftsmalerey. — — —

Schon aus diesem Auszuge der Tischbeinischen Biographie und Charakterschilderung wird die Wahrheit des dieser Schrift im Eingange unsrer Recension im Allgemeinen gegebenen Lobes einleuchten. Manches dem Kunstliebhaber interessante Detail muß man in ihr selbst nachlesen. So verwebt z. B. der Verfasser in die Erzählung der verschiedenen Lebensperioden Tischbein's manche Nachrichten von seinen einzelnen vorzüglichern Arbeiten.

Im

Im Ganzen ist die Biographie mit philosophischem Geist behandelt, so daß der Verfasser so viel als möglich immer zu zeigen sucht, nicht blos **was** Tischbein als Mensch und Künstler **war**, sondern auch **wie** er es **wurde**. Hie und da sind auch allgemeine Betrachtungen über ästhetische Gegenstände eingewebt, die man nicht ungern liest, obgleich sie hin und wieder eine größere Klarheit und Kürze zu wünschen übrig lassen. Hin und wieder kommen auch bemerkenswerthe beyläufige historische Nachrichten vor, wie die S. 11 — 14 in den Noten über die sehr zahlreiche Künstlerfamilie der Tischbeine; S. 36 — 38 über den Grad von Kultur in Rücksicht auf die Kunst, in welchem Tischbein das Land der Hessen fand. — Der Styl hat Eleganz und Korrektheit, fällt jedoch zuweilen ein wenig ins Pretiöse, was bey Elogien freylich schwer zu vermeiden ist. Dennoch bemerkt man, ungeachtet der großen Wärme des Biographen für seinen Gegenstand, im Ganzen viel Wahrheitsliebe, die auch Schwächen des übrigens sehr achtungswürdigen Menschen und Künstlers nicht verschweigt, jedoch mit feiner Schonung und leiser Hand berührt. So rundet sich das Ganze zum sprechenden Bilde eines Individuums.

Als Beleg von Tischbein's großer Künstlerthätigkeit folgt von S. 91 — 140 ein Verzeichniß seiner Gemählde, nebst einer Uebersicht seiner hinterlassenen Skizzen und Handzeichnungen. Es erhält jenes dadurch ein größeres Interesse, daß bey manchen der vorzüglichsten Stücke ausführliche

erläuternde Anmerkungen beygesetzt sind, welche die Urtheile mehrerer Kunstkenner enthalten. Rec. wünschte, daß diese schätzbare Zugabe noch bey mehrern Nummern Statt finden können. Da Tischbein ein denkender, und mit einer sehr reichen Einbildungskraft begabter Künstler war: so muß ein Commentar zu seinen Werken immer lehrreich seyn. Allein eine ausführlich raisonnirende Beschreibung auch nur von allen seinen bekannt gewordenen historischen Gemälden würde freylich schon zu einem ziemlich starken Buche anwachsen. Wenigstens wünscht Rec. über manche Sammlungen Tischbeinscher Gemälde, zu denen auch Fremden der Zutritt leicht ist, einen geschmackvollen Commentar, z. B. über die, welche einen eignen Saal des Weissensteiner Schlosses schmücken, die allein 23 wichtige Stücke ausmachen; ebenso über die 9 Gemälde aus der Leidensgeschichte Christi, die sich in der katholischen Capelle zu Cassel befinden. Sollte nicht Tischbein's vertrauter Freund, Herr **Casparson**, diese angenehme Mühe gern übernehmen, die dem durchreisenden Betrachter den Genuß so sehr erleichtern würde? Bey vielen der hier aufgeführten Gemälde ist der Ort, wo sie sich befinden, verzeichnet; bey manchen andern nicht. In Absicht der letztern könnten Tischbein's noch lebende Freunde und Bekannte in Meusels Kunstjournal, oder auch in unserer Bibliothek, Supplemente liefern. — Noch kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß Tischbein's vorzüglichste historische Compositionen nach und nach durch den Grabstichel in Deutschland wie im Auslande bekann-

kannter würden. Cassel hat jetzt einen vortrefli- chen Zeichner an dem jüngern Herrn Nahl, der auch für die chalkographische Gesellschaft in Dessau die Zeichnung der in der Casselschen Gallerie befindlichen herrlichen vier Gemälde von Claude Lorrain, die Tageszeiten, besorgt hat. Sollte dieser nicht, wenn es der chalkographischen Gesellschaft gefiele, sich der Arbeiten eines so vorzüglichen deutschen Malers anzunehmen, für sie gern einige der Hauptwerke seines Landsmanns für den Kupferstecher zeichnen?

Die Anzahl der aufgeführten historischen und mythologischen Gemälde ist 144. Ganz vollständig möchte aber dieß Verzeichniß nicht seyn. So erinnert sich der Rec. eines nicht darin verzeichneten Gemäldes vom verstorbenen Tischbein, das er bey dessen Neffen, dem Gallerie-Inspektor in Cassel sah: Herkules zwischen Tugend und Wollust. Sein ernster Blick geht vorwärts hin. Die Wollust, unbekleidet, umschlingt ihn. Er aber stemmt sich kräftig gegen seinen Stab, und folgt der ihn fortführenden Tugend: ein nicht großes, aber schönes ausdrucksvolles Stück. — Auch sind seine zwey letzten historischen Gemählde, Curius und Cincinnatus, die der Staatsminister Waitz Freyherr von Eschen in Cassel besitzt, und die Herr Casparson S. 172 erwähnt, in dem Verzeichniß nicht mit aufgeführt.

Von Bildnissen, Familien- und Gesellschaftsstücken wollte und konnte der Verfasser nicht alle, sondern nur die merkwürdigern anführen,

ren, deren 81 Nummern sind; von Ansichten und Landschaften sind 18 aufgeführt. S. 129 ff. wird Nachricht von Copien und Skizzen grösserer Gemälde, und S. 131 — 140 von seinen Handzeichnungen, Entwürfen und Ideen gegeben. Unter diesen sind 215 Nummern meist ausgeführter Zeichnungen namhaft gemacht.

Angehängt ist dem Buche S. 141 — 173, eine Vorlesung zum Andenken Joh. Heinrich Tischbein's, in der Hessen-Casselischen Gesellschaft der Alterthümer den 11ten April 1790 gehalten von ihrem beständigen Secretär, dem Rath und Prof. Casparson. Man hört in ihr den vieljährigen vertrauten Freund des Verstorbenen, der aus dem Umgang mit demselben manche interessante Anekdote, und durch seine genaue Bekanntschaft mit ihm hin und wieder einen kräftigen Pinselstrich zur Charakterisirung desselben anzubringen weiß. Hat gleich der Styl dieses Aufsatzes weniger Feile, als Engelschall's Schrift, und stimmt sie gleich in den wesentlichsten Datis mit jener überein: so liest man sie doch auch nach jener nicht ohne Interesse. Wir beschließen diese Anzeige mit der Erwähnung des dem Buche vorgesetzten Brustbildes. Es ist von Ant. Karcher in Mannheim nach einer von Tischbein selbst 1773 in schwarzer Kreide ausgeführten, und nach der Versicherung seiner Bekannten höchst ähnlichen Zeichnung in punktirter Manier schön gestochen und braun abgedruckt.

V.

Vermischte philosophische Schriften des H. Hemsterhuis. Dritter Theil. Aus dem Französischen übersetzt. Nebst zwey Zugaben des Uebersetzers. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung 1797. XII S. Vorr. und Inhalt. 260 S. 8.

Franz Hemsterhuis gehörte unter den Neuern unstreitig zu den echtesten Geistesverwandten und zu den glücklichsten Nachahmern Platon's. Denn auf ihm ruhte, wie auch der Uebersetzer bemerkt, der wahre Genius der Akademie, und in seinen Werken herrscht ein unerkünstelter Atticismus, die Blüthe einer durch langen Umgang mit den Alten gleichgestimmten Denkart. Rec. wünschte daher längst, daß die bereits vor funfzehn Jahren in zwey Theilen herausgekommene deutsche Uebersetzung seiner Schriften durch die Stücke ergänzt würde, welche die französische Sammlung vor jener voraus hat. Diese erschien nach des Verfassers Tode unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de M. *F. Hemsterhuis*. Paris, chez H. I. Iansen 1792. 2. Tom. 8., und enthielt außer den vorher einzeln nur für Freunde gedruckten kleinen Schriften noch zwey bis dahin ungedruckte, von

Herrn Jacobi mitgetheilte Aufsätze des Verewigten: Simon, oder über die Seelenkräfte, und den Brief des Diokles an Diotima über den Atheismus.

Wir sehen durch Erscheinung dieses dritten Theils unsern Wunsch erfüllt, und eilen zur Anzeige des Inhalts, wenn wir zuvor größtentheils aus der französischen Vorrede des Originals, die Hauptdata vom Leben des Verfassers unsern Lesern mitgetheilt haben. Sein Großvater war ein gelehrter, durch Reisen gebildeter Arzt zu Gröningen; sein Vater der als Philolog unsterbliche Tiberius Hemsterhuis (geb. 1685, gest. zu Leyden 1766.) Ein echter Kenner des Verdienstes, Ruhnken, in seinem vortreflichen Elogio Tib. Hemsterhusii nennt unsern Franz Hemsterhuis: paterni ingenii, animi et oris imago, qui philosophiam et mathematicas artes cum antiquitatis eruditae scientia ita coniunxit, ut, qua laude magis excellat, difficile sit existimare. — „Ein einfaches, ganz den Musen gewidmetes Leben, (sagt der französische Vorredner) sanfte und reine Sitten, dabey eine ausnehmende Bescheidenheit, verschafften ihm keinen sehr ausgezeichneten Platz in der Welt: dagegen machten sie ihn um so anziehender und kostbarer für seine Freunde, die in seiner stillen Einsamkeit aus seinen ausgebreiteten Einsichten Nahrung für ihren Geist, und aus seinen weisen Lehren Trost für ihr Herz schöpften.“ Unter diese Freunde gehörten vorzüglich der 1773 verstorben Greffier Franz Fagel, der Fürst und die

Für-

Fürstin von Gallitzin (welcher unter dem Namen Diotime er seine meisten Werke widmete), und F. H. Jacobi. Er starb im Haag im Junius 1790, als erster Commis bey der Staatsrath-Kanzley der vereinigten Niederlande.

Dieser dritte Theil enthält unter fortlaufenden Nummern: VIII. Alexis, oder vom goldnen Zeitalter, gedruckt im J. 1787. (S. 1 — 102, nebst einigen gelehrten Anmerkungen des Verfassers S. 103 — 120.): einen vortreflichen Dialog, voll der feinsten Wendungen, gleich anziehend für Verstand, Phantasie und Herz. Rec. liefert keinen Auszug, da ein gut durchgeführtes philosophisches Gespräch in einem solchen, wenn er auch noch so genau ist, sehr verliert; überdieß auch schon in dem Buche selbst (s. S. 239 — 241) die Reihe der Hauptgedanken dargestellt ist.

IX. Der Charakter des verstorbenen Franz Fagel, Greffiers im Haag, philosophisch beschrieben. Gedruckt im Jahr 1773. (S. 121 — 138.) Nur Umriß; nur wenige Züge zur Charakterisirung eines sehr feinen Staatsmanns und vielseitig ausgebildeten, edlen Menschen; aber diese wenigen Züge von einer Meisterhand entworfen, die die größte Feinheit und Delikatesse mit Bestimmtheit und Kraft zu verbinden weiß. Eine Menge treffender allgemeiner Bemerkungen sind sehr passend an das Besondere geknüpft. Das Dargestellte ist, wie alles, was aus dieser Feder floß, in ächt antikem Geiste gedacht und ausgedrückt.

X.

X. **Briefe des Diokles an Diotime, über den Atheismus**, gedruckt im Jahr 1787. (S. 139 — 162.) Man kennt diesen geistvollen Beytrag zu einer Geschichte der Philosophie, wie sie noch erst soll geschrieben werden, bereits aus der zweyten Ausgabe von Jacobi's Werk über die Lehre des Spinoza. Der Vollständigkeit halber ist aus dem eben genannten Buche XI. **das Schreiben des Herrn F. H. Jacobi an Hemsterhuis** (S. 163 — 198.) hinzugefügt.

Den Beschluß machen XII. **zwey Zugaben des Uebersetzers**, den Rec. zu nennen kein Bedenken trägt, da er unter der Vorrede wenigstens seinen Wohnort zu erkennen giebt, und da seine Arbeit Beyfall verdient. Es ist Herr Michael Engel, Professor der Philosophie zu Mainz. Dieser liefert am Ende des Buchs 1. eine **Analyse der philosophischen Werke des Herrn Hemsterhuis** (S. 199 — 241.): zweckmäßig zur Uebersicht der Ideenreihen dienende, gedrängte Auszüge aus den in den drey Theilen dieser Sammlung enthaltenen philos. Aufsätzen. 2. **Einige Bemerkungen zur Vergleichung der Hemsterhuisischen Philosophie mit der kritischen** (S. 242 — 260.) Obgleich Hemsterhuis kein strenger Systematiker war, so ist er doch auf seinen freyen Wanderungen der kritischen Philosophie auf mehr als Einer Stelle begegnet. Die letztere hat fast keine Frage von Wichtigkeit in Untersuchung genommen, welche in seinen Schriften nicht wenigstens berührt wäre. Am auffallendsten ist der Unterschied zwischen

beyden

beyden in der Theorie des Vorstellungsvermögens. Dieser Satz wird ausgeführt S. 243 — 247. Dann werden die übrigen metaphysischen, und die moralischen Ideen beyder Philosophen verglichen. Bey der ganzen raisonnirenden Vergleichung, die nicht füglich einen Auszug gestattet, zeigt sich Herr Engel als einen unbefangenen, selbstforschenden Denker.

VI.

Kunstnachrichten.

Lucrezia, ein Oelgemälde von Johann Dominicus Fiorillo, beschrieben von Karl Morgenstern.

Aus einem Briefe an Herrn **.

Halle, den 16ten Dec. 1797.

Als ich neulich Fiorillo's vor kurzem vollendetes Gemälde mit Einem Worte gegen Sie erwähnte, dacht' ich nicht, daß Sie eine ausführlichere Beschreibung von mir fodern würden. Denn Sie wissen ja, lieber Freund, welch eine mißliche Sache es mit Beschreibungen des Schönen ist. Ueberdieß könnte ein Göttinger, der das anziehende Stück öfters betrachtet hätte, Ihr Verlangen besser befriedigen. Ich gab zwar, wie ich pflege, um den Eindruck des Interessanten treuer zu bewahren, von dem,

dem, was vom Anschauen zurück geblieben war, mir schriftlich Rechenschaft: doch konnt' ich's auf der Reise nur nach einmaliger Betrachtung, nur aus dem Gedächtniß. Damit Sie dieß indeß nicht für gar zu untreu halten, kann ich Ihnen doch sagen, daß der Künstler selbst meine Beschreibung richtig fand.

Lucrezia, eine edle Gestalt in weißem Gewande, sinkt von ihrem Sitze in die Mitte des Zimmers sterbend hin; auf ihrer linken Brust rinnt schon das Blut aus der Todeswunde; ihr rechter Arm sank schwer und schlaff zurück, der linke ruht mit Grazie auf ihrem Schooß. Sie hat so eben des Sextus Tarquinius Frevelthat mit den nachdrucksvollen Worten erzählt, die ihr Livius (I. 58. 59, die Stelle welche der Künstler durchaus vor Augen gehabt hat) in den Mund legt. Auf ihrer geschlossenen, höchst bedeutungsvoll gezogenen Lippe schwebt das erhebende selbst Todesschmerzen lindernde Bewußtseyn tiefgekränkter Unschuld und unbefleckter Seelenreinheit, schwebt leiser Ausdruck eines Zartgefühls, das nur im selbstgewählten Sterben Ruh' und Genüge findet. (Corpus est tantum violatum, animus insons. Mors testis —.) Sie hat von den Anwesenden es sich mit Hand und Mund geloben lassen, daß dem Ehebrecher seine That nicht ungerächt solle bleiben; hat auf ihre Tröstungen, da sie alle Schuld von der Gezwungenen auf den Frevler wälzten, erwiedert: Vos videritis, quid illi debeatur: ego me, etsi peccato absolvo, supplicio

non

non libero; und hat mit dem erhabenen Worte: Nec ulla deinde impudica Lucretiae exemplo vivet, den unter dem Gewand verborgenen Dolch sich in das Herz gestoßen.

Links von ihr im Vorgrund tritt von der Seite Junius Brutus hervor, den man bis auf diesen Augenblick für blödsinnig gehalten hatte. Er zeigt mit der Linken auf die Sterbende, hebt mit der Rechten den blutigen Dolch gen Himmel, und schwört mit Flammenblick (per hunc castissimum ante regiam iniuriam sanguinem) den Tarquiniern Tod und Verderben, den Römern Freyheit.

Zunächst von ihm, weiter zurück, steht Publius Valerius, der Freund des alten Spurius Lucretius; dicht hinter Lucrezien, die Sinkende unterstützend, ihr Gemahl Collatinus, bleich, halb entseelt: in kräftigem Contrast mit Brutus, dessen ganzes Wesen Feuer, Thatkraft, Energie ist. Auf der andern Seite des Vorgrunds im Schatten, in einem frappanten Helldunkel gehalten, schlägt Lucreziens alter Vater die Hände zusammen.

Man sieht noch den mit Mitleid, Unwillen, Bewunderung gemischten, tiefen Schmerz über Lucreziens Tod, aber diese vermischte Empfindung überstrahlt durch das höchste Erstaunen über den Rächeschwörenden, urplötzlich verwandelten Brutus. Amalgamirt mit diesem Erstaunen scheint einige Bangigkeit über die Kühnheit seines Entschlusses.

Groß war die Schwierigkeit, gleichsam zwey Momente zugleich darzustellen, oder, richtiger zu reden, den spätern Moment des Staunens über

Brutus so zu schildern, daß man zugleich noch lebhafte Spuren des unmittelbar vorher gegangnen Moments der erschütternden Wirkung des heroischen Selbstmords sähe. Aber der Künstler hat diese Schwierigkeit sehr glücklich überwunden. — Die dargestellte Handlung bildet gleichsam einen vollendeten Kreis, der von der Hauptperson auf Brutus, von ihm zu den übrigen hingeht, und sich bey Lucretiens Vater schließt. Der erste Blick des Betrachters fällt auf die Heldin; aber er wird von dieser sogleich hinüber gezogen, als von der Ursach auf die nächste Wirkung, auf den auf die Sterbende hinweisenden, den blutigen Dolch empor haltenden Brutus. Auf ihn, den Rächer, sind in diesem Augenblick die Augen der Freunde, die unmittelbar vorher auf dem edlen Opfer ruheten, geheftet. Von ihm, dem Urheber einer unerwarteten Veränderung der unerwarteten Scene, geht der Blick weiter fort auf die drey Nebenfiguren nach der Reihe, in denen die Mischung der Gefühle, von welchen die später veranlaßten die frühern, wie eine Welle die andere, verschlingen, doch wie diese, nicht ohne in einander zu fließen, — nach Verschiedenheit des Interesse und des Alters sich in verschiedenen Proportionen zeigt. So ist in Collatinus die Theilnahme an Brutus That, wie natürlich, am schwächsten, eben weil bey ihm das Gefühl über Lucreziens plötzlichen Verlust am stärksten ist. Beym alten Vater hat Entsetzen die Oberhand. In dem minder leidenschaftlichen Valerius, der nur Freund, nicht Blutsverwandter ist,

hatte

hatte (sieht man) kurz zuvor die Stelle des übermannenden, herzzerreissenden Jammers beym Gemahl und Vater, nur freundschaftlich theilnehmendes Bedauern, etwa mit ruhiger Bewunderung gemischt, eingenommen.

Die Zeichnung scheint durchgehends richtig; die Anatomie des Nackenden verräth das feinste Studium der Natur und Antike, und ist bey der weiblichen Form und den verschiedenen männlichen bis ins kleinere Detail sehr bestimmt unterschieden; jeder Theil jeder Figur trägt ihren Charakter. Die Gestalten, vorzüglich die beyden vornehmsten, sind edel; edel und einfach ist die zu einer leichten, klaren Uebersicht sich ründende Composition des Ganzen; das Costüme passend.

Auch das Colorit läßt nichts Erhebliches zu wünschen übrig; es herrscht eine schöne Harmonie der Färbung, so wie viel Haltung, im ganzen Bilde. Lucrezia in vollem Lichte, mit ihrer blendend zarten Carnation, ihrem weißen Gewande und purpurrothen Mantel, der angenehme Reflexe auf das Weiße wirft, macht einen treflichen Contrast mit dem braunen, im Schatten stehenden Alten, an welchem indeß auch im Schatten alle Theile deutlich bemerkbar sind. Dieser Alte könnte übrigens für eine Rembrandische Figur gelten, da die andern im Italienischen Styl gearbeitet sind. Auch der scharlachrothe Mantel des Brutus ist mit Verstand gewählt. Weil der Stifter der Römischen Freyheit, durch jedes Mittel gehoben, hervortreten sollte: so war hier die schreyende Farbe die beste. An Lucrezien dagegen

würde ein Scharlachmantel statt des purpurrothen die sanfte Farbenharmonie mit Härte gestört haben. Der Hintergrund ist grau in Grau angelegt; sehr einfach, so daß das Auge dort ausruhen kann, und, durch nichts zerstreuet, auf die handelnden Personen zurückkehrt. Nur oben auf der rechten Seite der Wand erblickt man die Büsten des Romulus und Remus, zur nähern Andeutung der Scene. Links hinter Brutus hängt ein aufgezogener, gelblicher Vorhang am Säulenwerke herab.

Es ist zu bedauern, daß dieß geistvolle Gemälde nicht in ein vielbesuchtes Cabinet kommt, sondern künftig wahrscheinlich die Zierde eines abgelegenen Landgutes seyn wird, wo nur Wenige Gelegenheit haben werden, in Fiorillo eben so den Maler hochachten zu lernen, als man in Göttingen in ihm einen treflichen Lehrer der zeichnenden Künste schätzt. Der Besitzer des Gemäldes ist ein Liefländer, Herr von Lippart, ein junger Mann von Geschmack und voll Eifer für die Kunst. Der Künstler ist eben beschäftigt, für ihn ein Gegenstück anzufangen: Hektor, Paris und Helena, wie der Tapferste der Troer seinen unmännlichen Bruder mit Vorwürfen straft. Fiorillo läßt sich nur sehr selten auf ähnliche größere Arbeiten ein. Schade um so mehr, daß auch ein anderes historisches Gemälde von seiner Hand (der kranke Sohn des Königs Antiochus nebst seiner schönen Stiefmutter und dem Arzt Erasistratus) aus Deutschland weg nach England kam. Ueber dieses Stück soll Bürger einmal commentirt haben.

Leip-

Leipzig Herr Bause hat zur Folge seiner Bildnisse berühmter deutscher Gelehrten das Bildniß Göckingks, nach einem Gemählde von Graff, herausgegeben. Auch ist nun das von ihm angekündigte Bildniß Gustav Adolphs erschienen, welches dem von ihm gelieferten Bildnisse Peter I. zum Seitenstück dienet. Man wird in beiden neuen Blättern die Weiche und Kraft des Grabstichels nicht nur wieder finden, die man in Bausens Kupferstichen schon zu bewundern gewohnt ist; sondern auch eine Zartheit und künstliche Verbindung der Striche und Punkte, wie in den, mit dem Grabstichel allein ausgeführten, frühern Werken eines Bartalozzi.

Daselbst in der Dykischen Buchhandlung erschien voriges Jahr: Briefe über die mahlerische Perspektive von Horstig. Mit 32 Kupfertafeln. 260 S. gr. 8. Durch diese Briefe erhalten die mathematischen Lehrbücher über die Perspektive keinen Zuwachs; sondern die Absicht derselben ist vielmehr, einen Gegenstand, den man bisher meistens nur als einen Theil der Mathematik vorgetragen hat, ohne Hülfe dieser Wissenschaft, auf eine allgemein verständliche und faßliche Weise abzuhandeln. Sie sind an ein Frauenzimmer gerichtet, und dadurch charakterisirt sich schon die Art des Vortrags; eben dadurch aber hat sich auch der Verfasser die Sache erschwert: denn wenn er gleich bewiesen hat, daß es ihm nicht an Geschicklichkeit fehlt, seinen Gegenstand ohne schulgerechte Mathematik deutlich abzuhandeln, so war es doch nicht

möglich aller Mathematik überhaupt dabey zu entbehren, und es wird gewiß nur wenige Frauenzimmer geben, die einer Reihe von Briefen ihre Aufmerksamkeit schenken mögen (so sehr sie es auch an sich verdienen), in denen größtentheils von Punkten, Linien, Winkeln, Kreisen u. dergl. die Rede ist, und die man nicht verstehen kann, ohne das Lesen beständig durch einen Blick auf die Figur zu unterbrechen. So etwas kann man eher jungen Malern und Anfängern in der Zeichenkunst zumuthen, von denen man auch eher einige mathematische Kenntnisse fordern kann. Für Frauenzimmer ist die Malerey gewöhnlich nur ein Zeitvertreib; sie copiren, oder zeichnen einzelne Gegenstände, Blumen, Figuren, Gebäude, seltner Landschaften: dabey kommt ihnen ihr natürlicher Sinn für Ebenmaaß, und schickliche Zusammenstellung und Anordnung zu statten, und zu diesem Zweck ist es kaum der Mühe werth, sich mit den eigentlichen Regeln der, auch in der gefälligsten Einkleidung immer trockenen, Perspektiv bekannt zu machen. Ganz anders aber ist es mit dem, der die Malerey als Kunst behandelt; dieser kann einer richtigen und genauen Kenntniß der Perspektiv nicht entbehren, und darf daher die Mühe, die die Erlernung derselben erfordert, nicht scheuen. Indessen ist es in gewisser Rücksicht immer vortheilhaft, auf dem möglichst leichtesten und kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen. Aus diesem Grunde verdienen diese Briefe, in denen die Regeln der Perspektiv mit großer Faßlichkeit vorgetragen werden, eine vorzügliche Empfeh-

pfehlung; und Frauenzimmer, die den Muth haben, aus der Malerey mehr als einen bloßen Zeitvertreib zu machen, werden sich aus ihnen besser, als aus irgend einem andern Lehrbuch darüber unterrichten. Das Ganze ist in zwey Theile abgetheilt, von welchen der erste die eigentlichen Regeln der Perspektive ausführlich entwickelt, und der andre von den Mitteln handelt, wodurch man bewirkt, daß die perspektivisch richtig gezeichneten Gegenstände auch in anderer Rücksicht gehörig ins Auge fallen, und so ihre rechte Wirkung thun. Hier werden sehr gute Vorschriften über das Verfahren bey Copirung der Natur selbst gegeben, und so können diese Briefe als eine Anweisung zur Zeichenkunst überhaupt dienen. Durch die vielen beygefügten Kupfertafeln werden die vorgetragenen Lehren ungemein erläutert.

VII.

Herrn C. C. H. Rosts Tod und dessen Kunsthandlung zu Leipzig.

Den 25sten März des jetzt laufenden Jahres starb hier der durch seine ausgebreitete Kunsthandlung rühmlich bekannte Herr C. C. H. Rost, im sechs und funfzigsten Jahre seines Alters, an einer Auszehrung, zum Leidwesen aller derjenigen, die seine Verdienste in ihrem ganzen Umfange kannten. In der That war die Art, wie er seinen Handel trieb, nicht von der gewöhnlichen, wo man seine Modewaaren ohne Auswahl blos mit Wucher an den Mann zu bringen sucht: sondern er war auch der geschmackvollste Beurtheiler, voll gelehrter und praktischer Kenntnisse, die er aus Büchern, auf seinen Reisen, durch den Umgang mit verdienstvollen Gelehrten und Künstlern jeder Art, durch seine ausgebreitete Correspondenz, durch seinen feinen Geschmack in den schönen Wissenschaften und Künsten eingesammelt hatte, und kannte diese nicht blos theoretisch, sondern durch praktische Ausübung: denn er führte selbst die Feder, war Tonkünstler und Zeichner. Wie weit aber sein Eifer ging, Kunst und Geschmack zu befördern, zu unterstützen und zu verbreiten, davon zeugen seine vielfältigen, wirk-

wirklich großen und wichtigen Unternehmungen, und selbst litterarischen Ankündigungen, womit er dieselben zu begleiten pflegte. Wir berufen uns hier auf die erste Anzeige, die wir im 23sten Bande unserer neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste S. 336 zu der Zeit gegeben haben, als er diese Handlung, vormals Hrn. F. G. O. Retz zugehörig, im Jahre 1779 übernahm, und man berechne darnach, was sie in der Folge geworden ist, ob sie gleich vorher nicht unbeträchtlich war.

Er theilte seinen Vorrath in 4 Classen, wovon die erste physikalische, optische, mathematische, musikalische Instrumente u. dergl., Handzeichnungen, und Kunstbücher enthielt, wobey er allezeit bereitwillig war, ausländische Bücher und Werkzeuge zu verschreiben und alles, was in Zeichnungen vorgelegt ward, von den besten in- und ausländischen Künstlern, die er aller Orten und Enden kannte, verfertigen zu lassen. Durch die schönen Formen und Modelle in aller Art von Arbeiten in verschiedenen Materialien, die er aus England, Frankreich und Italien zog, und die er durch seinen Kunstverlag in Umlauf brachte, weckte er den Nacheifer vieler junger geschickter Arbeiter in unserm Vaterlande auf, so daß man vieles, bis auf Handwerkerarbeiten, nicht mehr auswärtig suchen durfte, welches den einheimischen und auch andern vaterländischen Künstlern und Handwerkern ein ergiebiger Nahrungszweig ward.

Die zwote Classe enthielt Statuen, Figuren, Gruppen, Büsten, Vasen, Consolen, Bas- und Haut-

Hautreliefs, akademische Stücke u. s. w. über antike und moderne Originale der berühmtesten Künstler alter und neuer Zeit in Gips und in einer andern Masse geformt, so daß sie selbst zu öffentlichen Verzierungen dienen können und aller Witterung im Freyen trotzen. Hier hat er nichts in der Welt erspart, um diese Sammlung so vollständig zu machen, daß wenig berühmte Kunstwerke des griechischen Meisels seyn werden, die nicht hier zu finden sind. Von den bekannten Gebrüdern Ferrari aus Italien kaufte er dazu die Formen, die sie von dort aus hierher brachten, suchte aus andern berühmten Cabinetten die vorzüglichsten an sich zu bringen, erhielt selbst von unserm Durchlauchtigsten Churfürsten die Erlaubniß die Werke der Kunst des ersten Ranges von Statuen und Büsten aus dem Dresdner Schatze äntiker Marmor durch den damaligen gelehrten Gallerie-Inspektor Wacker abformen zu lassen, und errichtete dazu eine eigne Manufaktur, wozu ihm der hiesige Magistrat, nach seiner gewöhnlichen Beeiferung, alles beyzutragen, was zur Aufnahme und Beförderung der Künste dient, ein schönes und geräumliches Haus im Zwinger zwischen dem Grimmaischen und Hallischen Thore, unweit des so kunstreich erweiterten Georgen-Hauses, erbaute, wo jetzt diese wichtige und zahlreiche Sammlung in der besten Ordnung aufgestellt ist. Schon vorhin hatte der Churfürst, da er die Rostischen Vorräthe im ältern Magazine gesehen, sie mit seinem Beyfalle beehrt, und den Eifer des Unternehmers gestärkt.

In

In dieser Hinsicht gab er ein Verzeichniß von den Abgüssen antiker und moderner Statuen, Figuren, Büsten, Basreliefs über die besten Originale geformt, in kurzen Beschreibungen mit Anzeige der Maaße und Höhe heraus; ließ dieselben durch den treflichen Zeichner Schnorr in den genauesten Umrissen in Kupfer stechen und begleitete sie mit einer unterrichtenden Vorrede, wo er Rechenschaft von seiner Behandlungsart giebt. Sie enthalten Statuen, Figuren, Gruppen, Monumente, Studien und akademische Stücke aller neuern Büsten, Haut- und Basreliefs u. s. w.

Die dritte begriff die vorzüglichsten Kunstsachen aus der Fabrike Wedgewood und Bentley, von denen man immer die Auswahl der schönsten Gemmen bey ihm fand, und nach dem großen Verzeichnisse und Commentar des Tassie konnte verschreiben lassen. Um diese Denkmale der Kunst mehr zu verbreiten, veranstaltete er selbst eine kleine Daktiliothek von den ausgesuchtesten und berühmtesten alten Gemmen in dem feinsten Siegelwachs auf das genaueste und sauberste abgedruckt und in geschmackvolle Kästchen vertheilt, die er von einem einsichtsvollen Gelehrten mit Erläuterungen, Erklärungen und Anzeige der Quellen begleiten ließ.

Die vierte Classe enthielt in Kupfer gestochne Musikalien der besten und größten Tonkünstler. Da er selbst in dem musikalischen Fache ein Kenner war, selbst einige Oratorien und kleine dramatische Gedichte ausgearbeitet, von denen vorzüglich die Feyer der Christen auf Golgatha und die Ge-

setzgebung Mosis bekannt geworden, die von dem geschickten Musik-Direktor des hiesigen Concerts Herrn Schicht in Musik gesetzt und mehrmalen mit Beyfall aufgeführt worden, auch unter dessen Leitung in seinem Hause wöchentlich ein kleines Dilettanten-Concert seinen musikalischen Freunden gab, wobey er sich auf verschiedenen Instrumenten hören ließ; so wird man leicht erachten, wie sehr er sich die Beförderung dieser reizenden Kunst angelegen seyn ließ, die Unternehmungen braver Tonkünstler hier und auswärts unterstützte, fremden hier durchgehenden Virtuosen zu einer günstigen Aufnahme behülflich war, und alles zum Fortgange derselben beytrug.

Dieß that er auch vorzüglich in Absicht auf Malerey, Zeichen- und Kupferstecher- und alle damit verwandten Künste. Da er selbst ein geprüfter Kenner und Liebhaber derselbigen war, so begnügte er sich nicht wie die meisten Kunsthändler mit einer kahlen Nomenclatur, sondern man konnte darauf rechnen, daß man immer bey ihm eine Auswahl der besten Schildereyen, vorzüglich schöne Zeichnungen, und die herrlichsten Kupferstiche jedes Landes in den besten Abdrücken fand. Dieß führte ihn zur Bekanntschaft mit den verdienstvollsten Künstlern in jeder Art, die ihn alle hochschätzten, und gab ihm Gelegenheit, ihre Werke dem Publiko bekannt zu machen, zugleich aber viele junge Künstler, die sich durch Fleiß und Talente auszeichneten, zu beschäftigen, ihre Arbeiten in Commission oder Verlag zu nehmen, sie den Dilettan-

ten

ten zu empfehlen und ihre Werke an Mann zu bringen. Von dieser seiner Thätigkeit sind hier zu viel lebende Zeugen, als daß man etwas hinzu zu setzen braucht. Welchen Schwung aber gab er nicht dem Geschmack durch den glücklichen Einfall, jährlich, oder auch halbjährig, Versteigerungen angesehner Kupferstich- und Gemäldesammlungen von Zeit zu Zeit zu unternehmen. Der Kunst wurden dadurch neue Liebhaber zugeführt, den Freunden und Kennern die Mittel erleichtert, zu den seltensten und schönsten Blättern alter und neuerer Meister ohne viel Mühe zu gelangen, Besitzern von Cabinetern, ihre Sammlungen zu ergänzen, oder oft Erben derselben Gelegenheit verschafft, durch die Concurrenz der Meistbietenden, sie mit dem größten Vortheile zu verkaufen, da sie vielleicht oft durch Unwissenheit der Erbnehmer weit unter dem Werth wären zerstreuet worden; nicht zu gedenken, daß das Andenken der vormaligen Sammler bey der kunstliebenden Welt erhalten ward, und nach seiner klugen Veranstaltung und Anordnung diese Kunstverzeichnisse zugleich unterrichtend und belehrend sind, und in einer Kunstbibliothek einen Platz verdienen werden. Man überzeuge sich hiervon nur durch den Catalogus der vortreflichen Brandesschen Sammlung, deren Name bald würde seyn vergessen worden. Noch auf seinem Krankenbette dauerte die 17te Auction dieser Art und endigte sich mit dessen Tode, und wir sind überzeugt, daß diese Catalogen mit der Zeit sorgfältig werden gesucht werden.

Seine

Seine literarischen Bemühungen zu Beförderung dieses Theils der Kunst krönte er noch zuletzt durch das vortrefliche Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke, vom Anfange dieser Kunst bis auf gegenwärtige Zeit, chronologisch und in Schulen geordnet, welches er nach der französischen Handschrift des ebenfalls großen Kunstfreundes und Kenners Herrn Hubers bearbeitete, und wovon die ersten beyden Bände, die die deutsche Schule enthalten, deutsch und französisch bey Orell, Geßner und Compagnie im vorigen Jahre zu Zürich erschienen sind. Die Verfasser legten dabey das raisonnirende Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke des Herrn Johann Caspar Füeßli 1771 zum Grunde und der verstorbene Rost giebt in seinem wohlgeschriebenen Vorberichte, so wie in der darauf folgenden Einleitung, in Gemeinschaft des Herrn Huber, Rechenschaft, wie sie bey diesem, für Kunstsammler unentbehrlichen Buche verfahren sind. Wie Schade, daß er durch seinen Tod an der Fortsetzung, die die andern Schulen enthalten wird, und mit der er sich kurz noch vor seinem Tode beschäftigte, gehindert ward! Indessen fährt Herr Huber, dem wir hierzu Leben und Gesundheit herzlich wünschen, fort, solches französisch zu vollenden, und der edle Verstorbene hat in seiner Handlung längst sachkundige Männer von seiner Verwandschaft gebildet und zu Nachfolgern gewählt, die, von gleicher Kunstliebe und gleichen Tugenden

und

und Kenntnissen beseelet, nach seiner hinterlassenen Verordnung, das ganze Geschäft, nebst dieser interessanten Handlung, in dem Besitze seiner geliebten Gattin und einzigen Tochter erster Ehe, ununterbrochen fortsetzen werden.

Uebrigens war er, seinem moralischen Charakter nach, ein edler, äußerst wohlthätiger Mann, voll richtiger, gesunder Grundsätze, voll Mitleid und Gefühl gegen die Dürftigen, aufrichtig und wahr in seinen Handlungen, zuvorkommend gegen Jedermann, ein äußerst zärtlicher Gatte, Vater und Freund, ein guter Bürger, ein ordentlicher Hausvater, und bey seinen feinen Kenntnissen ohne Ansprüche und voller Bescheidenheit. Seine Asche ruhe sanft, sein Andenken aber wird immer bey uns in Ehren, und seine Handlung zur Beförderung und Verbreitung der Künste, wie wir zuversichtlich hoffen können, noch lange Zeit in dem Flore bleiben, zu dem er sie durch seine Bemühung gebracht hat.

Neue Verlags-Bücher
der Dykischen Buchhandlung
zur Ostermesse 1798.

Friderici *Iakobs* Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Voluminis Primi, Pars prior. 8. maj.

auf Schreibp.	3 Thlr. 8 gr.
auf Druckp.	2 Thlr. 12 gr.

Historisch-statistisch-topographische Beschreibung von Südpreußen und Neu-Ostpreußen; oder der Königl. Preußischen Besitznehmungen von Pohlen in den Jahren 1793 und 1795; von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1ster Band mit 6 Prospekten und 3 Landcharten. gr. 8. 3 Thlr.

(Der zweyte Band ist unter der Presse, der 3te und letzte erscheint auch noch in diesem Jahre. Beide werden zusammen nicht viel die Stärke des ersten Bandes übertreffen.)

Bryan Edwards Geschichte des Revolutionskriegs in St. Domingo. Aus dem Englischen. 2ter und letzter Theil; nebst einem Schreiben über Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfahrt der Colonien in Amerika von Herrn Malouet, und einer Rede des Admiral Villaret Joyeuse. gr. 8. 20 gr.

(Der 1ste Theil, welcher mit einer Landcharte der Insel St. Domingo in der Michaelmesse 1797 erschien, kostet 1 Thlr.)

Frankreichs monarchische Staatsverfassung im Kampfe mit seiner Regierung. Ein Bericht des

vormaligen Großsiegelbewahrers von Barentin an den Prätendenten. Herausgegeben von J. G. Dyk. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Natur, Ursachen und Resultate der französischen Revolution. Eine Fortsetzung des Werks: Frankreichs monarchische Staatsverfassung ꝛc. Herausgegeben von J. G. Dyk. Nebst einem allegorischen Kupferstiche. gr. 8. 16 gr.

Gottesverehrungen der Neufranken; oder Ritualbuch der Theophilanthropen, einer unlängst zu Paris entstandenen religiösen Gesellschaft. Aus dem Französischen. 2tes Heft, mit einem Anhange des Uebersetzers. 8. 16 gr.

(Das erste Heft kostet 12 gr. Die Anhänge liefern die über diese religiöse Gesellschaft bisher in Frankreich und Deutschland gefällten Urtheile, auszugsweise mit Betrachtungen.)

Grot's (Joachim Christ.) Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Russischen Reiche, in Rücksicht auf ihre verschiedenen Gemeinen, ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gebräuche und ihre Rechte. 3ter und letzter Band; nebst einem vollständigen Register über das ganze Werk. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Lebensgeschichte der Gemahlin Ludwigs XVI. Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Aus dem Französischen des Herrn von Montjoye. 1ster Theil; nebst dem Bildnisse der Königin. gr. 8. 20 gr.

(Der zweyte und letzte Theil erscheint in vier Wochen.)

Meißners (A. G.) Bianca Capello. Gänzlich umgearbeitete Ausgabe; mit Kupfern. 1ster Theil. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Der zweyte und letzte Theil ist unter der Presse.)

Lazzaro Spallazani's Reisen in beide Sicilien und in einige Gegenden der Appenninen. Aus dem

Italiänischen; mit Anmerkungen. 5ter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr.

Friedrich Rambach's (Professors in Berlin) Schauspiele. 2 Theile. 1 Thlr. 12 gr.

Die darin befindlichen Stücke einzeln:

Hochverrath, oder der Emigrant; in 5 Akten 12 gr.

Margot, oder das Mißverständniß; in einem Akt 6 gr.

Graf Mariano, oder der schuldlose Verbrecher; in 5 Akten 16 gr.

Die Brüder; in einem Akt 3 gr.

Schall (C. H.) Die Ränke; ein Lustspiel in 5 Akten, nach dem Englischen. 8. 10 gr.

— — Das Vorurtheil; ein Lustspiel in 5 Akten, nach dem Englischen. 8. 10 gr.

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.

Ein und ſechzigſten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung,
1798.

Digitized by Google

Digitized by Google

VIII.

Aeschyli Tragoediae quae supersunt ac deperditarum fragmenta. Recensuit Christian. Godofr. Schütz. Vol. III. Choëphorae, Eumenides, Supplices. Halae, Impens. Jo. Jac. Gebaueri, 1794. 194. S.

Christiani Godofr. Schütz in Aeschyli Tragoedias quae supersunt ac deperditarum Fragmenta Commentarius. Vol. III. in Choëphoras, Eumenides et Supplices, 1797. 378 S. 8.

Nicht leicht ist ein Werk der alten Litteratur mit so vieler Sehnsucht erwartet worden, als der vor uns liegende Band des Aeschylus, dessen Erscheinung ein Zusammenfluß zufälliger Hindernisse bis jeßo verzögert hat. Die Wichtigkeit dieses Dichters, die zahlreichen mit der Lectüre desselben verbundenen Schwierigkeiten, der Mangel an Erleichterungsmitteln und selbst an correcten Abdrücken, alles dieses machte die Vollendung einer Ausgabe

wünschenswerth, welche ihre Vorgängerinnen in weiter Entfernung hinter sich zurück läßt. Hierzu muß auch noch der Umstand gerechnet werden, daß gerade die drey, in dem dritten Bande enthaltenen Tragödien, die größte Menge verdorbener Stellen enthalten, deren Wiederherstellung von dem Scharfsinne des Herausgebers erwartet wurde. In dieser Erwartung werden sich die Freunde der alten Literatur nicht betrogen finden. Der Text selbst ist an vielen Stellen, durch Aufnahme evidenter Verbesserungen, berichtigt; minder überzeugende Versuche sind in die Variantensammlung verwiesen; bey weitem die größte Menge glücklicher Vermuthungen aber ist dem Commentare eingewebt. Die Beschaffenheit des Textes — vielleicht auch der Zwischenraum mehrerer Jahre, welche bis zur Erscheinung des Commentars verflossen und nothwendigerweise neue Ideen entstehen lassen mußte — hat es veranlaßt, daß in diesem Bande ein weit größerer Theil des Commentars der Berichtigung der Lesart gewidmet ist, als in den beyden vorhergehenden nöthig gewesen war. Die Erklärung ist fast überall kurz und gedrängt. Die zweckmäßigen Anmerkungen der Vorgänger, vorzüglich Stanlei's und Abreschens, sind wörtlich eingeschaltet. Bey den Eumeniden sind Wakefield's Bemerkungen (in dem Dilectu Tragoediarum), bey den Flehenden Porson's Ausgabe (Glasgow. 1795. fol.) benutzt. Die Abweichungen der letztern in den übrigen Tragödien des Aeschylus sind in einem besondern Anhange ausgezeichnet; so wie auch Herrn

Pro-

Professor Hermann's Verbesserungen aus dessen Buche de Metris in einem andern Abschnitte angehängt sind.

Bey der Beurtheilung eines Werkes dieser Art kann ein Rezensent mehrere Wege einschlagen. Er kann einzelne vorzüglich glückliche Verbesserungen oder Erklärungen ausheben; oder er kann einzelne Stellen, welche ihm mißfallen, berichtigen. Bey dem erstern Verfahren würde uns die Wahl in Verlegenheit setzen; das andere aber ist unsern Neigungen so wenig angemessen, daß wir lieber einen dritten Weg einschlagen wollen, bey welchem weniger Partheylichkeit statt findet, und der, wenn wir nicht irren, zu einem bessern Ziele führt. Wir wollen den Herausgeber bey seiner Bearbeitung durch eine ganze Tragödie begleiten, und das Merkwürdigste ausheben. Wir wählen hierzu die Flehenden. Da dieses Stück, welches in Rücksicht auf seine kunstlose Anlage und die große Wichtigkeit des Chores in demselben zu den Merkwürdigkeiten der ältesten Tragödie gehört, unter allen Trauerspielen des Aeschylus am wenigsten bekannt seyn dürfte, so wollen wir den Inhalt desselben unsern Lesern vor Augen legen; wobey wir auf den gelegentlichen Vortheil rechnen, durch die Verbindung der philologischen Anmerkungen mit der Erzählung, die Trockenheit einer bloß kritischen Rezension einigermaßen zu mildern.

Die Scene der Handlung ist in Argolis. Man erblickt die funfzig Töchter des Danaus, die mit ihrem Vater aus Aegypten geflohen sind, um den

Verfolgungen der Söhne des Aegyptus zu entgehn. Sie tragen in ihren Händen die Zweige der Flehenden, mit denen sie den Altar der einheimischen Götter (θεῶν ἐναγωνίων) umringen. Sie erzählen die Veranlassung ihrer Flucht; nicht um Mordes willen haben sie ihr Vaterland verlassen, ἀλλ' αὐτογενῆ τὸν Φυξάνορα γάμον — ὀνοταζόμεναι (9). Diese Stelle ist verderbt. Nicht die Ehe mit den Kindern des Aegyptus kann Φυξάνωρ genannt werden; sondern die Danaiden selbst sind Φυξάνορες. Daher schlägt der Herausgeber τοι Φυξάνορες vor. Aber τοι ist müßig und der Artikel würde hier nicht ohne Nachdruck seyn. Hieß es vielleicht: ἀλλὰ τὸν αὐτογενῆ Φυξάνορα γάμον — —? Sie haben das Land aufgesucht, aus welchem die Mutter ihres Stammes entsproßen war. V. 16. ὅθεν δὴ γένος ἡμέτερον — εὐχόμενον τετέλεσται. Die Härte des εὐχόμενον zu mildern, welches durch gloriosum, quod habet quo se jactet, nur zur Nothdurft erklärt werden kann, vermuthet Herr Hofr. S. εὐχόμενοι (ἐσμὲν scil. sive εὐχόμεθα) τετελέσθαι. Aber ist auch nicht dieß etwas hart und zu gleicher Zeit ziemlich prosaisch? Sollte man nicht εὐχόμενον neben τετελέσθαι beybehalten können? Man verbinde ὅθεν δὴ γένος ἡμέτερον (ἐστι,) ὅ τι εὔχεται τετελέσθαι ἐξ ε. etc. In den Anrufungen des Chors an die Götter V. 24. ist, Heath's Einwendungen ohngeachtet, mit Recht ὦ πόλις, ὦ γῆ statt ὧν aufgenommen. Vom 59 V. an vergleicht er seine traurigen Töne mit den Klagen der Nachtigall, die ihren Sohn beweint, ὡς αὐτοφόνως

φόνως ὤλετο πρὸς χειρὸς ἔθεν — wie Porson sehr glücklich statt ἑὸ ἐν verbessert hat. Die Ἰαονίους νόμους V. 72. erklärt der Herausgeber von den Klagen der Jo, welche hier besser Platz finden, als Jonische Melodien, von denen man diese Worte gewöhnlich erklärt. Νειλοθερῆ παρειὰν, (am Nil, in dem Clima von Aegypten erwärmte Wangen) hält derselbe für verdorben und vermuthet εἱλοθερῆ, welches allerdings sinnreich ist. Indessen sind wir von der Verdorbenheit der gemeinen Lesart nicht durchaus überzeugt. Statt ἐμὴν παρειὰν konnte der Dichter füglich νειλωτικὴν, und dafür vielleicht, in Beziehung auf die Beschaffenheit des ägyptischen Himmels, νειλοθερῆ setzen, wenn nicht etwa in diesem Beyworte, wie in vielen andern der tragischen Sprache, die eine Hälfte der Zusammensetzung ganz außer Betracht gelassen werden muß. Die Bitte um Abwendung der Verbindung mit den Söhnen des Aegyptus vom 80 V. an ist sehr entstellt. Scharfsinnig vermuthet der Herausgeber, daß in ἢ καὶ ein Wort wie λέκτρων verborgen liegen möge; statt des verdorbenen ἑτοίμως aber liest Abresch ἐτύμως, welches Porson in den Text erhoben hat. Hieß es vielleicht ehedem:

Κοίτης μὴ τέλεον
δόντες ἔχειν παρ' αἶσαν,
ὕβριν δὲ θυμῷ στυγοῦντες ἂν
πέλοιτ' ἄρ' ἔνδικοι γάμοις.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß κοίτη für λέκτρον oder γάμος gesetzt wird. Eben den Sinn würde auch εὐνᾶς geben, welches den Buchstaben der al-

 ten

ten Lesart vielleicht noch näher kömmt. — Der Chor vertraut auf den Schutz der Götter, zu deren Altären er geflüchtet ist. ἄρης im 86 V. (wo durch einen Druckfehler φυγάδι statt φυγάσι steht) wird zufolge des Scholion βλάβης glücklich mit ἄτης vertauscht; weniger möchten wir dem Herausgeber in der Verbesserung des 89 V. beytreten. Die Worte εἰ θείη Διὸς εὖ παναληθῶς scheinen uns, dem Zusammenhange zufolge, einen Wunsch der Kenntniß des Zukünftigen zu enthalten. Dieser Voraussetzung gemäß möchten wir lesen: Εἰδείην Διὸς αἶσαν ἀληθῶς (i. e. σαφῶς). Den folgenden Versen hilft der Herausgeber durch Verbesserung der Interpunction und Aufnahme der wahrscheinlichen Conjectur μελαίνᾳ ξὺν τύχᾳ auf. Einige Dunkelheit behält indeß der Sinn auch dann noch. — Die Danaiden bitten die Götter V. 110 f. den Uebermuth ihrer Verfolger zu bestrafen. Diese Stelle ist zum Theil durch die evidente Verbesserung θάλπος statt θάλλος sogleich im Texte etwas geheilt; diese Heilung wird aber erst im Commentar zu Stande gebracht. Die letzte Zeile ἄταν δ᾽ ἀπάτᾳ μεταγνούς, können wir indeß noch nicht für richtig halten. Wir würden diese Strophe auf folgende Weise lesen:

Ἰδέσθω δ᾽ ἐς ὕβριν·
βρότειος οἵα νεάζει
πυθμὴν, δι᾽ ἀ-
μὸν γάμον τὸ θάλπος
δυςπαραβούλοισι φρεσὶ
καὶ δι᾽ ἄνοιαν μαινόλιν

κέντρον

κέντρον ἔχων ἄφυκτον, ἄναν
κατάτα κεραυνός.

Nachdem der Chor seinen Gesang geendigt hat, nimmt Danaus das Wort. Er erblickt von fern eine Staubwolke; er hört das Rasseln von Rädern, und sieht bald darauf eine Schaar bewaffneter Männer. In den Verhaltungsregeln, die er seinen Töchtern gibt, wird V. 212 mit Recht Porsons Lesart φθογγῇ gebilligt. In ängstlicher Erwartung der Kommenden bitten die Danaiden den Jupiter um Schutz, und Danaus ermahnt sie V. 227. noch eine andre Gottheit anzurufen, mit welcher er, wie die Folge zeigt, den Apollo meynt. Seine Worte sind: Καὶ Ζηνὸς ὄρνιν τόνδε νῦν κικλήσκετε. Auch hier diesen Vogel Jupiters ruft an. Dieser Vogel Jupiters soll die Sonne seyn, die mit dem Hahne verglichen wird, weil beyde die Menschen zur Arbeit wecken. Ist die Lesart richtig, so wird man den Ausdruck nicht anders als höchst sonderbar finden können. Wir glaubten sonst, daß Aeschylus vielleicht Ζηνὸς ἶνιν geschrieben habe. Aber, ohne auf diese Vermuthung einigen Werth zu legen, möchten wir lieber Ζηνὸς ὄρνιν durch den Propheten Jupiters erklären, so wie ὄρνις oft für augurium, vaticinium steht. Apoll aber hat seine prophetischen Gaben vom Jupiter. Auf eine ähnliche Weise heißt beym Sophocl. Electr. 149. die Nachtigall ὄρνις ἀτυζομένα, Διὸς ἄγγελος. Gegen das Ende dieser Scene vergleicht Danaus seine Töchter mit einer Schaar von Tauben, die vor den Geyern fliehn.

Diese Geyer sind ihre Verwandten, die durch eine blutschänderische Ehe den Zorn der Götter auf sich laden wollen. In dem 242. V. πῶς δ' ἂν γάμων ἄκουσαν ἄκοντος πάρα Ἁγνὸς γένοιτ' ἄν, muß γαμῶν verbessert werden, welches in den Erratis anzuzeigen vergessen worden ist. Statt πάρα könnte man an πατρὸς denken; aber der Scholiast schützt die gemeine Lesart, die auch in der That keiner Verbesserung bedarf. — Der König der Argiver tritt mit seinem Gefolge auf, und verlangt von den Danaiden Rechenschaft über ihr Vaterland und die Ursache ihres Aufzuges. Der Chor, welcher seine Würde nicht kennt, begehrt zu wissen, in welchem Verhältnisse er ihn betrachten solle: V. 262. πρὸς σε πότερον ὡς ἔτην λέγω, Ἢ τηρὸν ἱεροῦ ῥάβδον, ἢ πόλεως ἀγόν. Die zweyte Bezeichnung ist sehr dunkel. Man glaubt, daß vom Priesterthum die Rede sey; aber wie ein Priester ῥάβδος heißen könne, dürfte schwer zu sagen seyn. Der Herausg. schlägt daher ῥήτορ' ἱερόραβδον vor, und versteht einen Redner oder Gesandten darunter, der das Insigne des heiligen Stabes trägt. Der König gibt ausführliche Rechenschaft von seiner Person und seinem Lande. Er heißt Pelasgos, (so ist statt Πελασγοῦ V. 266. verbessert) ein Sohn des Palächthon, und Beherrscher eines sehr ausgebreiteten Gebietes. Nun gibt sich auch der Chor zu erkennen und erklärt, daß er aus Argiverinnen bestehe. Ihre ausländische Tracht scheint diesem Vorgeben zu widersprechen: sie sind genöthigt ihre Behauptung zu beweisen, und thun dieses, indem sie ihre

Ab-

Abstammung von der Jo darthun. Nach dem 308 V. hat Herr Hf. S. das Zeichen der Auslassung gesetzt; in dem Commentare aber vermuthet er mit noch grösserer Wahrscheinlichkeit, daß die Worte ἦν ὡς μάλιστα καὶ verdorben sind. Er schlägt vor: ἧς Ζῆν' ἐρασθῆναι φάτις πολλὴ κρατεῖ, welches dem Zusammenhange vollkommen angemessen ist. Der König fragt: Sagt man in der That, daß Jupiter eine Sterbliche umarmt habe? worauf der Chor antwortet: Καὶ κρύβδα γ' Ἥρας ταῦτα τῶν παλλαγμάτων. Dieß ist der Geschichte zuwider. Man muß mit Stanlei lesen: κοὐ κρυβδά . . welcher Verbesserung auch hier in dem Commentare der gebührende Beyfall ertheilt wird. Die Frage des Königs, welche unmittelbar hierauf folgt: Πῶς οὖν τελευτᾷ βασιλέων νείκη τάδε; versteht man von dem Zwiste Jupiters und seiner Gemahlin, welche hier vorzugsweise die Könige genannt würden. So gewöhnlich es ist, den Jupiter den König der Götter oder der Götter und Menschen zu nennen, so erinnern wir uns doch nicht, daß er so schlechthin βασιλεὺς oder mit seiner Gemahlin βασιλεῖς genannt würde. Schrieb Aeschylus vielleicht:

πῶς οὖν τελευτᾷν φασὶ θεῶν νείκη τάδε;

Die Unterredung wird auf dieselbe Weise noch eine Zeit lang fortgesetzt. Pelasgus erkundigt sich nach den nähern Umständen der Geschichte der Jo, weniger, wie es scheint, aus Unbekanntschaft mit derselben, als um die Wahrhaftigkeit der Danaiden auf die

die Probe zu stellen. Wir glauben nicht, daß es nothwendig sey, bey dem 320. ff. Versen mit dem Herausgeber eine andere Vertheilung vorzunehmen. Es ist dieses eine von den Erzählungen, welche in den griechischen Tragödien nicht selten vorkommen, wo zwey unterredende Personen die Geschichte gleichsam unter sich theilen, und Vers für Vers mit einander abwechseln. Dieser regelmäßige Wechsel wird hier nur einmal unterbrochen, wo dem Chore (V. 320. 321.) zwey Verse nach einander zugetheilt sind. Aber wir müßten uns sehr irren, wenn der Vers Οἴστρον καλοῦσιν αὐτὸν αἱ Νείλου πέλας, nicht dem Dichter untergeschoben wäre. Es war genug, die Bremse, welche die Jo verfolgte, mit den Worten βοηλάτην μύωπα zu bezeichnen. Weil aber dieselbe auch οἶστρος genannt wird (doch nicht am Nil, wie es hier heißt, sondern in Hellas), so gab dieß einem Grammatiker Anlaß, diesen Vers zu schmieden, den wir sehr gut entrathen können. In demselben Gespräch ist, nach Herrn S. sehr wahrscheinlicher Vermuthung, nach V. 327 eine Zeile ausgefallen, in welcher der König nach dem Reiche des Epaphus gefragt zu haben scheint. In dem nächsten Verse billigt der Herausgeber Porson's Lesart: Λιβύη μεγίστης ὄνομα γῆς καρπουμένη. – Demselben Kritiker verdanken wir auch die glückliche Wiederherstellung der folgenden Stelle (332 — 335.), in welcher Herr S. Stanlei's Vermuthung aufgenommen hat. Vortreflich und über allen Zweifel erhaben ist die Verbesserung des Herausgebers V. 352.

αἰτοῦσι

αἰτοῦσι μὴ 'κδοὺς statt μὴ 'κδῷς. Das Partizipium hängt mit dem vorhergehenden πέλω zusammen, wie es der Sprachgebrauch in dem Dialog mit sich bringt. Der König scheut sich, um dieser Fremdlinge willen, einen gefährlichen Krieg zu unternehmen und der Chor verweißt ihn auf den Beystand der Gerechtigkeit. Den Vers: εἴπερ γ' ἀπ' ἀρχῆς πραγμάτων κοινωνὸς ἦν, in welchem ἦν gemeiniglich für die erste Person genommen wird, erklärt Herr S. auf die einzig richtige Art: recte istud quidem, si nimirum Iustitia statim ab initio causae alicui patrocinata fuerit. Eben so schön und wahr wird πρύμνα πόλεως in dem folgenden Verse von den Altären erklärt, zu denen der Chor seine Zuflucht genommen hatte. Der König fürchtet die Rechte der Flehenden zu kränken, und der Chor unterstützt dieses Gefühl durch einen schönen Gesang, in welchem V. 361. Stephani Verbesserung με τὰν ἱκέτιν statt μέγαν aufgenommen worden ist. Vielleicht hätte Valckenaer's Vorschlag V. 363. ἠλιβάτοις· ἵν' ἀλκᾷ, statt ἠλιβάτοισιν· ἀλκᾷ, mit eben so vielem Rechte eine Stelle im Texte fordern können. — Der Chor sucht den König zu überzeugen, daß der, welcher die Flehenden ehrt, an keinem Gute Mangel leidet. Diese Strophe ist verstümmelt, und ein Hauptheil des Gedankens liegt in dem verdorbnen οὔπερ, welches der Herausgeber durch eine sinnreiche, von dem Scholiasten unterstützte Vermuthung mit οὐκ ἀπορεῖς vertauscht. Nicht minder wahrscheinlich ist die Verbesserung des 398. V. κότος δυσπαρ-

θελκτος

θιλκτος παθόντος οἴκτοις, wodurch das Metrum und der Sinn gerettet und der Text mit der Erklärung des Scholiasten in Uebereinstimmung gebracht wird. Bey der bedenklichen Lage der Sachen, auf der einen Seite wegen der Rechte der Flehenden, auf der andern wegen der drohenden Gefahr eines Krieges besorgt, äußert Pelasgus seine Verlegenheit im 419. ff. V. Durch die geringfügige Veränderung von zwey Buchstaben ist diese dunkle Stelle auf das glücklichste geheilt. Herr S. ließt: Δεῖ τοι βαθείας φροντίδος σωτήριον (statt σωτηρίου) Δίκην κολυμβητῆρος, ἐς βυθὸν μολεῖν Δεδορκὸς ὄμμα, μηδ᾽ ἄγαν δινώμενον (statt οἰνώμενον). Necesse est igitur, ut oculus acriter intentus, profundamque curam et attentionem servans urinatoris instar in profundum periculi descendat s. introspiciat, ita tamen, ut ad ejus magnitudinem haud caliget. Sehr wahrscheinlich ist es auch V. 454. daß δεῦρο δ᾽ ἐξώκειλα δὴ statt ἐξοκέλλεται (oder, wie die Aldina ließt, ἔξω κέλεται) gelesen werden müsse. Die Vergleichung, deren sich der König hierauf bedient, um das Gefahrvolle seiner Lage auszudrücken, wird hier richtiger erklärt, als von den vorhergehenden Auslegern geschehen ist. Im 459 V. hätte Stanlei's Verbesserung χρημάτων vielleicht ohne Bedenken in den Text erhoben werden können. Statt γόμον oder γόμου liest der Herausgeber γόμος, wodurch die Lesart ἐμπλήσας gerettet wird. Aber auch so scheint bey diesem Verbo noch die Bezeichnung des Objectes zu fehlen, welches vielleicht

in

in μέγα, einem hier nicht sonderlich bequemen Adverbio, gesucht werden muß. Man lese mit einer kleinen Veränderung: καὶ μέτρ' ἐμπλήσας γόμος, copia mensuram implens, sufficiens, larga. In derselben Rede V. 467. θεοῖσι πολλοῖς πολλὰ πημονῆς ἄκη, dürfte vielleicht πολλῆς — πημονῆς gelesen werden müssen: ad ingentem illam calamitatem avertendam. Endlich scheint es uns fast mehr als wahrscheinlich, daß der 463. V. ἀλγεινὰ, θυμοῦ κάρτα κινητήρια, welcher in allen Ausgaben auf den 464 V. folgt, hier aber eine etwas bequemere Stelle erhalten hat, vom Rande in den Text gekommen sey. Der Begriff, welcher durch die Worte μὴ τὰ καίρια vollkommen ausgedrückt ist, wird durch den Zusatz ἀλγεινὰ, θυμοῦ κινητήρια offenbar überladen, und der Ausdruck gewinnt an Ründung, wenn man diesen Vers ganz wegläßt. Auf diese Weise würde auch das innerhalb sechs Versen dreymal wiederholte κάρτα einmal bey Seite geschafft. — Als die Danaiden den König unschlüssig sehn, drohn sie sich an ihren Gürteln aufzuknüpfen. Nur allmählig erklären sie diese schreckliche Drohung. Sie fangen V. 473. mit der bloßen Erwähnung ihrer Gürtel an: Ἔχω ζώνας sagen sie. Der König antwortet: τύχη γυναικῶν ταῦτα συμπρεπῆ πέλει. Wakefield nimmt an τύχη Anstoß und liest τεύχη; eine Conjectur, der man den Beyfall versagen muß, wenn man auch mit der gemeinen Lesart nicht zufrieden wäre. Eher könnte man an χλιδῇ oder στολῇ denken. — Den 476. V. welchen der Herausgeber in der Varietas lectionis

nis als die Arbeit eines Interpolators betrachten zu können glaubte, wird in dem Commentar durch eine geringe Veränderung der Interpunction gerettet: λέξον· τίν' αὐδὴν τήνδε γηρυθεῖσ' ἔσῃ. In dem 480. V. wird man künftig kein Bedenken tragen, nach Porson's Beyspiel, die evidente Verbesserung ἀλλ' ἁπλῶς φράσον aufzunehmen. Die Drohung der Danaiden bringt den Entschluß des Königs zur Reife. Er begehrt, daß Danaus im Angesicht des Volkes einen andern Altar einnehmen solle, um das Mitleiden desselben zu erregen und es zu einem für ihn günstigen Entschlusse zu veranlassen. Im 487. V. würden wir ἐςβέβηκα, welches in der Robertellischen Lesart ἐςέβηκα verborgen liegt, dem gewöhnlichen ἐςβέβηκε vorziehn. Jenes stimmt mit den Worten οὐδαμοῦ λιμὴν κακοῦ besser zusammen. — V. 496. vermuthet der H. mit Wahrscheinlichkeit ἴθ' οὖν statt σὺ μέν; und vertauscht in der Antwort des Danaus V. 509. πολισσούχων θεῶν mit ἐγχωρίων, wodurch auch in dem vorhergehenden Verse eine Veränderung nothwendig wird, die freylich nicht von dieser Evidenz seyn konnte. Mit Recht wird noch vorher Porson's Lesart αἰδοῖον εὑρεθέντα (statt εὖ ῥέοντα) πρόξενον als zuverlässig gerühmt. So könnte vielleicht die ganze Stelle auf folgende Weise gelesen werden:

πολλῶν τάδ' ἡμῖν ἐστιν ἠξιωμένα
αἰδοῖον εὑρεθέντα πρόξενον λαβεῖν.
ὀπάονας δὲ φράστορας τῶν ἐσχάρων
ξύμπεμψον, ὡς ἂν τῶν ἐγχωρίων θεῶν

βωμοὺς

βωμοὺς προνάους καὶ πολισσούχων ἕδρας
εὕρωμεν.

Von dem Danaus verlassen zittert der Chor vor seinem Schicksale. Der König betrachtet diese Furcht als eine unglückliche Vorbedeutung, die sie vermeiden müßten: der Chor antwortet, sich entschuldigend (V. 529.): Οὔτοι τι θαῦμα δυςφορεῖν φόβῳ φρενός. At enim haud mirum est animi timore perculsum impatientius dolere. δυςφορεῖν scheint nicht das rechte Wort zu seyn. Hieß es vielleicht:

Οὔτοι τι θαῦμα δυςθροεῖν φόβῳ φρενός.

Daß δυςθροεῖν außerdem nicht angeführt wird, darf uns nicht irre machen. Das Wort ist nach einer richtigen Analogie von δύςθροος gebildet, welches ebenfalls nur die einzige Autorität des Pindar Pyth. IV. 112. für sich hat. Wie dem aber auch seyn mag, so ist die Antwort des Königs höchst sonderbar. Er sagt: ἀεὶ δ' ἀνάκτων ἐστὶ δεῖμ' ἐξαίσιον. Herr S. erklärt dieß, so gut es möglich war: Imo vero semper nimius et immoderatus regum metus inferiorum animos occupat. Aber die Furcht, die das Gemüth der Danaiden beherrscht und ihnen Unglück verkündende Worte abdringt, entspringt aus einer ganz andern Quelle, als aus der Ehrfurcht gegen den König, der einen sonderbaren Misgriff thun würde, wenn er sich für den Gegenstand ihrer Furcht ansehen wollte. Kaum zweifeln wir, daß man lesen müsse:

ἀεὶ γυναικῶν ἐστὶ δεῖμ' ἐξαίσιον.

Semper mulieres supra modum timent. Der Gedanke ist passend und die Veränderung gering. Die Buchstaben δ und γ werden in den Handschriften sehr häufig verwechselt. — Der König entfernt sich, um dem Volke die Angelegenheit der Flehenden vorzutragen; zugleich auch den Danaus zu unterrichten, was er vor dem Volke sagen soll: —— ὁποῖα χρὴ λέγειν (V. 535.), wie man mit dem H. lesen muß. Beym Abgehen ermahnt er den Chor zu Gebeten und endigt mit dem Wunsche: πειθὼ δ' ἕποιτο καὶ τύχη πρακτήριος. Auf diesen Wunsch scheinen sich in dem Anfange des Chorgesanges die Worte πείθου τε καὶ γενέσθω zu beziehen, in denen Herr S. scharfsinnig die Lesart πειθὼ τύχα θ' ἑπέσθω entdeckt. An dem Ende der Strophe ist Stanlei's Verbesserung μελανόζυγ' ἄταν aufgenommen; eine Lesart, welche der Scholiast in der Erklärung τὴν ναῦν, ἐν ᾗ βλαβήσονται, anerkennt. Die ersten Zeilen der Antistrophe sind ebenfalls verdorben. Wenn der betende Chor sagt:

τὸ πρὸς γυναικῶν ἐπιδὼν
παλαίφατον ἁμέτερον
γένος — —

so fragt der H. mit Recht: Quid hoc est? nonne omnes homines a mulieribus nascuntur? Er vermuthet deshalb: τὸ πρὸς γυναικὸς γ' ἐπ. welches er in genaue Verbindung mit den folgenden Worten, φιλίας προγόνου γυναικὸς, setzt.

Diese

Diese Verbesserung gibt der Stelle einen gewissen gefälligen Nachdruck; aber ist dann nicht πρὸς und γε eine überflüssige Last des Verses? Erwartet man nicht vielleicht gleich im Anfange eine bestimmtere Bezeichnung des alten Geschlechtes der Danaiden? Mit einem Worte, schrieb nicht Aeschylus vielleicht:

τοῦ πρόςθεν Ινάχου 'πιδὼν
παλαίφατον ἁμέτερον γένος — —

Der erste Vers dieser Antistrophe ist dann ein iambicus dimeter acatal. dem der erste Vers der Strophe mit einer geringfügigen Veränderung entsprechen wird:

ἄναξ ἀνάκτων, ὦ μακάρων
μακάρτατε — —

Die letzten Zeilen der Antistrophe hat Porson glücklich wieder hergestellt, indem er ἐφάπτορ und δι' ἃς liest. Der Chor erzählt hierauf die Geschichte der Jo, ihres Herumirrens und ihrer Ankunft in Aegypten. Hier endigten ihre Leiden, und sie gebahr den Sohn, mit welchem sie vom Jupiter schwanger ging. Die Worte V. 595. λαβοῦσα δ' ἕρμα δῖον ἀψευδεῖ λόγῳ, scheinen uns dunkel und verdorben. ἕρμα erklärt der Scholiast durch βάρος, und es kann nicht wohl anders als von der Last, mit welcher Jo schwanger war, verstanden werden. ἀψευδεῖ λόγῳ soll bedeuten, καθὼς ἡ φήμη βούλεται. Wenn wir auch diese Erklärungen gelten lassen, so hat doch λαβοῦσα keinen Sinn,

 wel-

welches in βαλοῦσα i. e. ἀποβαλοῦσα (deponens) verwandelt werden muß. Gesteht man dieses zu, so wird man sich auch vielleicht noch eine andere kleine Veränderung gefallen lassen:

βαλοῦσα δ' ἕρμα δῖον ἀψευδῆ τόκῳ.

ἀψευδὴς τόκος würde die der Jo zugesagte und nun in Erfüllung gegangene Niederkunft mit einem Sohne Jupiters seyn. — Gegen das Ende des Gesanges scheint uns, auch nach der Erklärung, welche Herr Hofr. S. von der gemeinen Lesart des 612. V. zu geben versucht, Pauw's Verbesserung: οὗ τινος ἄνωθεν ἡμένου σέβει κράτος (statt κάτω), die einzig richtige Lesart zu seyn.

Danaus kehrt zurück und bringt seinen Töchtern die erfreuliche Nachricht, daß das Volk der Argiver sie gegen die Angriffe ihrer Verfolger zu schützen versprochen habe. Der Chor ergießt sich in das Lob seiner Wohlthäter und bittet alle Segnungen des Himmels auf die Argiver herab. Die zweyte Strophe (673 — 676.) verbessert der H. zum Theil nach seinen eigenen, zum Theil nach Heath's und Porson's Vorschlägen: μήποτε λιμὸς (statt λοιμὸς) ἀνδρῶν Τάνδε (statt τῶνδε) πόλιν κενῶσαι· Μηδ' ἐπιχωρίοις [ἔρις] Πτώμασιν αἱματίσαι πέδον [γᾶς]. „Nie möge der Hunger diese Stadt von Männern leeren, noch einheimischer Zwist den Boden der Erde mit den Leichen der Bürger beflecken." Da hier und in den folgenden Versen des Krieges Erwähnung geschieht, so erklärt Herr S. die dritte Strophe (692 — 697.)

697.) von den Verwüstungen der Pest: δακρυογόνος ἄρης ist dann miserabilis civium strages, quae gravem pestilentiam sequitur. So wird Ἄρης von der Pest beym Sophokles Oed. Tyr. 192. gesagt, wo aber freylich die Härte des Tropus durch den Zusatz ἄχαλκος ἀσπίδων gemildert wird. Hier ist Stanlei's zuverlässige Verbesserung ἐξοπλίζων statt ἔξω παίζων in den Text aufgenommen, und Pauw's βοάν τ' ἔνδημον in dem Commentare gebilligt. Der Anfang der vierten Strophe ist von den Abschreibern entstellt. Der Chor wünscht, daß die Obrigkeit in dem Lande der Argiver immer geehrt seyn möge: Φυλάσσοι τ' ἀτιμίας τιμὰς Τὸ δήμιον. An die Stelle des verderbten ἀτιμίας hat der H. ἐντίμους aufgenommen; in dem Commentare aber vermuthet er, daß der Scholiast ἀτινάκτους oder etwas ähnliches gelesen habe, da er erklärt: ἀμετακίνητοι εἶεν αὐτοῖς αἱ τιμαί. Offenbar würde diese Lesart mehr poetische Energie haben. — Nach Endigung dieses Gesanges erblickt Danaus in der Ferne das Schiff der Söhne des Aegyptus, das sich dem Ufer nähert. Er spricht seinen Töchtern Muth und Vertrauen auf den Beystand der Argiver ein. Vortreflich wird in dieser Rede V. 744. εἰ βραδύνοι μὲν βοὴ statt βραδύνοιμεν βοῇ verbessert; so wie gleich darauf in der Antwort des Chors V. 751. Φυγᾶς ὄφελος οὔτι μοι (statt εἴ τι μοι)· Παροίχομαι (st. παροίχεται). — In der Antistrophe V. 755. scheint uns ἐξῶλες ἴστω statt ἐστὶ gelesen werden zu müssen. Einige Zeilen weiter hin stoßen wir

bey den Worten ὠδ᾽ ἐπιτυχεῖ κότῳ an. Herr S. erklärt: ira bene collimante, sive viam monstrante; wo der lateinische Ausdruck freylich um ein großes leichter und deutlicher ist, als der griechische, in welchem vielleicht die etwas schwerere Lesart ὧδε πιτύλῳ κότου (vehementi ira impulsi) verborgen liegt. Auf diese Weise sagt Euripid. Iphig. Taur. 307. μανίας, πίτυλος und im Hercul. fur. 816. πίτυλος φόβου. — Im 776. Vers ist die gemeine Lesart κράτος mit καλῶς vertauscht, und in dem Commentar noch überdieß im Anfange des vorhergehenden Verses ὁμῶς statt ὡς καὶ vermuthet. Beyde Conjecturen sind dem Sinne vollkommen angemessen, wenn sie schon nicht die Evidenz haben, welche den Beyfall abnöthigt. Diesen Grad der Wahrscheinlichkeit hat dagegen im 781. V. die mit Recht aufgenommene Verbesserung μολόντ᾽ ἐς statt μολόντες, durch welche die Construction auf die leichteste und bequemste Weise gerettet wird. — Danaus entfernt sich, um dem Volke die Nachricht von der Ankunft des Schiffes zu geben, und der Chor bezeigt indeß seinen Abscheu gegen eine Verbindung mit seinen Verfolgern durch die stärksten und heftigsten Ausdrücke. Lieber will er sich aufknüpfen, als ihnen in die Hände fallen. Die Worte sind hier (V. 800.) ein wenig entstellt. Herr S. liest mit einer ganz geringen Veränderung: θέλοιμι δ᾽ ἂν μόρσιμον βρόχου (vielleicht noch poetischer βρόχων) τυχεῖν ἐν σαργάναις, statt μορσίμου βρόχου. Ganz verunstaltet ist in diesem Chorgesange der 839. ff. V. ὅδε μάρπτυς ναῖος, γαῖος.

Τῶν

Τῶν πρὸ μάρπτι κάμνοις ἴοφ, ὂμ Αὖθι καππάς νο Δυΐαν βοὰν ἀμφαίνω. Der Chor spricht von dem Anlanden des Schiffes; er hört das Rufen der Schiffer, die das Fahrzeug an das Ufer treiben. Mit Recht sieht Herr S. μάρπτι für eine ungeschickte Wiederholung von μάρπτυς im vorigen Verse an und liest: Τῶν πρὸ γᾶς τοι κάμνος ὤ-ὀπ, ὂπ, Αὖθι καββὰς Δυΐαν βοὰν ἀμφαίνει. Jam navales isti raptores in eo sunt, ut in terram escendant. Illorumque ante terram s. haud procul a litore remigum labor huc appellens hostilem clamorem edit. Ein Theil dieser Verbesserung scheint uns eben so scharfsinnig als glücklich zu seyn; aber die Worte, τῶν πρὸ γᾶς τοι κάμνος, dürften theils wegen eines gewissen Mangels an Kraft, theils auch wegen des Umstandes, daß κάμνος für κάματος, unsers Wissens, keine Autorität für sich hat, wohl noch weitere Verbesserungsversuche erlauben. Auch γάϊος scheint uns unrichtig und vielleicht mit δάϊος zu vertauschen zu seyn. Will man uns eine etwas kühne Veränderung erlauben, so möchten wir vorschlagen zu lesen:

ὅδε μάρπτυς νάϊος, δάϊος,
τρέπων πρύμνας ποτὶ ψαμάθους, ὢόπ, ὄπ,
αὖθι καββὰς ὀ-
θνείαν βοὰν ἀμφαίνει.

Ecce navalis ille et infestus mihi raptor adest; puppes navium ad litoris arenam advertens iterum iterumque barbaram barbarus vocem

cem edit. Für ψαμάθους wird man vielleicht ein Wort entdecken, das den Buchstaben der gemeinen Lesart etwas näher kommt. — Gleich darauf erscheint der Herold der Söhne des Aegyptus und fordert die Töchter des Danaus unter Drohungen auf, ihm zu folgen. Mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet Herr S., daß V. 856. εἰ δ' ἀνὰ — und V. 861. ἤ σε δουπίαν τἄπειτα Κελεύω β. μ. Ἰχῶρα, Φρενὸς ἄταν, gelesen werden müsse. Er fügt dieser Verbesserung folgende Erklärung bey: Sin minus, ad multifluum salsum mare, tyrannica cum violentia et lancea ferro vincta cruentatam in nave collocabo, ubi te, si obstrepere perrexeris, per vim jubebo sanguinem mittere cum vitae dispendio — wo uns doch die Uebersetzung der letzten Worte etwas willkührlich dünkt. Sollte man wirklich haben sagen können: „Ich will machen, daß du dein Blut vergießest, das Verderben deines Lebens," um auszudrücken, das Blut, dessen Verlust deinen Tod nach sich ziehen wird? Oder schrieb Aeschylus Φρενος δι' ἄταν? Alte Ausgaben lesen Φρενί τ' ἄταν. In der Beschreibung des Nils V. 869. ist Stanlei's evidente Verbesserung ἀεξόμενον statt δεξόμενον in den Text aufgenommen. Die Worte, ἔνθεν ἀεξόμενον ζώφυτον αἷμα βροτοῖσι θάλλει, werden in dem Commentar so erklärt: unde mortalibus vitalis sanguis augetur, oder cujus latices salubres et ad corporis robur augendum conducibiles sunt. Uns dünkt, daß γᾶμα statt αἷμα einen bessern Sinn geben würde:

Nili

Nili fluvius, unde statis temporibus auctus salubris latex mortalibus abundat, i. e. qui salubrem aquam mortalibus porrigit. Kurz vorher wird V. 866. εὐσεβεῖν, und Vers 877. βᾶτ' ἐπ' ἀμίδα, πρὶν κακοπαθεῖν, scharfsinnig verbessert. — Eben so sinnreich ist die Verbesserung der ganz verunstalteten Worte des Chors V. 890 ff. Λύμασις ἡ πρὸ γᾶς ὑλάσκει· Περιχειμπτὰ βρυάζεις ὃς ἐρωτᾷς. Hier scheint die Lesart ἡ πρὸ γᾶς eine Verbesserung von Turnebus zu seyn. Aeltere Ausgaben lesen ὑπερογασυ λάσκοι. Herr S. schlägt vor: βρυάζει νόσος ἔρωτος. Contumelia (probri nobis ab Aegypti filiis inferendi) ante litus latrat: appropinquans exsultat pestis Amoris. — Der 899. V. in welchem man bisher die sinnlosen Worte ῥοσάται μαλδαάγει las, ist aus dem Eustathius glücklich wiederhergestellt: βρέτεος Ἄρος, ἄτα, μ' ἄλαδ' ἄγει. Illud statuarum deorum, ad quas me accedere jussit pater, praesidium, vera nunc potius calamitas me ad mare ducit — und gleich darauf V. 909. ἔχιδνα δ' ὥς με μέτεισι πόδ' ἐνδακοῦσα statt με τί ποτ' ἐνδακοῦσα.

Schon ist der Herold im Begriff, Hand an die Danaiden zu legen, als der König der Argiver herbeyeilt und über dieses Verfahren Rechenschaft fordert. Der Herold droht; der König antwortet mit Nachdruck und Würde. Die ersten Zeilen seiner Rede V. 951 ff. haben den Kritikern viel zu schaffen gemacht. Die Worte τοὔνομα und ἴσως οὐ αὐτὸς, wie die alten Ausgaben lesen, geben

keinen Sinn. Herr S. hat τοὔννομον und ἴσθι γε αὐτὸς (mit Stanlei) aufgenommen. Der Hiatus zeigt die noch ungeheilte Wunde dieses Verses, in welchem Porson ἴσωσον αὐτὸς liest, man sieht nicht recht, in welchem Sinne. Wir glaubten lesen zu können:

τί σοι λέγειν χρὴ τἄννομ' ἐν χρόνῳ μακρῷ;
ἴσθ' οὖν τάδ' αὐτὸς χ' οἱ ξυνέμποροι σέθεν.

Hierauf antwortet der Herold mit ironischer Wiederholung derselben Worte V. 963. ἴσθι τάδ'... Als er sich entfernt hat, bittet der König die Töchter des Danaus, Muth zu fassen und in die durch feste Mauern gesicherte Stadt zu kommen, wo sie nach ihrer eignen Wahl sein Haus oder ein anderes, allein oder mit andern, einnehmen könnten. In dem 972. V. dürfte wohl statt εὔθυμόν ἐστιν εὐτυχεῖς ναίειν δόμους — gelesen werden müssen: εἰ θυμός, ἔστιν εὐτυχεῖς ν. δ. Si libet, amplas tibi aedes habitare licet. So Eurip. Hippol. 1087. Der König verläßt sie, um über seinen Vorschlag mit dem Danaus Rath zu pflegen. Dieser ermahnt sie, ihre Keuschheit, um deren Erhaltung willen sie Meere und Länder durchzogen hätten, auch jetzt unverletzt zu bewahren. Vortreflich verbessert hier der H. V. 1019. ὧν πολὺς πόνος, Πολὺς δὲ πόντος οὕνεκ' ἐπεράθη δορί, statt οὖν ἐκληρώθη. Der Chor gelobt dieß und thut noch einmal in einem Schlußgesange Gebete für die Erhaltung seiner Freyheit und den glücklichen Erfolg des den Argivern gedrohten Krieges. Im

An-

Anfange dieses Gesanges V. 1033. verbessert Herr Hofr. S. οἷς χεῦμ' 'E. περιναίεται παλαιὸν, 'Υποδέξασθ' ὀπαδοὶ μέλος, statt οἳ χ. 'E. περιναίετε und μένος. Es bleibt aber auch so dunkel, welche Begleiter der Chor meyne. Sollte ihm wirklich noch eine Begleitung von Mägden zugesellt gewesen seyn? Schwerlich. Wir möchten daher lesen:

καὶ οἳ χεῦμ' 'Ερασίνου
περιναίετε παλαιὸν,
ὑποδέξασθ' ὅπαν εὐμενῶς.

ὅπαν, ἡμετέραν scil. „Hört unsern Gesang, unsere Gebete, wohlgesinnt an." — V. 1047. Ist der H. wie es uns scheint, richtig δ' ἐσμὸς ὅδ' εὔφρων statt θεσμός. — Dieser ganze Chorgesang hat vor kurzem einen englischen Kritiker beschäftiget, der ihn auch in Rücksicht auf das Sylbenmaaß wieder herzustellen versucht hat, im Januar des Monthly Review 1798. S. 26. ff.

Die zahlreichen Proben scharfsinniger Verbesserungen und Erklärungen, welche wir aus den Anmerkungen zu diesem Trauerspiele ausgehoben haben, werden mehr als hinreichend seyn, unser Urtheil über die Verdienste, welche sich der gelehrte Herausgeber auch in diesem Bande erworben hat, zu begründen. Wir wünschen recht bald das Vergnügen zu haben, den letzten Band dieses Werkes, welcher die Fragmente, die Scholien und Indices enthalten wird, anzuzeigen.

IX.

Der Mensch und die Helden: zwey satyrische Gedichte von *I. D. Falk.* Zweyte verbesserte Auflage. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung. 172 S. 12mo.

Beide Gedichte sind schon in dieser Bibliothek, bey ihrer ersten Erscheinung, mit verdientem Lobe angezeigt worden. Der Verfasser hat, bevor er sie nochmals drucken ließ, eine nicht gemeine Sorgfalt angewandt, sie, besonders was die Diction anbelangt, zu verbessern. Dieß muß den Kunstrichter antreiben, auch seinerseits ihnen eine nochmalige Aufmerksamkeit zu widmen; und wer verdiente sie mehr, als ein Schriftsteller, der so sichtlich zeigt, wie sehr es ihm darum zu thun ist, etwas Vollkommenes zu liefern? als ein Schriftsteller, mit den besten alten und neuern Mustern vertraut, reich an neuen Ideen und Bildern, und der diesen Ideen und Bildern Richtigkeit und Wohllaut zu geben bemüht ist? Ein solcher Dichter verschmäht schaales Lob; er wünscht seine Werke sorgfältig geprüft zu sehen.

Das

Das erste Stück ist eine Nachbildung der achten Satyre Boileau's, worin er mit einem Doctor der Sorbonne den Werth des Menschen zum Scherz untersucht. Herr Falk hat sich keinen bestimmten Gegner gedacht, und schon dieß benimmt seinem Gedicht etwas von der allen Gedichten so ersprießlichen Individualität. Wie drollich ist das

Réponds-moi donc, Docteur, et mets-toi sur les bancs.

Man sieht den Satyr mit schelmischen Blick aufs Katheder springen, und den Opponenten, mit ernsthaftem Gesicht, sich ihm gegenüber hinpflanzen. Im Deutschen heißt es dafür, viel zu generell wie uns dünkt:

Sophismen! ruft die Philosophenzunft,
Und heischt Beweise.

Boileau fragt schalkhaft: Qu' est ce que la Sagesse? Und giebt dem ungeachtet eine sehr richtige Definition derselben, um zu zeigen, daß der Satyr recht wohl wisse, was sie sey. Er sagt:

Une égalité d' ame,
Que rien ne peut troubler, qu' aucun désir n' enflamme;

und aus derselben erhellt zugleich, wie wenig der Mensch die wahre Weisheit, welche in der Mäßigung der Neigungen gegründet ist, besitzt. Herr Falk nennt sie ein Götterkind, welches durch A plus B, ein Fernrohr in der Hand, zur Sternenhöhe führe,

führe. Werden wir dadurch mit ihr bekannt? Ungleich besser ist ihm die Schilderung des jungen philosophischen Docenten gelungen:

Ihm dünkt ein Göttersitz sein breterner Katheder.

Diese Zeile gehört dem deutschen Dichter eigen, und Boileau würde sie nicht verschmähen; sie ist ganz in seinem Geiste. Aber die gleich darauf folgende Beschreibung des philosophischen Arsenals würde er schwerlich aufnehmen. Die ganze Stelle:

Philosophie erscheint. — Ihr Arsenal
Ist aufgethan, die Logik und Moral.
Dort schimmert hingereiht in Fächer, und von jeder
Gestalt und Gattung, dialektisches Geschoß,
In numerirten Büchsen, klein und groß,
Von Aristoteles bis Eberhard und Feder.
Schau'! Panzer, Pfeil und Waffen aller Art,
In Duodez, in Folio und Quart.
Hier präparirt man gar, in eurer Gegenwart,
Die Wallung im Geblüte zu verhüten,
Zu ganzen Dutzenden — Soriten.

Diese ganze Stelle wünschten wir geändert zu sehen. Boileau's Kürze ist hier sehr zweckmäßig; denn durch seine, gleich auf die Erklärung der Weisheit folgende, Gegeneinanderhaltung des Lebenslaufes der Ameise mit dem Lebenslaufe der meisten Menschen ergiebt sich, wie wenig Weisheit diese besitzen. Diese Vergleichung ist übrigens sehr gut übergetragen.

tragen. Aber die Gedrungenheit folgender drey Zeilen vermissen wir ungern:

Ce Maître prétendu, qui leur donne des loix,
Ce Roi des animaux, combien a-t-il de Rois?
L'Ambition, l'Amour, l'Avarice, la Haine.

Dafür findet man:

Allein Er sey Monarch! — Unangetastet
Von meinem Satir, herrsch' Er über Land und Meer!
Nur Schade, daß ihn selbst mit Ketten, zentnerschwer,
Geitz, Wollust, Ruhmbegier und Eifersucht belastet.

Diese Verse sind nicht schlecht; nur eine Vergleichung mit dem Original halten sie schwerlich aus. Noch weniger ist dieß der Fall mit dem Anfang des Gesprächs zwischen dem Geitze und dem Manne. Herr Falk läßt den Geitz an die Hausthür anklopfen. Wozu das? Im Original tritt der Geist vor seines Sklaven Bette und ruft zweymal: Debout! und da dieser um einen Augenblick Geduld bittet: tu repliques? Wie charakteristisch! Wie ganz im Ton eines Despoten!

Die nun folgenden beschreibenden Stellen sind Herrn Falk sehr gut gelungen; es ist mehr Leben darin, als bey Boileau. Nur fällt der Deutsche zuweilen aus dem scherzhaft angestimmten Ton und wird bitter, dagegen der Franzos alles mit lachendem Munde sagt, und so den Leser in einer heitern, fröhlichen Stimmung erhält. Wie lustig ist es,

daß

daß **Boileau** die Stelle über den Weltbezwinger Alexander, die sich auch auf neuere Staatenumwälzer anwenden läßt, mit den Versen schließt:

> Heureux! si de son temps, pour cent bonnes raisons,
> La Macédoine eût eu des Petites-Maisons.

Höchst feyerlich schreyt dagegen Herr **Falk**:

> Wer eine halbe Welt verheert mit Feuer und Schwert,
> Tyrannen hört's! er ist des Schicksals Capets werth.

Aber Ludwig der XVI. war ja kein Tyrann. Der Dichter hätte also einen andern Namen wählen, oder hinzufügen sollen: „den dieses schuldlos traf," um dem Gedanken Richtigkeit zu geben. **Boileau** spricht überdieß an dieser Stelle keinesweges von Tyrannen, sondern von ruhmbegierigen Helden, wie Karl XII. und **Buonaparte**. Diesen weiset er einen Platz — im Narrenhause an; zu ihrem Seelenheil. Den Kopf ihnen abzuschlagen, dachte er zu menschlich — und zu poetisch.

In der Nachbildung vertauschen der Satyr und der Doktor der Sorbonne zuweilen ihre Rollen, und jener declamirt mit voller Ueberzeugung gegen das menschliche Wissen. **Boileau's** Satyr würde seinen deutschen Namensvetter, sobald dieser im Ernst den Misanthrop spielt, schalkhaft erinnern, daß doch der Mensch darin einen Vorzug vor den andern Thieren habe, daß er sich selbst gram zu seyn vermöge.

Fol-

Folgende Verse, mit denen Boileau so glücklich einlenkt, sind im Deutschen ganz weggefallen:

Mais sans nous égarer dans ces digressions,
(Nämlich über den Alexander und die alten Weltbezwinger.)
Traiter, comme *Senaut*, toutes les passions;
Et les distribuant par classes et par titres,
Dogmatiser en vers, et rimer par chapitres:
Laissons en discourir *la Chambre* ou *Coeffeteau* *).
Et voyons l'homme enfin par l'endroit le plus beau —

Das, was Boileau lächerlich findet, in Versen zu predigen, hat sein Nachahmer nicht immer vermieden; überhaupt aber aus der Acht gelassen, daß das Vergnügen an dieser Boileau'schen Satyre vor-

*) Der Pater Senaut hatte eine Schrift: de l'usage des passions herausgegeben, und die beyden Mediziner, Maria Cureau de la Chambre und Nicolas Coeffeteau, jener ein Buch: Les caracteres des passions, dieser eines, betitelt: Tableau des passions humaines, leurs causes et leurs effets. In unsern Tagen würde Boileau wahrscheinlich der Frau von Stael mit ihrem metaphysisch-romantischen Geschreibsel über die Leidenschaften hier Erwähnung gethan haben, und ihr Schildknappe und Schriften-Verbesserer, Benjamin Constant, hätte auch wohl einen Schlag mit der Peitsche des Satyrs bekommen.

vorzüglich aus dem Contrast entspringt, einen Satyr mit einem Doctor der Sorbonne über den Werth des Menschen schwatzen zu hören. Nur hiedurch wird der ächt poetische Zweck erreicht, daß die Zuhörer, während sie glauben, blos über die beyden gelehrten Streiter zu lachen, gar oft über sich selbst lachen. Bey der Manier, die Herr Falk in denjenigen Stellen gewählt hat, wo er von Boileau abweicht, fällt diese heilsame Selbstbelachung weg; ja er versetzt uns zuweilen aus dem philosophischen Hörsaal in die Kirche, und macht uns mit uns selbst unzufrieden; welches die nachtheilige Folge für den Prediger hat, daß wir auch mit ihm unzufrieden werden, zumahl er in seinem Amtseifer mitunter zu weit geht, und ganz grundlose Beschuldigungen anbringt, wie zum Beyspiel S. 28.

— — — So grausam sind nur Christen.

Die Rede ist von der Sklaverey. Aber das Christenthum hat ja gerade die Sklaverey in Europa vernichtet; und was den Negerhandel betrift, so könnten die Europäer doch in Afrika keine Sklaven kaufen, wenn es daselbst keine Sklaven gäbe. Wegen dieses Handels ruft der Dichter das Anathema über Britannien mit einer Wuth aus, als ob er auf der Tribune im Conseil der Fünfhundert zu Paris stünde; mit einer Wuth, die gar nicht im Charakter eines Satyrs ist, der über alles lacht. Einem Neufranken wäre auch eher, als einem Deutschen, die einseitige Vorstellung zu verzeihen, als ob die Engländer allein an dem Negerhandel Schuld wären.

wären. Die Wahrheit ist, daß die Spanier ihn aufgebracht haben, und zwar that es ein sehr großer Menschenfreund, der ehrwürdige Las Casas. Um nämlich seine Lieblinge, die Peruaner, die, ihrer schwächlichen Leibesbeschaffenheit wegen, die Arbeiten in den Bergwerken nicht aushalten konnten, zu soulagiren, fiel er darauf, Arbeiter aus Afrika zu holen, wo der Sklavenhandel seit ewigen Zeiten, d. h. so weit die Geschichte reicht, eingeführt ist, und eingeführt bleiben wird, bis die herumziehenden Negerhorden ackerbauende Christen werden. Um uns recht gegen die Christen und Engländer, oder Engländer und Christen, zu erbittern, erzählt, nicht der Satyr, sondern Herr Falk ein Geschichtchen, das Schauder erregt, und in dem boileau'schen Gemälde so wenig an seiner Stelle steht, als eine Figur à la Rembrandt in der Copie eines Hogarthschen Bildes an ihrer Stelle seyn würde.

Boileau, der vorgenommenen Satyrsmaske stets eingedenk, mischt, ungeachtet seines Standes auf einem philosophischen Katheder, stets lustige Züge in seinen ernsthaft scheinenden Discurs. Wie herrlich sind die an seinen Opponenten, an einen Doctor der Sorbonne, gerichteten Verse:

> Laisse là saint Thomas s'accorder avec *Scot*;
> Et conclus avec moi, qu'un Docteur n'est
> qu'un sot.

Natürlich springt hier der Opponent hoch auf, und ruft: was ein Doctor?

Parlez de vous, Poëte!
C'est pousser un peu loin votre Muse indiscrète.

Wie kalt ist dagegen des unsichtbaren Jemands:

„Laß ab! — Verlästre nicht Witz und Erfindungskraft!
Betrogener!“

Sollte für Betrogener nicht Verblendeter stehen?

Wenn Brissot und Vergniaux bald hernach, im Ernst, zu Minervens Lieblingen gezählt werden; so möchten wohl die mitaufgeführten Rabaut und Bailly schon gegen so schlechte Gesellschaft protestiren; und Sokrates vollends, mit dem sie gepaart werden, alle vier Revolutionaire zu seinen Begleitern verbitten. Willig hingegen würde er wahrscheinlich einem Malesherbes, Cazotte und Lavoisier die Hand reichen. Gewiß dachte der Dichter nicht an Sokrates steten Begleiter, auch einen Satyr, als er dem durch Gift gerichtlich ermordeten Weltweisen jene vier guillotinirten Afterweisen an die Seite setzte.

Den Schluß des ganzen Gedichts, worin Boileau einen Esel sich über die Pariser Sitten wollte lustig machen lassen, welches gewiß ein ächt satyrischer Einfall war; diesen Schluß führt er dadurch herbey, daß er seinen Opponenten den Satyr mit Unmuth fragen läßt, ob er denn etwa auch zu erweisen gedenke:

Que

Que l'homme, qu'un Docteur est au dessous
d'un ane?

Im Deutschen wird der Lehresel auf folgende Weise herbeygezogen:

„Sophisterey, mein Freund! — Beglaubigt
der Satyre
Geistreicher Spott nicht selbst den Rang dir
vor dem Thiere,
Das keine Grazie vor zarten Ohren nennt,
Silens Grauschimmel?"

Uns dünkt dieß höchst gezwungen. Auch würde ein Dichter, den Jemand fragte: ob er sich denn nicht für besser als einen Esel halte? schwerlich diesem Jemand antworten. Im ächten Geiste von Boileau ist dagegen die Antwort des Poeten:

Pst! — Im alten Testamente,
Wie männiglich bekannt, war Er so baß ge-
litten,
Daß ihn Apostel und gekrönte Häupter ritten.
Ja, im Vertraun gesagt, so scheint es mir
beynah,
Als sey der Erdball bloß für diese Thierart
da.

Bravo! das ist die rechte Manier, in der das ganze Gedicht geschrieben seyn sollte.

Ueber die Pariser konnte der deutsche Dichter seinen Esel freylich nicht witzeln lassen. Aber mit witzigen Einfällen, und nicht mit traurigen Ideen, wie die Erinnerung an den Justizmord des edeln Calas, ein überdieß gar zu weit hergeholtes Bey-

spiel, hätte denn doch die Satyre sich endigen sollen. Hätte man den Esel nicht Betrachtungen über die jetzigen Welthändel und die Thorheit können anstellen lassen, nach reinen Vernunftprincipien den Staat reformiren zu wollen, die den Esel, mit gutem Fug nun ein Menschenfeind, wie **Boileau** sagt, zu dem Schluß geführt hätten, der das ganze Werk krönt:

> Ma foi, non plus que nous, l'homme n'est
> qu' une bête!

Wer muß nicht lachen? Thut man dieß auch, wenn man liest:

> Vom Missisippi bis zum Anadyr
> Dünkt mich der Mensch das lächerlichste Thier?

Lächerlich kann der Mensch dem Esel nicht vorkommen, da er ihn so oft prügelt, und vom Missisippi würde er nichts wissen, wenn ihm auch die Zunge gelöst würde; oder er müßte auch lesen können. Nur über das, was ein Thier sieht oder hört, kann man es seine Meynung sagen lassen, und muß sich sorgfältigst hüten, keine Gelehrsamkeit in diese Meynung einzumischen; denn wissenschaftliche Kenntnisse sind denn doch dem Menschen allein eigen, und daß er, troß derselben, oft unvernünftiger als ein Esel handelt, macht ihn eben zum Gegenstand der Satyre.

Herr Falk läßt auf diese Satyre ein Lied an seine Braut folgen, das zwar nicht nur dieser, sondern auch allen Lesern gefallen wird; von dem man

man aber nicht begreift, warum es zwischen zwey Satyren gestellt ist, da es mit ihnen nicht in der entferntesten Verbindung steht. Bevor wir es lasen, glaubten wir, der Dichter werde uns darin schildern, wie er durch die Liebe von seiner Menschenfeindschaft sey geheilt worden, und nun, voll Liebe, auch Thorheiten dulde: aber wir fanden uns getäuscht. Das Lied enthält eine Aufzählung der Ursachen, weshalb man seine Braut beklagt, einen Satyriker zu heirathen; der er nachher sagt, daß sie sich mit seinen Dichterlaunen vertragen müsse, und da das gutherzige Mädchen dieß eingeht, wird das Eheband geschlossen.

Folgende Strophe können wir nicht anders als mißbilligen:

Gott lobe Rabners Narren mir!
Stets geistreich, aber mit Gebühr,
Hieß er sie A. und X. J.
Was macht' es? Er war Steuerrath
Zu Dresden, sapienti sat!
Da lernt man Schonung, dixi!

Herr Falk weiß es denn doch nicht recht: Rabener schrieb seine Satyren keinesweges als Steuerrath, sondern größtentheils noch als privatisirender Gelehrter, und sämmtlich zu Leipzig; aber freylich in einem Zirkel von Freunden, wie Gellert, Cramer, Adolph Schlegel, Gärtner und Giesecke, die den jungen Satyriker nicht blos lobten, sondern auch tadelten, und das moralische Gefühl in ihm zur Reife bringen halfen. Persönlichkeiten machen zwar satyrische Gedichte pikant; aber ver-

vertragen sie sich auch, sofern sie in Anzüglichkeiten ausarten, mit der Herzlichkeit und Humanität, die Herr Falk selbst, in der Zueignung seiner Gedichte an Gleim, von dem Satyrenschreiber fodert? Boileau, dächten wir, sollte jeden ihm ähnlichen Geist vor der Versuchung bewahren, durch Personal-Satyre glänzen zu wollen. Konnte ein solcher Mann nicht immer gerecht und billig bleiben, hat er sich lieblose, halb wahre, ganz falsche und abgeschmackte Urtheile zu Schulden kommen lassen; wer müßte nicht erzittern, in seine Fußtapfen zu treten? Die unter dem Namen Peter Pindars zu London herauskommenden Gedichte werden freylich häufig gelesen; aber wird der Verfasser geliebt? Rabenern liebte man; man liebt einen Thümmel.

Unmuth über das Kriegsunglück stimmte dem Dichter die Leyer zu seinem satyrischen Gedicht, die Helden. Daher es eigentlich überschrieben seyn sollte: der Kriegsheld. Denn die gewählte Ueberschrift läßt vermuthen, der Dichter werde die falsche Größe in jeder Beziehung lächerlich machen. In einer lachenden Stimmung ist das Gedicht überhaupt nicht geschrieben, und kann daher auch den Leser nicht erheitern. Alles dreht sich darin um den Gedanken: wie rasend ist der Mensch, daß er wähnt, durch Mordlust ein Held zu werden. Ein schönes Thema für eine Strafpredigt; aber schwerlich für eine Satyre. Denn was soll diese seyn, als feiner Scherz, bestimmt das Gemüth zur Fröhlichkeit zu stimmen? Wir glauben daher,

Herr Falk hätte besser gethan, seinem Gedicht die didactische Form zu geben, zumahl die beschreibende Poesie seine eigentliche Stärke ist, und anstatt bittern Spott über berühmte Krieger und den Soldatenstand auszuschütten, das Elend, das aus der Mordlust entspringt, so kräftig zu schildern, wie er S. 133 u.f. gethan hat. Auf diese Weise würde er uns süße Thränen ins Auge gelockt haben, welche dem Gemüth eine Stimmung einflößen, die es vor Grausamkeit bewahrt. Dagegen bittrer Spott eine feindselige Stimmung erzeugt, welche zu Uebelthaten verführt, anstatt dafür zu bewahren. Auch hätte der Dichter auf diesem Wege viel leichter die rechte Ansicht für jeden Gegenstand gewonnen, und das Ueberladne in der Schilderung, das Uebertriebene im Tadel vermieden. Der Krieg ist freylich jederzeit ein Uebel, aber ein so nothwendiges Uebel, als die Gewitter; diese erfrischen die Luft, und jener erhöht die Thatkraft im Menschen, und verbreitet sie nach und nach über den ganzen Erdenraum. Mannigfaltige Uebel, aber auch die Wissenschaften und das Lebensglück sind in seinem Gefolge. Deshalb bleibt Streitsucht immer ein Verbrechen, und die Mordlust ein verabscheuungswürdiges Laster. Es ist gut, dieß nicht bloß zu sagen, sondern durch darstellende Schilderungen ins Herz zu prägen. Um sie eindringend zu machen, müssen sie aber kein zu düsteres Colorit haben; nicht zurückstoßen, sondern anziehen, damit das Auge auf ihnen verweile; keine peinliche, sondern eine wehmüthige Gemüthsstimmung bewirken. Vor

allen Dingen hüte sich der Zeichner vor einer falschen Beleuchtung, so geschickt diese auch ist, einen starken Effekt hervorzubringen; man wird die Täuschung bald inne, und dann bewundert man vielleicht noch immer den Maler, aber der Gegenstand selbst macht keinen Eindruck. **Rembrands** Gemälde rührender Gegenstände können zum Beweis dienen.

Es ungereimt zu finden, daß der Soldat für so wenig Geld sein Leben in die Schanze schlägt, ist selbst nicht wenig ungereimt. Ist denn Geld ein sicherer Maaßstab für den Werth der Dinge? Dann müßte es verdienstlicher seyn, wie eine **Vigano** zu tanzen, als wie **Wieland** Verse zu machen; denn jenes bringt ungleich mehr ein, als dieses. Der Soldat ist der Ableiter des Volkszornes. Träten Bürger-Soldaten von neuem an die Stelle der Lohn-Soldaten, so würde die Mordlust dadurch nicht gesteuert, sondern vermehrt werden. Dieß hätte der Dichter durch höchst interessante Schilderungen aus der neuesten Kriegsgeschichte ins Licht setzen können.

Je vorzüglicher wir in dem von Herrn Falk aufgestellten Schlachtgemälden die Farbengebung finden, je mehr thut es uns leid, daß wir Anlage und Zeichnung nicht loben können. Mit fester Hand führt er den Pinsel, die Beleuchtung ist düster, der Ton schwarzbraun, die Farben sind geistig und kraftvoll aufgetragen, der Figuren viel, die Umrisse schwimmen in einem feurigen Nebelrauche. Wir hoffen von Herrn Falk dereinst vortreffli-

trefliche satyrische Lehrgedichte oder Eklogen zu erhalten; zur eigentlichen Satyre scheint es ihm, wenigstens zur Zeit an munterer Laune zu mangeln. Lachend die Wahrheit sagen ist das charakteristische Kennzeichen des ächten Satyrs; eines muntern Gesellen, dessen Bockssprünge belustigen. Eine grämliche Muse, die mit Gott und aller Welt unzufrieden ist, kann unmöglich seine Freundin werden. Sicher ruft er nicht mit ihr, wie Herr Falk am Schlusse seines Werks:

In Fels und Kluft, fort von den Menschen, fort!

„Ums Himmels willen!“ würde er sagen, „meine Liebe! was wollen wir denn in einer Felsenkluft? Da hören wir ja nichts von den Menschen „und ihren Thorheiten, und können also auch nicht „darüber lachen?“ Swift, der wie Herr Falk dachte, war kein Zögling der Satyrs, sondern ein milzsichtiger Splitterrichter, der scharf beißende Predigten schrieb. Man kann unendlich viel Gutes aus ihnen lernen; wer aber den Mann selbst sich zum Vorbild nähme, würde auf allen frohen Lebensgenuß Verzicht thun. Möge dieser unserm jungen Landsmanne zu Theil werden, dem wir dadurch unsere Freundschaft und Achtung zu beweisen glauben, daß wir ihm rathen, auf seiner Huth zu seyn, und sich vor der Personal-Satyre und dem Menschenhasse in Acht zu nehmen. Nachdenken über die Schwächen, Fehler und Vergehungen der Menschen, können leicht dahin bringen, sie zu hassen

sen und zu verachten, wenn man nur auf die Mängel des Nächsten und nicht auch auf sein Gutes die Augen heftet. Soll die Satyre nutzen und vergnügen, so muß sie weder verläumden noch afterreden, sondern kurzweilen.

Um unserm Dichter vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wollen wir nun noch zwey seiner Schilderungen hieher setzen, die seinen Beruf zum Dichten erhärten werden.

I.

Als wir noch roh im Forst mit Faust und Fersen stritten,
Schon damahls klopfte vor der Waldbewohner Hütten
Der Ruhm mit Ungestüm: „was," rief er, „nennt ihr Euch
Der Schöpfung Herrn, und kämpft dem Leu und Panther gleich?
Glorreicher Sieg! Ein Mahl! ein Flecken! eine Beule!
Hier bring' ich Hellebart', und Armbrust, Schwert und Pfeile!
Zu lange habt ihr schon, von blinder Wuth getäuscht,
Mit Nägeln euch zerkrallt, mit Fäusten euch zerfleischt!
Nun seyd fortan vernünftige Geschöpfe!
Durchbohrt das Herz euch! Spaltet euch die Köpfe!"

Gesagt,

Gesagt, gethan! — Der Erdkreis schwamm im
Blut'
„Ja," fuhr er fort, „ein Wurfspieß ist zwar
gut,
Doch schirmt vor seinem Grimm das Bastion,
die Schanze;
Je Einen Krieger nur erlegen Speer und Lanze.
Empfangt dieß flammenspeyende Geschoß!
Sein Eingeweid' zerschmettert Mann und Roß!
Die schwarzen Körner, die ein Bundsgenoß
Der Höll' aus Schwefel und Salpeter kneten
lernte,
Streut in den Abgrund sie, und blutig ist die
Aernte! —
Wißt! daß ein Schlachtfeld nur, von Menschen-
blut beträuft,
Der Ehre zarte Pflanz' entknospet und sie reift.
Wenn Donner krachen und sich Blitze schlängeln,
Dann rauscht herab ein Chor von Todesengeln,
Mit Sicheln in der Hand, und unter Trommelschlag;
Und bey Drometenhall beginnt der Aerntetag.
Haubitzen seht ihr hier und Bomben. — Gleich
Kometen
Ziehn schreckhaft sie dahin, und prasseln laut,
und röthen
Mit langem Feuerstreif' um Mitternacht die Luft.
Blaß flüchten Jung und Alt sich in Gebirg und
Kluft.
Zur siechen Wöchnerinn, zum Säugling in der
Wiege
Entsenden berstend sie die Schrecknisse der Kriege:
Ist diese tactische Verfeinerung nicht neu? —
Die Feuerschlünde dort zerschmettern zwey bis
drey;

Doch

Doch füllt ihr Nägelköpf', und mit gehacktem Bley
Glasscherben ein, und laßt en Flanc die Schüsse streichen;
So giebt ein einziger zwey bis dreyhundert Leichen.
Fort mit Visiren, Helm und Panzer! — zieht
Den Harnisch aus! Marschiert in Reih und Glied,
Marschiert, um einen Groschen und sechs Dreyer,
In Sommerwesten, in's Kanonenfeuer!"
Die Tief' erdröhnt. Von Leichen scheint das Feld
Schwarz ausgepflastert, bleich vom Blitz erhellt.
O wie die Ströme Blut's der Rosse Schenkel röthen!
O des betäubenden Geschmetters der Drometen!
„Zählt, wie viel Todte giebt's?" Zehntausend liegen da.
„Wie viel Verstümmelte?" Zwey Mahl so viel beynah!
„Nun plündert, was ihr könnt! — Nun jauchzt Victoria!
Dort liegt die Königsstadt mit stolz erhabnen Thürmen.
Die Mitternacht bricht ein! Kommt, laßt sie uns erstürmen!
Sturmleitern her! Pst! Würgt im Schilderhaus
Vorposten schlafend! — Zieht die Schuh' euch aus!
Hinan geklettert! Schießt den Wall in Graus!
Begrabet Weib und Kind im Schutt gesprengter Minen!
Büßt viehisch eure Lust auf rauchenden Ruinen,

An

An Jungfrau'n halb entseelt! Würgt, sengt und brennt, und dann,
Besudelt noch von Blut, stimmt ein Te Deum an!
Verlieh Herr Zebaoth die Kraft nicht euern Händen,
Ihr könntet sonder ihm nicht morden und nicht schänden.

2.

Wo bin ich? — Ist vielleicht mein Daseyn auf der Erde
Ein wesenlos Phantom, ein Traumgesicht der Nacht?
Verstummt der Donner dort, der vom Gebirge kracht,
Dem Ohr der Wirklichkeit? — Und dieß Gewühl der Schlacht,
Der Sterbenden Geschrey, das Stampfen ihrer Pferde,
Sind's leere Täuschungen? sind's Truggebild'? — Und werde
Ich bald, ihr Seraphim, in eurer Mitt', entwacht
Mich diesen Fieberphantasien fühlen?
O dann, mein armes Herz, brich ungesäumt!
Daß ich es droben himmlischen Gespielen
Erzählen kann, wie schwer ich hier geträumt.
Von jedem Kirchthurm hallt frolockendes Geläut.
Schau Lampen, bis zum Dach, unzählich aufgereiht,
In rother, magischer Beleuchtung niederfunkeln,

Und durch ihr Farbenspiel Mond und Gestirn verdunkeln *).
Schon zittert durch den Saal der bleiche Kerzenglanz.
Jauchzt Io Evoe! Ihr Jungfrau'n, unter Tänzen,
Kommt, laßt mit Lorbeern uns des Siegers Schläf' umkränzen!
Ha seht, ha seht! Wie dreh'n bey Paukenschlag und Tanz
Die Girandolen sich mit schwindelnden Mänaden! —
Kommt! — Seyd zum Todtentanz mir dorthin eingeladen,
Wo jüngst das Heldenheer den Lorbeer sich errang!
Dort laßt begeistert euch von wildem Saitenklang
Die leichten Schenkel zum verschlungnen Tanz beflügeln!
Steckt tausend Lampen an auf leichenvollen Hügeln!
Denn Tausende verschlang die schwarze Todesnacht;
Und Myriaden, die noch gestern froh gelacht,
Sind ewig nun verstummt: drum läutet alle Glocken!
Zwölftausend Pulse, die noch gestern hüpften, stocken:
Drum tanzt, drum tanzt! — Seht ihr den bleich umdämmerten Chor?

Er

*) Die grosen Siegesfeste sind in der Regel mit Illuminationen und Bällen verbunden, denen die empfindsamste Schöne ohne Anstand beywohnt. —

Er schwebt vom Schlachtfeld ernst im Schimmer
des Mondes empor.
Ihr Jammergestalten, o ihr bluttriefenden Men-
schenstümmel,
Ihr Todeserscheinungen ihr, was hebt ihr die
Hände gen Himmel? —
Laß ab von mir, du dort mit deiner gespaltenen
Stirn,
Mit deinem blutigen und aufgedecktem Gehirn!
Fleuch, höllisches Gespenst! Welch kläglich dum-
pfes Gewimmer!
„Wir sehen das goldene Licht der Sonne nimmer,
nimmer!"
Bringt Lampen! Evoe! Nachtwandler, einsa-
mer Mond,
Warum durchbebst du bleich den dämmernden Ho-
rizont?
In welches Nachtgewölk, ihr Sterne, seyd all'
ihr entflohen?
Geblendet von dem Glanz unsterblicher, hoher
Heroen.
Betrauert, ihr Söhne des Licht's, der nachbar-
lichen Welt
Beweinenswerthes Loos! — Erleuchtet mit Lam-
pen das Feld,
Erleuchtet die Lampen mit Blut, daß hoch von
Pallästen es funkelt!
Ha! wie der Erschlagenen Blut der Mond am
Sternengezelt,
Ha! wie das Gestirn der Nacht dem röthlichen
Abglanz erdunkelt!
Erleuchtet die Lampen mit Blut, erleuchtet mit
Lampen das Feld! —

Wen seh' ich dort? der eine Leich' umklammert,
Und drüber hingebeugt so trostlos jammert?
Liebkosend streichelt sie des Knaben fromme Hand.
Woher, du armes Kind? — „Herr, weit aus Ungerland.
Kam ein Geschrey daher: die Linien sind durchbrochen,
Und rette sich, wer kann! und Vater ist erstochen!
Schrie Mutter: lauf! wird sonst die Rheinbrück' abgebrochen!
Bis dran! Lauf, Bub'! Ich weck' erst Bärbis aus dem Schlaf.
Da lief ich. Heil'ger Gott! 's Feldlager brannte! Paff
Ging's hüben, drüben — ja, und unterwegs, da traf
All überall ich's voll von todten Männern, Rossen:
Ich furchte mich gar sehr, und schrie, so oft sie schossen.
Die andern schrien auch: ach Gott, mein Bein, mein Arm!
Maria, Joseph, hilf! Mein Kopf! Daß Gott erbarm!
Auf einmahl sah ich nichts als Qualm und Nebel,
Und schwarzen Pulverdampf, und blanke Säbel.
Vorweg ritt ein Husar von Wurmser, und der schrie:
Sie kommen, sie sind da, die Feinde! Fall' auf's Knie,
Kind, fall' auf's Knie, und sprich ein gläubig Vaterunser!

Und

Und als ich noch so kniet' und betete, kam unser Major vorbeygesprengt. Hui! flog sein Rumpf vom Kopf;
Mich aber kriegt' ein Fratz von hintenzu bey'm Schopf,
Und warf mich über'n Zaun auf frische Gartenbeete,
Und schrie: marche! Wollen du, daß dich Cheval zertrete,
Du östreich's Bougre du? — Geduckt nun hinter'n Zaun,
Gleich Diebsgesellen, hub's mir heimlich an zu grau'n.
Zu oberst lagen da und unterst aufgestapelt
Die Todten all' umher. Als ich mich 'raus gerappelt:
Da kroch ich drüber weg. Mich hungerte gar sehr.
Ich lief durch Wald und Feld, in Nacht und Sturm, einher.
Der Seiger brummte zwölf: da fing's mich an zu frieren.
Nur einen Bissen Brot! so schrie ich vor den Thüren.
Gebt mir ein wenig Stroh, wo ich die Nacht auf ruh'!
Allein sie schlugen mir die Thüren aller Orten,
Und wo ich angeklopft, mit rauhen Worten zu," —
— — — Wohlan, so klopfe dann, du bleicher Knabe du,
Wohnt kein Erbarmen hier, klopf' an des Todes Pforten!

Hier weist man Niemand ab! Thu' auf, o Tod, ihm! — Thu'
Dich still und sanft ihm auf, o süße Grabesruh!
„Auch auf dem Schlachtfeld war nun alles still geworden,
Und blutroth drüber hing vom Himmel ein Komet.
Da klang der Angelus *), da sprach ich mein Gebet:
Denn unter'm Kriegsgezelt, die hatten's nur Gespottes! —
Ich rief: erbarm dich mein, du heil'ge Mutter Gottes!
Mein Vater starb, und ich bin eine arme Wais'. —
Es lagen nakt umher die Todten haufenweis',
Als schliefen sie, und ich schlich immer los' und leis'
An jedem einzeln hin, und schrie: daß Gott erbarme!
Das ist mein Vater! Und dann streckt' ich beyde Arme
Hinaus in Nacht und Sturm, und schaut' im Mondenlicht
Den todten Männern scharf in's blutige Gesicht.
Zuletzt hab' ich ihn hier im Hagedorn gefunden.
Mit diesem weißen Tuch verband ich seine Wunden,
Da wein' ich nun, und küß' ihn sonder Unterlaß.
Ach, seine Hand bleibt kalt, und seine Lippe blaß!

Den

*) Das Zeichen zu einem gewissen Gebet bey den Römischkatholischen.

Den armen Fränzel friert's! — Ich bitte dich, begrabe
Ihn nicht! — Die Mutter ist vielleicht verbrannt! — Nun habe
Ich Niemand auf der Welt! Wie war ich ihm so gut!"
Erleuchtet mit Lumpen das Feld! Erleuchtet die Lampen mit Blut!
Mit Blut der Erschlagenen! — — — — „Ja, die Leut', ich weiß es, meinen
Es gut. Da sagen sie: du mußt nicht immer weinen!
Will auch nicht mehr! Mir thut davon das Aug' so weh! —
Den armen Fränzel friert's!" — Jauchzt Io Evoe!
Tanz, bleicher Knabe, tanz dich warm! Laß ab mit klagen!
Jauchz' Io Evoe! Wir haben ihn erschlagen!
Tanz Todtentanz mit uns im rothen Lampenschein!
„Ach Gott! ach Gott! wo mag die arme Mutter seyn?"

Fürwahr! solche Verse macht kein gewöhnlicher Dichter: sie verdienten in dieser Bibliothek aufbewahrt zu werden. Sollten Sie nicht aber auch unser Urtheil bestätigen, daß Herr Falk ungleich mehr Anlage zum beschreibenden und erzählenden, als zum scherzhaften und satyrischen Dichter habe?

X.

Herrmann und Dorothea von J. W. von Göthe. Berlin, 1798, bey Friedrich Vieweg dem ältern. 12. 174.

Jedermann kennt das Gedicht, über das wir unsere Bemerkungen mittheilen wollen. Wenn der berühmte Nahme seines Verfassers auch nicht schon allein die Aufmerksamkeit des Publikums auf dasselbe gerichtet hätte, so würde doch die zierliche Form, unter der es demselben angeboten wurde, hinlänglich zu seiner Empfehlung gewirkt haben. Es ist also von allen Freunden neuer Lectüre begierig gelesen worden. Die einen haben es eben so sehr erhoben, als es die andern herabgesetzt haben, und das eine war wie das andere zum voraus zu erwarten. Eine ruhige Aufnahme schienen die Umstände nicht zu verstatten. Wir glauben für unsere Person, daß es eben so wenig ohne Einschränkung gerühmt, als ohne Einschränkung getadelt, oder für unbedeutend erklärt werden könne. Doch scheint uns dasjenige in demselben, was auf Beyfall Anspruch macht, bey weitem das Zahlreichere und Wichtigere; das Tadelnswerthe hingegen minder bedeutend zu seyn.

Diese kleine Composition, diese kurze Geschichte eines halben Tages, die sich auf eine ganz einfache Weise verschlingt und lößt, macht eine Gattung von Gedicht aus, welche gleichsam die Gränze des epischen und mimischen Gedichtes ist. Wenn jenes die Menschen, so weit es kann, von der Beschränkung bürgerlicher Verhältnisse befreyt, und die Handlung in eine ideale Welt zu spielen sucht, um die freye Bewegung der Empfindungen und Leidenschaften so wenig als möglich zu stören; so webt und lebt hingegen das letztere in der naiven Darstellung jener beschränkenden Verhältnisse selbst. In Herrmann und Dorothea ist weder das eine noch das andere ausschließend geschehn. Die Welt, in welcher sich die Handlung entfaltet, ist die wirkliche und gegenwärtige Welt. Recht absichtlich sind die Begebenheiten, durch die Erwähnung der Zeitumstände, als eine Geschichte unserer Tage vor die Augen des Lesers gerückt; recht absichtlich sind die handelnden Personen aus einer niedrigern Classe genommen, und die Fesseln ihrer Verhältnisse nur durch den Umstand ihres Reichthums ein wenig erweitert und erleichtert worden.

Hier hat nun der Dichter, wie es uns scheint, mit großer Kunst und der ihm eigenthümlichen Geisteskraft, das nicht leichte Problem gelößt, mit täuschender Wahrheit so viel ideale Schönheit, und mit willkührlicher Beschränkung so viel Freyheit zu paaren, als nur immer möglich war. Die Handlung selbst entwickelt sich mit voller Freyheit. Alles, was zu ihrer Möglichkeit vorausgesetzt wird, ge-

Digitized by Google

hört in die Classe der gewöhnlichsten Zufälligkeiten des menschlichen Lebens; aber die Hauptmomente der Handlung gehen von selbst und durch eine innere Nothwendigkeit aus der Verbindung jener wahrscheinlichen Voraussetzungen mit den Charaktern der handelnden Personen hervor. Es ist zwar ein Zufall, daß Herrmann, durch die sorgfältigen Anstalten seiner Mutter verspätet, gerade auf Dorotheen trift; aber es ist ganz und gar kein Zufall, daß er gerade dieses Mädchen lieb gewinnt, dessen ganzes Wesen, nicht zufolge einer unbegreiflichen Sympathie, an welche uns die Romanenschreiber so oft zu glauben nöthigen wollen, sondern durch die Kraft der prononzirtesten Eigenschaften seinem Wesen und Charakter auf das vollkommenste zusagt. Es ist ferner gar kein Zufall, daß seine Mutter diese Liebe begünstigt: daß sein Vater einwilligt; daß er noch denselben Tag um sie freyt und sich am Abend mit ihr verlobt. Auch das Mißverständniß zwischen Herrmann und seiner Geliebten, welches einen Hauptknoten der Handlung schürzt, ist kein Zufall, so wenig als die Auflösung desselben; sondern das eine entspringt wie das andere nothwendigerweise aus den Charaktern der handelnden Personen und ihrer Verbindung untereinander. Diese Nothwendigkeit aber in der Entwickelung und Vereinigung der verschiedenen Momente einer Handlung ist es, welche ihr den schönen Schein einer vollkommenen Freyheit verschaft und die gesetzmäßige Kunst unter der Hülle einer frey wirkenden Natur verbirgt.

Die

Die Charaktere der handelnden Personen hat der Dichter mit so viel Schönheit ausgestattet, als die Bedingungen der Handlung erlaubten. Zunächst mußten sie freylich so gewählt werden, daß die Handlung überhaupt möglich würde; aber unter allen Personen ist doch nicht eine, welcher — einige flüchtige Züge abgerechnet — nicht so viel sittliche Schönheit zugetheilt wäre, als jene Bedingung vertrug. Wir müssen uns wohl bey diesem Punkte ein wenig verweilen, da er ganz vorzüglich ein Gegenstand des Zweifels gewesen ist.

Herrmann, die Hauptfigur des Gemähldes, ist ein edler Charakter. Unter einem stillen Aeussern verbirgt er Tiefe und Innigkeit des Gefühls. Ohne alle künstliche Bildung gefällt er durch seinen schlichten Verstand, seine gänzliche Anspruchslosigkeit und seine sittliche Vortreflichkeit. Eine entschiedene und überwiegende Neigung zur Landwirthschaft macht ihn gleichgültig gegen den äußern Schimmer einer höhern Bestimmung, zu der ihn die väterliche Eitelkeit so gerne erhoben hätte. Die Achtung, die er seinen Eltern erzeigt; die stille Ergebung in die unbillige Laune seines Vaters; die zarte Schonung, mit welcher er die Schwächen desselben berührt; die Herzlichkeit, mit der er für seine Mutter fühlt; seine ungesuchte Wohlthätigkeit; die kluge Besonnenheit, die er in allen seinen Handlungen blicken läßt; alles dieses sichert ihm unsre Achtung zu. Mit diesen Eigenschaften des Herzens hat der Dichter Anmuth der Jugend,

 Schön-

Schönheit der Bildung, männliche Stärke und eine große Geschicklichkeit in den Geschäften seines Standes vereint. Es ist gewiß nicht ohne Absicht geschehn, daß uns der Dichter mit diesen letzten Eigenschaften zuerst bekannt gemacht hat, und daß wir sie zum Theil aus dem Munde des Vaters kennen lernen. Der wackere Jüngling trift, indem er eine Handlung der Wohlthätigkeit zu verrichten eilt, zufälligerweise auf ein vertriebenes Mädchen, in welchem ihm die erste Unterredung alle Eigenschaften einer liebenswürdigen, ihm angemessenen Gattin entdeckt. Er kehrt zurück; er erzählt seine Geschichte, und er hätte auch wohl den Muth, den innersten Wunsch seines Herzens auszusprechen, wenn der Vater nicht eben in dem Laufe des Gesprächs einen von dem seinigen ganz verschiedenen Willen an den Tag legte. Hermann setzt dem Vorschlage seines Vaters, die Tochter eines reichen Kaufmanns zu heirathen, so gültige Gründe entgegen, daß jenem nichts übrig bleibt, als entweder seinen Plan geradezu aufzugeben, oder, da er dieses ohne Verletzung seines väterlichen Ansehns nicht thun zu können glaubt, den Gründen des Sohnes Zorn und Drohungen entgegen zu setzen. Bescheiden entzieht sich Herrmann dem Zorne seines Vaters. Mit einem Herzen voll Liebe, Hofnungslosigkeit und Unmuth sucht er das Freye. Seine Mutter folgt ihm; sie findet ihn in Thränen und forscht theilnehmend nach der Ursache seines Kummers. Es ist eben so wahr als schön, daß sich die eigentlichen Gefühle des Jünglings hinter dem

Schleyer

Schleyer einer patriotischen Aufwallung zu verbergen suchen. Frey von Empfindlichkeit gegen seinen unbilligen Vater konnte Herrmann nicht seyn; der Entschluß, welcher plötzlich in seinem Gemüthe erwacht ist, an die Gränzen zu eilen und gegen die Feinde zu streiten, ist allerdings aus der Quelle seines Unmuths entsprungen: aber diese sich selbst zu enthüllen, hat er noch nicht gewagt. Nicht eher als bis sich seine dunkeln verworrnen Gefühle in Worte kleiden, treten sie ihm selbst näher vor die Augen. Aber auch dann noch zeigt sich sein Unmuth so leise und schonend, als man nur von einem edeln, mit inniger Ehrfurcht gegen die Eltern erfüllten Gemüthe erwarten konnte:

Und es nahm sich zusammen der trefliche Jüngling, und sagte:
Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher schlingt;

Sah

Sah die goldne Frucht den Garben entgegen sich neigen,
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
Aber ach! wie nah ist der Feind; die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daher zieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' euch, am heutigen Tage verdrüßt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist groß, und wichtig unser Gewerbe.
Aber wär' ich nicht besser zu widerstehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt und im innersten Busen

Regt

Regt sich Muth und Begier dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und Andern ein würdiges Beyspiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beysammen
An der Grenze, verbündet nicht nachzugeben den Fremden, —
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten, und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet Mutter, mir ist im tiefen Herzen beschlossen,
Bald zu thun, und gleich, was recht mir dünkt und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will.

Die theilnehmende, scharfsichtige Mutter durchdringt den Schleyer, der Herrmanns Empfindungen

gen umhüllt; sie ahndet, daß tief in seinem Herzen etwas verborgen liegt, was er nicht zu sagen wagt, und was er vielleicht vor sich selbst verhehlt. Sie hat sich nicht getäuscht. Herrmann gesteht ihr, daß nicht das Mitleiden, nicht die Liebe zum Vaterlande, sondern die Hofnungslosigkeit jenen Entschluß ihm eingeflößt habe; und wir bemerken jetzt, daß die halbe Verstellung, die er sich erlaubte, aus einer zärtlichen Schonung entsprang, die ihm sein zerrissenes Innere zu verbergen gebot. Wir wissen nicht, was sittliche Schönheit ist, wenn sie sich nicht in solchen Zügen offenbart, welche tiefere Blicke in das Innere des Herzens thun lassen, und uns inniger von der Schönheit eines Charakters überzeugen, als die directesten Erklärungen. Nachdem sich Herrmanns Herz einmal aufgeschlossen hat, strömen seine Empfindungen stärker und lebhafter aus; aber auch da, wo sie sich am lebendigsten erheben, bleibt alles, von einer edeln Mäßigung gezügelt, in den Gränzen der Schönheit.

In Dorotheens Charakter vereinigt sich männliche Entschlossenheit mit weiblicher Zartheit; heller Verstand mit schnellem durchgreifenden Gefühl. Ihre Empfindungen haben Reichthum und Fülle ohne Ueppigkeit; ihre Klugheit ist mit ächter Größe gepaart. Man sieht wohl, daß der Dichter diesen Charakter mit Liebe, wenn schon nicht mit Verzärtelung behandelt hat. Es ist eine hohe und ernste Grazie über denselben ausgegoßen, die, mit üppigen Reizen unvereinbar, sich selbst genugsam, wie ein begeisterter Lehrer der Kunst sagt, dem Pöbel

un-

unfreundlich erscheint, weil sie sich niemals anbietet, und die Bewegungen der Seele in sich verschliessend, der seligen Stille der göttlichen Natur nacheifert. Ihre erste Erwähnung erfüllt unsre Einbildungskraft mit den Umrissen einer edeln Gestalt, die, mitten unter den ungünstigsten Umständen, weit über die Niedrigkeit ihrer Lage emporragt. Wir wollen die eignen Worte des erzählenden Herrmann hören:

Als ich nun meines Wegs die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwey Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands.
Nebenher aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beyden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt von Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;

Aber

Aber mich dringet die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet.
Spät noch kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heut zu rasten gedenken,
Auch sie finden, wie wohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seyd, so spendet's gütig den Armen.

Die Geschicklichkeit und Ruhe, mit welcher Dorothee ein ungewohntes Geschäft betreibt, das bescheidene Vertrauen, mit welchem sie eine nothwendige Gabe für die Wöchnerin bittet, und die dankbare, innige Freudigkeit mit der sie (S. 24.) diese Gabe empfängt; alles dieses erhebt sie über ihre Lage und kündigt sie als eine der Hauptfiguren des Gemähldes an. Wir sind so weit entfernt, mit einem Kunstrichter, der wenigstens nicht sine ira et studio schrieb, das Bitten (nicht Betteln) für eine Entbundene und das Treiben der Ochsen, die den Wagen der Flüchtenden ziehn, für ästhetisch

tisch niedrig zu halten, daß wir vielmehr überzeugt sind, es sey nichts ästhetisch edler und schöner, als die Freyheit eines Gemüths, welches sich dem, was die Noth gebietet, — und dieses Gebot ist hier unter den gegebenen Voraussetzungen sehr dringend — wenn es in bürgerlicher Rücksicht auch noch so niedrig wäre, ohne falsche Schaam, mit Ruhe und Entschlossenheit unterzieht. Nur unter diesen Umständen und in ein solches Licht gestellt, konnte Dorothee so schnell und heftig auf Herrmanns ruhige Seele wirken, und ihm das Ideal einer Gattin realisiren, wie er schon längst gesucht und gewünscht haben mochte. Indeß, wie nothwendig auch immer dieser Umstand für die technische Einrichtung des Gedichtes ist, so würden wir auf denselben doch keinen sehr hohen Werth legen, wenn er die Schönheit des Charakters befleckte. Hiervon aber geschieht, unsers Erachtens, gerade das Gegentheil. Eben dasselbe gilt von der Handlung, mit welcher Dorothee zum zweytenmal eingeführt wird. Der Schultheiß der flüchtigen Gemeinde erzählt mit Begeistrung (S. 104.) die kühne That einer Jungfrau, die, nebst einigen zarten, ihrer Obhut anvertrauten Mädchen, auf einem einsamen Gute, von fliehenden Feinden überfallen und mit schändlichen Mißhandlungen bedroht, dem einen das Schwert von der Seite reißt, ihn zu Boden schlägt, und die übrigen zur Flucht zwingt. Diese Jungfrau ist Dorothee. Ihre kühne That, unter solchen Umständen vollbracht, ist weder abentheuerlich noch widerlich, sondern groß

und schön. Die entschlossene Tugend vermag viel gegen das Laster, welches meistentheils nur da Muth zeigt, wo es keinen Widerstand fürchtet; und wir sollten nicht meynen, daß die Weiblichkeit durch eine That entstellt werden könnte, die das einzige Mittel ist, ein schändliches und frevelhaftes Beginnen abzuwehren. Eine Amazone, die, unaufgefordert durch den Andrang der Noth oder den Ruf der Pflicht, einem wilden unweiblichen Triebe folgsam, gegen Männer zieht, heißt mit Recht abentheuerlich; und ein Weib, das, von Rachgier oder Raubsucht getrieben, flüchtige Feinde mordet, ist ohne allen Zweifel widerlich. Aber Dorothee ist weder in dem einen noch in dem andern Fall. Sie vertheidigt sich und die ihr anvertrauten Kinder gegen Gewalt. Die Art ihrer Vertheidigung mag selten seyn; aber auch die Umstände sind selten, unter denen sie handelt. Wenn dieser Muth nicht oft in weiblichen Herzen gefunden wird, so ist er darum weder unwahrscheinlich noch tadelnswerth.

Durchgängig erhält Dorothee den Charakter ruhiger Besonnenheit und einer stillen Größe des Geistes, welche die bürgerlichen Verhältnisse beherrscht, und unter dem Drucke des Schicksals, der Natur und der Noth seine volle Freyheit und Würde behauptet. Die sittsame und ruhige Ergebung, mit welcher sie den mißverstandenen Antrag Herrmanns annimmt, und das was sie bey dieser Gelegenheit über die unterwürfige Bestimmung des

Wei-

Weibes sagt, ist voll jener ernsten Grazie, die sich eben so selten in dem weiblichen Charakter findet, als selten sie in demselben geschätzt wird. Ihre sittliche Hoheit ist mit weiblichem Gefühle gepaart. Als sie von den Ihrigen Abschied nimmt, um mit Herrmann zu ziehn, treibt der entscheidende Augenblick die schönen Keime der Zärtlichkeit, der Dankbarkeit und Sehnsucht so weit hervor, als es mit ihrem einmal bestimmten festen Charakter verträglich ist. Weinen und Wehklagen wäre rührender gewesen: aber bey aller Innigkeit des Gefühls aus dem Unglücke selbst einen Trost ziehn, ist schöner und edler.

Als Dorothee in Herrmanns Haus eingeführet worden ist, wo sie als Magd aufgenommen zu seyn glaubt, empfängt sie der Vater mit einer Anrede, die unter jener Voraussetzung ihr Unglück zu höhnen scheint. Dieß erträgt sie nicht. Sie fühlt ihren Werth und das Opfer, das sie einer geheimen Neigung für Herrmann gebracht hat. Ihre ganze Empfindlichkeit ist aufgeregt. Dennoch äußert sie sich mit schöner Mäßigung:

Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit jedem beträgt, und gemäß den Personen.

 Aber

Aber so scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt, und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr nicht mit bitterm Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geschick von Eurem Sohne und von Euch sey.
Freylich tret ich nur arm, mit kleinem Bündel, ins Haus ein,
Das mit allem versehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältniß.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beynah mich schon aus dem Hause zurücktreibt?

Diese Situation verschafft dem Dichter einen doppelten Vortheil. Sie rundet den Charakter der Heldin, indem sie uns überzeugt, daß ihre männliche Festigkeit nicht aus Mangel an Reizbarkeit und Zartgefühl, sondern aus wahrer Seelengröße entspringt; und entdeckt zugleich das Geheimniß ihrer Neigung zu Herrmann, wodurch sich der Knoten auf das natürlichste lößt. Das Mittel, durch welches dieser Zweck erreicht wird, ist neu, fruchtbar und befriedigend.

Die untergeordneten Charaktere sind nicht w[illegible]r mit dem Grade von sittlicher Schönheit aus-

ausgestattet, den ihnen die Handlung und ihre Verhältnisse zu geben erlaubten. Gegen den Prediger, in dessen Charakter sich ein allgemeines und reines Wohlwollen, praktische Klugheit und eine ächt weltbürgerliche Denkungsart mit dem Talente, sich gefällig zu äußern, vereinigt: so wie gegen die zärtliche verständige Mutter, deren Geschmeidigkeit ächt weiblich und ohne alle Niedrigkeit ist, dürfte man wohl das wenigste einwenden wollen. Aber auch die Fehlerhaftigkeit in dem Charakter des Hausvaters ist weder widrig noch unedel. Die Unbilligkeit, die er gegen seinen Sohn zeigt, die Härte, mit der er ihn besonders im zweyten Gesang entläßt, ist größtentheils aus einer Quelle abgeleitet, welche der sittlichen Schönheit gerade den wenigsten Eintrag thut, aus einer übermäßigen Achtung des schönen Sinnenscheins und des äußern Glanzes. Er ist eitel und voll Selbstgefühls: aber seine Eitelkeit ist mit so vieler Rechtlichkeit und Bravheit gepaart; sein Selbstgefühl ist auf so mancherley Verdienste gegründet; und in seiner Unbilligkeit gegen den Sohn selbst verbirgt sich so viel wahre Liebe, daß wir ihm unsre Achtung nicht versagen können. Große poetische Energie und ergreifende Wahrheit ist in allen diesen Charakteren. Vollkommen mimisch ist der Charakter des Apothekers, den der Dichter mit einer scherzhaften Laune behandelt hat. Doch ist auch ihm sein gebührender Antheil an Schönheit nicht entzogen worden. Die ängstliche Beschränktheit seiner Maximen, welche durch die frühere Erziehung veranlaßt, durch die be-

bedenklichen Zeitläufte vermehrt worden ist, hält ihn doch nicht ab, sich mit wohlwollendem Eifer in die Angelegenheiten seiner Freunde zu mischen, und bey den Regungen einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit die Grundsätze leicht zu vergessen, welche sein Wohlwollen beschränken mußten. Der Antheil, welchen er an Herrmanns Liebe nimmt, ist hier Beweises genug; so wie wir auch das Beyspiel guten Willens anführen würden, das er bey der Beschenkung des Schultheißen (S. 112.) zeigt, wenn nicht diese Stelle, wegen ihres ganz verfehlten, nicht naiven sondern platten Schlußes, zu den verunglückten Stellen dieses Gedichts gerechnet werden müßte.

Von dieser Seite also dürfte der Dichter seiner Pflicht vollkommen Genüge geleistet haben. Sehr wenige dürften der Stellen seyn, von denen man darthun könnte, daß die Charaktere ohne Noth herabgesetzt oder nicht gerade so edel und schön wären, als die Beschaffenheit der Situation oder die Möglichkeit der Handlung überhaupt erlaubte. Nur zwey der erstern Art erinnern wir uns. Als Herrmanns Mutter ihrem Sohne mit der Hofnung schmeichelt, die Einwilligung seines Vaters zu gewinnen: sagt sie unter andern:

Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf

Sei-

Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die
Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich
selber.
Aber es kommt der Abend heran und die vielen
Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden
gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das
Räuschchen vorbey ist,
Und er das Unrecht fühlt, das er andern leb-
haft erzeigte.

Es ist unsers Bedünkens ganz unnütz, und ohne Noth herabwürdigend, daß die Heftigkeit des Alten als eine Folge der Berauschung vorgestellt wird. Sie ist an sich schon hinlänglich in seinem Charakter und der übrigen Verbindung der Umstände gegründet, als daß es nöthig gewesen wäre, diesen Deum ex machina, der, wie schonend man auch immer denken mag, doch gewiß keiner der obern Götter ist, zu Hülfe zu rufen. Die andere Stelle ist in demselben Gesang. Als Herrmann seinen Wunsch, das fremde Mädchen zu heirathen, mit einer ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ausgedrückt hat, antwortet ihm die Mutter:

Sohn, mehr wünschest du nicht die Braut in die
Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte
des Lebens,

Und die Arbeit des Tages dir freyer und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter.

In einem Zeitalter homerischer Einfalt, welches in der Liebe hauptsächlich die Befriedigung eines physischen Triebes sieht, und die conventionellen Beschränkungen desselben nicht anerkennt, möchte diese Aeußerung vollkommen anständig scheinen. Aber in diesem Gedichte ist sie es nicht. Die ehrbare Hausfrau, die kluge und ehrwürdige Mutter unseres Zeitalters würde nicht so zu ihrem Sohne gesprochen haben.

Wir können nicht umhin, ehe wir diesen Gegenstand verlassen, auf die Gruppirung der handelnden Personen bey diesem fortschreitenden Gemälde aufmerksam zu machen. Alle haben einige Grundzüge mit einander gemein. In allen sind Wohlwollen, Redlichkeit und ein schlichter praktischer Verstand die herrschenden Eigenschaften; aber bey jedem werden sie auf eine eigenthümliche Weise modifizirt. Alle gruppiren sich gleichsam von selbst durch die annähernde Sympathie ihrer Denkungsart, ihres Geschlechts und ihrer Neigungen: Dorothee und die Mutter; Herrmann und der Pfarrer; der Alte und der gesprächige Nachbar, der Apotheker.

Die schöne Mäßigung, welche in der Darstellung der Charaktere die schöpferische Kraft des Dichters beherrscht, und nicht das kleinste Verdienst eines

eines fruchtbaren Geistes ist, zeigt sich nicht weniger in der Behandlung der Empfindungen und Leidenschaften. Wir wundern uns nicht, daß man diesen Theil der Composition vorzüglich in Anspruch genommen hat. An die rührende Anmuth sentimentalischer Romane und die Darstellung schmelzender Gefühle in lyrischen und dramatischen Produkten gewöhnt, hält man leicht alles für kalt, was nicht aus dieser beschränkten Sphäre der Empfindungen genommen ist. Anmuth, Lieblichkeit und schmelzende Rührung hat unser Dichter mehr vermieden als gesucht. Seine Muse hat mit verständiger Ueberlegung nach einem Lorbeer gegriffen, den nur wenige Deutsche gebrochen haben. Sie hat die allzubetretnen Regionen der Rührung verlassen, auf denen gleichsam ein dämmernder Tag, ein geheimnißvolles Nebel jeden scharfen Umriß versteckt. Sie wandelt einen hellen und lichtvollen Pfad. Das schwelgende Verweilen bey einer geliebten Empfindung; die müßige Ausbildung jedes zarten Gefühls; das Hegen und Nähren der Leidenschaften; alles dieses ist einem Gedicht fremd, dem mit einem sentimentalischen Anstriche seine ganze Eigenthümlichkeit entzogen worden wäre. Schwelgerische Fülle unbegränzter Gefühle ist in der idealen Welt einheimisch, und sie findet in dem pragmatischen Gedichte nur unter der Voraussetzung eines idealen Zustandes von Freyheit und üppiger Muße statt, welcher auch durch die Entfernung der Erinnerung an die Bedürfnisse und Beschränkung des wirklichen Lebens erreicht werden kann. In Herrmann

und Dorothee aber ist ein glücklicher Versuch gemacht, der Unbegränztheit der Empfindungen durch die Wahrheit des wirklichen Lebens Schranken zu setzen. Es ist hier nicht das Leben einer Welt zu finden, wo man nur Feyertage kennt, und sich mit festlicher Gemächlichkeit jedem schmeichelnden Eindrucke hingibt; es ist das Leben betriebsamer Menschen, die, dem Müssigange feind, das Schwelgen in Gefühlen nicht einmal kennen dürfen. Um aber dem Spiele der Empfindungen die geziemende Freyheit zu geben, hat der Dichter angenommen, daß diese Menschen den Wohlstand kennen; ein Umstand, durch welchen die ganze Handlung, vorzüglich aber die an ihnen wahrgenommene Ausbildung des moralischen Gefühls möglich und wahrscheinlich wird. Die Voraussetzung des Standes aber, in welchem sie leben, und dessen Verdienst rüstige Arbeitsamkeit ohne Weichlichkeit ist, gibt ihren Empfindungen einen gesetzten und männlichen Charakter, welcher der schmelzenden Zärtlichkeit gerade entgegen steht. Süße Anmuth, zärtliche Lieblichkeit findet hier wenig Platz. Die Gefühle sind stark und tief, und bieten, ohne weichliche Muße, zu Thaten die Hand. Nie ergießen sie sich in einem gemächlichen Bette in breiten Strömen; sondern sie drängen sich, in ihren lebhaftesten Momenten, in wenigen starken Strahlen hervor. Sie sind weder zärtlich, noch sanft; aber mäßig, energisch und schön.

Eine schöne Energie herrscht in der Rede Herrmanns im zweyten Gesang, welche durch die eng-

brüstigen Maximen des Apothekers hervorgelockt wird:

Nachbar, versetzte darauf der junge Herrmann mit Nachdruck,
Keineswegs denk' ich wie Ihr; und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschliessen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.

Den schönen Gesinnungen eines edeln männlichen Charakters, welche hier zu gleicher Zeit den innern geheimen Zustand eines von Liebe getroffenen Herzens verrathen sollen, ist die naive Geschichte der Liebe von Herrmanns Eltern gegenüber gestellt; eine Geschichte, welche in dem Munde der Mutter eine ganz eigenthümliche Grazie erhält:

— Wenig flüchteten wir. Ich saß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend;

Doch

Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegen einander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und du faßtest darauf mich bey der Hand an und sagtest:
Lieschen, wie kommst du hieher? geh weg! Du verbrennest die Sohlen!
(Denn

(Denn der Schutt ist heiß, er brennt mir die stärkeren Stiefeln.)
Und du hobest mich auf, und trugst mich herüber durch deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von allem geblieben.
Und du setztest mich nieder und küßtest mich, und ich verwehrt' es.
Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch Deinem Vater an seinem.
Doch ich verstand Dich nicht, bis Du zum Vater die Mutter
Schicktest, und schnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halb verbrannten Gebälkes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;
Denn mir gab *der* Tag den Gemahl, es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich Dich, Herrmann, daß Du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen Dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest zu freyn im Krieg und über den Trümmern.

Die

Die Wahrheit der Darstellung in dieser Geschichte ist ergreifend; die naive Einfalt der Empfindungen von einer ausnehmenden Herzlichkeit und Innigkeit. Die verhältnißmäßige Sparsamkeit des Ausdrucks, der Mangel an Ausbreitung und Verweilen bey der Empfindung trägt zur Verstärkung der Rührung bey. Denn sehr oft besteht die ächte Beredsamkeit der Leidenschaften weit mehr in dem was verschwiegen, als in dem was ausdrücklich gesagt wird.

Der Charakter der Liebe in diesem Gedichte ist dem Geiste des Ganzen angemessen, männlich und edel. Herrmann sucht in der Liebe das dauerhafte Glück seines Lebens, nicht einen Zeitvertreib für einige müßige Stunden. Seine Leidenschaft ist heftig, als sie hofnungslos scheint; dann wechseln, mit dem Wechsel der Umstände, freudige Hofnung, unruhige Besorgniß, wehmüthige Ahndung mit einander ab. Der Versuch, den er macht (S. 126.) Dorotheen sein Herz zu öfnen, ist nicht sentimentalisch; aber dem Charakter des Jünglings, seiner Geliebten, und, wenn wir so sagen dürfen, dem wirthschaftlichen Geiste des ganzen Gedichtes angemessen. So wird der Mann reden müssen, welcher ernstlich und zum erstenmal liebt. Er wird es nicht wagen, den Augen seiner unbefangenen, nichts ahndenden Geliebten gegenüber, den Namen seiner Empfindung auszusprechen; und, wenn es ihm noch überdieß an Gewandheit und Geschmeidigkeit fehlt, wird die wärmste

Leidenschaft sehr oft den täuschenden Schein der Gleichgültigkeit annehmen. Nicht selten werden Weiber durch diesen Schein getäuscht, da sie die Verlegenheit des Mannes niemals recht begreifen können. Denn, wie ein geistreicher Beobachter des weiblichen Herzens sagt, die Liebe wirft den Jüngling aus seinem Ich heraus unter ein anderes Ich, das Weib aber aus dem fremden in das Ihrige hinein. Das Mißverständniß, welches hieraus zwischen Herrmann und Dorotheen entspringt, ist daher auf das glücklichste und mit der größten Wahrscheinlichkeit herbeygeführt.

Herrmann löst dieses Mißverständniß nicht sogleich auf; er läßt Dorotheen eine Zeitlang in dem Wahne, daß sie von ihm zur Magd in seiner Eltern Hause geworben sey. Man hat dieses anstößig gefunden. Aber es ist einmal ganz natürlich, daß der, welcher seinen Muth in der ersten mißverstandenen Erklärung erschöpft hat, nun noch viel weniger eine zweyte wagen wird; es ist aber auch zweytens ganz und gar nicht anstößig, wenn man, wie dieses Paar, Muth genug hat, bürgerliche Niedrigkeit nicht als demüthigend anzusehn. Dorothee hat den Antrag ohne alle Empfindlichkeit angenommen. Sie findet ihn ihrer Lage angemessen, ja erwünscht; und weit entfernt, daß er ihre Heiterkeit auch nur einen Augenblick trüben sollte, bereitet sie sich, ihrer neuen Bestimmung ohne Verzug zu folgen. Herrmanns Zurückhaltung ist weder hartherzig noch undelicat. In wenigen Stunden

wird es in seiner Gewalt stehn, ein Mißverständniß zu heben, dessen Erhaltung seiner Geliebten bis dahin keinen Kummer macht, und dessen Auflösung ihr eine freudige Ueberraschung verschaffen muß.

Indessen haben wir doch gegen einen Umstand dieser Scene eine kleine Einwendung zu machen. Herrmann erblickt an Dorotheens Hand einen Verlobungsring, und dieser Anblick wird als eine Ursache seiner Zurückhaltung angegeben. Schon vorher hatte er gefürchtet, das Herz eines Mädchens von ihren Tugenden möchte nicht mehr frey seyn; jetzt muß ihm diese Vermuthung doppelt wahrscheinlich dünken; und dennoch führt er sie in seiner Elt,rn Haus, mit der Gefahr, sie nach Entdeckung seiner wahren Absichten aus demselben entfernen zu müssen. Hätte ihn nicht also dieser Umstand, weit entfernt, seine Zurückhaltung zu begünstigen, doppelt antreiben müssen, seine Sache vollkommen auf's Reine zu bringen? Wozu dient überhaupt dieser neue Knoten, dessen Auflösung am Ende des Gedichts schleppend und ohne Wirkung ist? Hat nicht sogar der Zusammenhang, in welchen Dorotheens Verlöbniß mit dem Andenken an einen ehemals begünstigten, unglücklich verlohrnen Liebhaber gebracht wird, etwas mißfälliges und hartes?

Herrmann und Dorothee treten den Weg nach der Stadt an. Keines spricht von Liebe. Dorothee fragt nach der Sinnesart der Eltern, in de-

-ren

ten Dienst sie zu treten gesonnen ist. Ein Kunstrichter, welcher ein für allemal entschlossen scheint, an dem ganzen Gedichte nichts gut zu finden, sagt bey dieser Gelegenheit: „Herrmann spreche wie ein Wirthssohn vom Wetter; Dorthee (!!) wie eine Dienstmagd, die sich des Gemüths ihrer Herrschaft schlau bemeistern wolle.“ Würde nicht die künftige Schwiegertochter die nemlichen Fragen haben thun müssen, wenn sie klug und brav seyn, wenn sie nicht die Glückseligkeit des häuslichen Lebens in das vorübergehende Spiel zärtlicher Gefühle setzen, wenn sie nicht, nach der Art junger Thörinnen, trunken von Liebe und Eigenliebe, ihre Augen so lange gegen die Zukunft verschließen wollte, bis diese unbedacht und unerwartet zur lästigen Gegenwart wird? und kann es überhaupt einen Menschen erniedrigen, wenn er, um die Zuneigung seiner künftigen Hausgenossen bekümmert, wie Dorothea fragt:

Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freyen so manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin:
Denn kennt jemand den Herrn, so kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigsten scheinen,

Und auf die er den Sinn, den festbestimmten, gesetzt hat.
Darum saget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Die Zartheit und Schonung, mit welcher Herrmann bey dieser Gelegenheit die Schwäche seines Vaters berührt, darf nicht übersehen werden, auch nicht der Umstand, daß jener Frage und ihrer Beantwortung überhaupt nur ein sehr beschränkter Raum gewidmet ist, durch welchen das Verhältniß gegen das Ganze keineswegs verletzt wird. Uebrigens ist auch diese Scene nicht leer von naiver Empfindung, die sich, ohne Schwatzhaftigkeit, in einzelnen Worten und leiser Andeutung verräth. Das einzige Wort Dorotheens:

Aber wer sagt mir nunmehr, wie soll ich Dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn, und künftig meinem Gebieter?

und Herrmanns einsylbige Antwort:

Laß Dein Herz Dir es sagen, und folg' ihm frey nur in allen.

drücken den innern Zustand der Redenden energischer aus, als die zärtlichsten Tiraden gethan hätten, die weder den Charakteren, noch der Situation — wenn man sie im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden denkt — noch dem Geiste des Gedichtes angemessen gewesen wären.

Ganz

Ganz mit dem Menschen und seiner innern Regsamkeit in einem entscheidenden Momente des Lebens beschäftigt, hat der Dichter dem Stillleben der Natur nur selten einen Blick gewidmet; aber da wo es geschehn ist, gibt er der sittlichen Natur in der sichtbaren eine interessante Begleiterinn. Folgendes Gleichniß ist eben so schön als neu:

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die schnell verschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben;
So bewegte vor Herrmann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbey, und schien dem Pfad ins Getraide zu folgen.

von einer unbeschreiblichen Anmuth und Ruhe ist das Gemälde der Scene am Brunnen:

Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beyde sich nieder des Quells. Sie beugte sich über zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte sich über.

Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling — —

Wenn uns nun in diesem Gedicht der das Ganze durchströmende männliche Geist, die sittliche Schönheit der Charaktere und die alles beherrschende Mäßigung, der größten Lobsprüche werth scheint, so können uns doch diese Vorzüge nicht gegen die Mängel verblenden, durch welche die Ansprüche desselben auf den Ruhm eines vollendeten Kunstwerkes noch bis jetzt zurückgewiesen werden. Einer derselben ist ein Mangel von Verhältniß in den einzelnen Parthien zum Ganzen. Die Beschreibung des Ganges der Mutter durch den Garten und das Feld im vierten Gesange hat, bey dem vollen Verdienste einer großen Anschaulichkeit, diesen Fehler einer unverhältnißmäßigen Ausdehnung, die bey einer Composition von so geringem Umfange nicht unbemerkt bleiben kann. Das nemliche gilt von der Rede des Apothekers im dritten Gesang, welche mit der Handlung nicht in der mindesten Verbindung steht; so wie von einem großen Theile der Rede des Hausvaters, womit derselbe Gesang eröfnet wird. Die geistreiche, poetisch-schöne und historisch-wahre Schilderung der Wirkungen, welche der Anfang und Fortgang der französischen Revolution in den Rheingegenden hervorbrachte (S. 97 — 100.), gehört eben-

ebenfalls unter die Zahl der unverhältnißmäßigen Abschweifungen, welche noch nebenbey den Fehler hat, als Antwort auf eine Frage aufgestellt zu seyn, die dadurch ganz und gar nicht beantwortet wird.

In Rücksicht auf den Ausdruck der handelnden Personen ist hin und wieder ein Mangel an Einheit fühlbar, welcher vorzüglich aus der Einmischung homerischer Redensarten entspringt. Ueberhaupt ist im Ganzen eine etwas unerwartete Nachahmung der Vossischen Sprache überall sichtbar. Auch Göthe erlaubt es sich das Beywort dem Hauptworte nachzusetzen, welches wir bey bedeutungsvolleren Beywörtern nicht tadeln möchten; denn immer gibt diese Stellung des Adjectivs, die Idee einer größern Wichtigkeit und Bedeutsamkeit; aber bey müßigen Beywörtern muß diese Freyheit noch immer bestritten werden. Von dieser Art ist S. 8. „Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg.“ S. 26. „Brachte die Schinken hervor, die schweren.“ u. a. m. Ganz fehlerhaft aber heißt es S. 11. „Die ein Haus nur verbirgt, das wohl versehene,“ wogegen sich die Grammatik geradezu auflehnt. — Eben so wie Voß hat sich Göthe erlaubt, dem Verse zu liebe, den Genitiv durch mehrere Worte von dem was ihn regiert zu trennen; eine Freyheit, von welcher unsre Leser in den angeführten Stellen mehrere Beyspiele bemerkt haben werden. Mit Mäßigung und in Fällen gebraucht, wo keine Dunkelheit und Zweydeutigkeit entstehen kann, dürfte

sie vielleicht ohne Gefahr zu den Bereicherungen der poetischen Sprache gerechnet werden können.

Aber zwey Mängel sind es vorzüglich, welche diesem Gedichte zur Last fallen, Vernachlässigung des Ausdrucks und eine oft rauhe, oft kraftlose Versifikation. — Jener ist bisweilen platt, oft verworren und dunkel. Gleich im Anfang ist es ziemlich platt, wenn es (S. 4.) heißt:

Sehr gut nimmt das Kutschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.

oder in der Rede Herrmanns S. 36.

Endlich hatt' ich im Sinn, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen
Und um die halbseiden im Sommer das Läppchen herumhängt.

oder in demselben Gesange in der Rede des Alten S. 40.

Aber denke nur nicht, Du wollest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle.

Dunkel und schielend ist die Sprache sehr oft in den spruchreichen Reden, die sich fast insgesammt mehr

mehr durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, als Schönheit, Richtigkeit und Genauigkeit der Diction auszeichnen. Die erste Rede des Apothekers S. 8. mag zur Probe dienen:

So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spatziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.

Wie schielend ist der Gegensatz in dem letzten ausnehmend lahmen Verse! **Zunächst** steht für **nächstens**, und ist also auch so viel als **künftig**; so daß demnach das letztere Wort hier willkührlich zur Bezeichnung einer entferntern Zukunft gebraucht ist. Nicht besser gesagt, und noch weit schlechter versifizirt sind folgende Zeilen S. 11.

Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehene, und die ein

Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das alles — —

Hart und sogar scheinbar widersinnig ist S. 43. folgendes:

schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein Beßrer.

Gleich darauf heißt es fast räthselhaft:

Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland.

(statt: in der Verbesserung seines Zustandes mit der Zeit fortzugehn und die Erfindungen des Auslandes zu benuzen.) Nichts weniger als klar ist S. 44. der Gedanke:

Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.

Man

Man erräth, daß es heißen soll, man erkenne die Denkungsart eines Hausbesitzers aus dem Aeußern seiner Wohnung, wie man die Weisheit und gute Regierung einer Obrigkeit nach dem äußern Anblick einer Stadt beurtheile. Aber wes Sinnes bedeutet so viel als welcher Meynung, und wird auf einzelne Fälle, nicht auf einen fortdauernden Zustand bezogen. Was soll es heißen, wenn Herrmann S. 64. sagt:

Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern?

oder gibt es einen klaren Sinn, wenn er S. 65 sagt:

Der Einzelne schadet sich selber
Der sich hingibt, wenn sich nicht alle zum Ganzen bestreben.

Es ist falsch zu sagen, den Most in die Fässer versammeln. (S. 57.) — ein Unrecht erzeigen (S. 72.) — Das Mädchen ists, das Vertriebene, die du gewählt hast. Ein Lieblingswort des Dichters ist fürwahr, welches er oft für zwar setzt. Welche Kraft es (S. 48.) in folgenden Versen haben könne, sehn wir fürwahr nicht:

Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu seyn?

Die zahlreichen Beyspiele, welche wir in anderer Absicht angeführt haben, erlauben uns, bey

dem letzten Punkte, den wir berühren wollten, der Nachlässigkeit in der Versifiation, ganz kurz zu seyn. Bey allen Freyheiten, die sich der Verfasser in Rücksicht auf die Sprache erlaubt hat, ist es ihm doch nicht gelungen, seine Verse richtig und wohlklingend zu machen. Er erlaubt sich das Bindewort und die Artikel an das Ende des Verses zu setzen; ja er trennt sogar (S. 4.) das Zeitwort — daß du milde den Sohn fort

Schicktest — —

Er erlaubt sich harte Elisionen, wie in folgendem Verse, welcher kaum über die Zunge geht (S. 100.) Das Verlohrne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste. — Sehr oft sind Worte kurz gebraucht, auf welche der Accent ganz entschieden fällt: (S. 43.) Aber der | Vater | fuhr in der | Art fort. (S. 8.) So sind die Menschen; statt So sind die Menschen. Oft fängt der Vers mit einer entschieden kurzen Sylbe an; eine Freyheit, die dem Hexaimmetristen, nach dem Beyspiele der Griechen, vielleicht bisweilen, aber gewiß nicht so oft, als in diesem Gedichte, nachgesehen werden darf. Hemistichien wie folgende (S. 147.) Die unbehauen gelegt — (S. 164.) Die unerwartet der Freund, und ähnliche, zerstören das ganze Wesen des Hexameter.

Der schleppenden, der ohne Abschnitt, oder auf lauter einsylbigen Wörtern einherkriechenden Verse wollen wir hier nicht insbesondere Erwähnung thun.

thun. Aber das können wir nicht unbemerkt lassen, daß dem Dichter sogar ein siebenfüßiger Hexameter — man erlaube uns diese contradictio in adjecto — entlaufen ist. S. 34.

Ungerecht | bleiben die | Männer | und die | Zeiten der | Liebe ver | gehen.

Das Gedicht ist in neun Gesänge getheilr, deren jeder mit dem Nahmen einer Muse benennt ist. Sehr bescheiden dürfte man diese poetische Freyheit nicht finden, vornemlich wenn man sich jenes Epigramms auf die Geschichte Herodots erinnert, welches erzählt, daß Herodot die Musen bewirthet und von jeder eines seiner Bücher zum Zeichen der Dankbarkeit erhalten habe.

XI.

Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederherstellung bis auf die neuesten Zeiten, von J. D. Fiorillo. Erster Band. die Geschichte der römischen und florentinischen Schule enthaltend. Göttingen bey Rosenbusch, 1798. (gr. 8. 472. S)

Diese Geschichte der zeichnenden Künste macht die zweyte Abtheilung in der Geschichte der Künste und Wissenschaften aus, welche von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet wird. Wir beurtheilen aber das Werk als für sich bestehend, wozu uns auch der doppelte Titel, der mit dem Buche ausgegeben wird, berechtigt.

Eine Geschichte der neuern Kunst zu schreiben, ist ein sehr verdienstliches Unternehmen: wir sind mit dem Verfasser der gegenwärtigen völlig einverstanden, daß wir noch keine besitzen, welche diesen Namen verdient.

Man kann, wie uns dünkt, die Geschichte der Mahlerey auf eine doppelte Art behandeln: ent-

entweder, man liefert eine Geschichte der Kunst selbst, oder man liefert eine Geschichte der Mahler und ihrer Werke.

Die erste würde sich nicht weiter um die Künstler, ihre Lebensumstände und ihre Werke zu bekümmern haben, als in so fern beydes auf den Wechsel im Geschmack, und auf die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Mittel zur Ausführung Einfluß gehabt hätte. Die Erfinder und Verbesserer solcher Hülfsmittel, die Schöpfer eines neuen Styls, verdienten allein die Aufmerksamkeit eines pragmatischen Geschichtschreibers dieser Art. Desto mehr würde er sich mit der Entwickelung der Verschiedenheit des Geschmacks beschäftigen müssen. Er würde sie aus der Natur der menschlichen Seele, aus dem Wesen der Kunst selbst, und aus den äußern Verhältnissen, worin sie zur Religion, zur Regierungsform, zu den Sitten einer jeden Nation, endlich zu den übrigen Künsten, und selbst zu den Wissenschaften, stehen, herleiten und zugleich sehr genau charakterisiren müssen. Ein solches Werk, von einem philosophischen Kopfe ausgeführt, würde zur Beförderung der Psychologie und der Aesthetik wichtige Beyträge liefern. Für den Kenner von Gemählden und ihrer Meister würde es aber von wenigerem Belange seyn, als eine Geschichte der Mahler und ihrer Werke.

Wer diese schreiben wollte, müßte zwar die Geschichte des Geschmacks nicht ganz aus den Augen

gen setzen; er müßte aber hauptsächlich zeigen, wie sich der Styl einer jeden Schule und eines jeden Meisters nach und nach gebildet hat: welche seiner Werke nach zuverlässigen Traditionen für die seinigen gehalten werden können; was an diesen Werken charakteristisch ist, und in welchen Stücken sich der Mahler demohngeachtet zuweilen verläugnet hat, in welchen nicht.

Der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte der Mahlerey hat diesen letzten Weg eingeschlagen. „Ich habe, (sagt er S. X. der Vorrede,) mein „Hauptaugenmerk darauf gerichtet, in dem Mahler — den Künstler zu zeigen: sein Talent und „seinen Styl zu charakterisiren, vorzüglich die „künstlerische Geschlechtsfolge, Ableitung und Verkettung der Manieren übersehen zu lassen, wie „ein Stamm sich in verschiedene Zweige getheilt „und ausgebreitet hat: wie hinwieder aus Vermischung des Charakters einer Schule und eines „Landes mit dem eines andern neue Erscheinungen „hervorgegangen sind: endlich die beständige Ebbe „und Fluth des herrschenden Zeitgeschmacks und „der Mode zu schildern."

Dieser Plan ist sehr schön: die Ausführung aber mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Sie setzt einen Mann zum voraus, der nicht blos Philosophie mit Geschmack und gewöhnlichen Kenntnissen in der Kunst verbindet; sie verlangt in der That einen Verfasser, der sich von Jugend auf mit der eigentlichen Kenntniß der Gemählde und ihrer Meister

ster abgegeben, die berühmtesten Galerien und Kabinetter in Europa studiert, und während der Ausarbeitung eines jeden Artikels die Werke des Künstlers, dessen Styl er darin charakterisirt, beständig vor Augen hat. Demohngeachtet dürfte es zu viel verlangt seyn, von einem und dem nemlichen Manne eine vollständige Geschichte aller Schulen in der Mahlerey, geschweige denn aller zeichnenden Künste, zu erwarten. Wenigstens ist dem Recensenten noch kein Kenner vorgekommen, dessen Zuverlässigkeit im Urtheile sich über mehr als eine Schule erstreckt hätte.

Herr Fiorillo hat ehemals die Gemähldesammlungen, die er gesehen hat, als Mahler studirt, nicht als Sammler, und noch weniger in der Absicht, eine Geschichte der Kunst zu schreiben. Er hat in Göttingen keine beträchtliche Gemähldesammlung, keine vollständige Kupfersammlung vor Augen, dagegen aber eine reiche Bibliothek zur Hand gehabt. Unter solchen Umständen war es unmöglich, etwas Vollständiges zu liefern. Was man erwarten kann, ist eine gute Litteratur der Kunstgeschichte, eine gesunde Kritik der Nachrichten und Urtheile, welche frühere Schriftsteller über die berühmtesten Mahler geliefert haben, und eine wohlgeordnete Darstellung genau geprüfter Thatsachen.

Ehe wir nun zur Prüfung des Werks nach diesen Forderungen übergehen, wollen wir die Leser

ser kurz mit der Einrichtung und dem Inhalte desselben bekannt machen.

Voran geht eine Einleitung über den Zustand der zeichnenden Künste im römischen Reiche von den Zeiten Constantin des Großen bis zu ihrer Wiederbelebung im 13ten Jahrhunderte, vorzüglich in Hinsicht auf die Mahlerey. Dann folgt die Geschichte der Mahlerey von ihrer Wiederbelebung bis auf die neuesten Zeiten zu Rom, und zu Florenz und in Toscana. Weiter geht dieser erste Theil nicht, und wenn der Verfasser bey allen übrigen Ländern mit eben dieser Weitläuftigkeit verfahren will, so wird er eine artige Anzahl von Bänden zusammenbringen können, ehe die Geschichte der zeichnenden Künste vollendet seyn wird.

In der Einleitung nimmt der Verfasser zwey Perioden des Verfalls des Geschmacks an. Die eine setzt er in die Zeit der ersten Kaiser: die zweyte rechnet er von Constantin an, und entwickelt die Ursachen. (S. 11 u. 12.) Er sucht sie in der Verpflanzung der Residenz nach Constantinopel: in dem den Christen zugestandenen Rechte, ihre Religion auszuüben: in den Einfällen der Barbaren ins römische Reich; in den verderblichen Zwistigkeiten zwischen der lateinischen und griechischen Kirche: in der Entstehung mehrerer Sekten und der Muhameddanischen Religion: die letzte schreibt er den Ikonoklasten zu.

Er verfolgt nunmehr diese Ursachen und ihre Wirkungen bis zu den Zeiten des Cimabue herab, und

und stellt die Nachrichten von den Schicksalen, welche die schon vorhandenen Kunstwerke des Alterthums in diesem Zeitraume erfahren haben, und die Spuren, die hin und wieder von neu verfertigten bey den Schriftstellern vorkommen, zusammen. Er behauptet, wie uns dünkt, mit vollem Rechte: daß man selbst im Occident und unter der Herrschaft barbarischer Nationen in dem dunkelsten Jahrhunderten des Mittelalters nie gänzlich aufgehört habe, die Mahlerkunst auszuüben, und daß sie keinesweges von Cimabue im dreyzehnten ganz von Neuem habe erschaffen werden müssen. Inzwischen scheint doch wohl die Kunst damahls zum Handwerke herunter gesunken gewesen zu seyn, und man vermißt sehr ungern eine nähere Bestimmung des Styls und der praktischen Kenntnisse, welche die Mahler vor Cimabue gehabt haben können.

Die Geschichte der römischen Mahlerschule behandelt der Verfasser nach folgenden Hauptepochen.

Pietro Perugino bildet eine große Schule zu zu Perugia. Sein Schüler Raphael hat neben M. Angelo eine Werkstätte und Schüler in Rom, und der Geschmack theilt sich zwischen ihnen beyden. Nach Raphaels Tode behauptet M. Angelo die Herrschaft in der Kunst ohne Nebenbuhler. Sein Geschmack steckt selbst Raphaels Schüler an, und trägt viel zum Verderben der Kunst bey. Nunmehro kommen die Manieristen auf: die Mahlerey artet in eine blos mechanische

Fertigkeit aus, und man macht Schnelligkeit in der Ausführung zum Hauptbestreben. Das Helldunkel wird matt: man bekümmert sich gar nicht um Harmonie. Barozzi und einige andere widersetzen sich vergebens diesem falschen Style. Giuseppe d'Arpino vermehrt noch das Verderben, und hinterläßt eine zahlreiche Schule. Perspektivstücke, Grotesken, Landschaften und Schlachten werden häufig gemahlt. Verschiedene Fremde lassen sich in Rom nieder, suchen die Kunst wieder empor zu bringen, und führen mancherley Arten des Geschmacks ein. Dadurch, daß sich Michael Angelo Merigi da Caravaggio näher an die Natur hält, bekömmt die manierirte Schule des Arpino den ersten Stoß. Gegen das Jahr 1600 stürzt die bolognesische Schule der Caracci völlig das Reich der Manieristen. Rom hatte seit einer Reihe von Jahren nur die beyden Extreme in der Kunst gesehen: nemlich den Arpino und seine Idealisten, den Caravaggio und seine Naturalisten. Annibale Caracci lehrt seine Methode, die Natur mit dem Ideal zu vereinigen. Unter der Regierung Pauls des Fünften öfnet man zu Rom die Augen, und die bolognesische Schule gewinnt die Oberherrschaft. Poussin wird bewundert, aber nicht nachgeahmt, und hat keinen Einfluß auf den Gang der Kunst im Ganzen. Lanfranco führt einen korrekten, aber leichten Styl ein. Andrea Sacchi macht sich berühmt. Piedro Berettini da Cortona führt einen noch leichtern Styl ein, und die Kunst artet unter seinen Nachahmern von neuen aus. Unter Urban

dem Achten bis gegen das Jahr 1680 wird Bernini Aufseher und Vertheiler aller Kunstarbeiten, und beherrscht den Geschmack in Rom. Zugleich kommen die Bambocciaten auf. Peter Laar verbreitet den Geschmack daran, und findet sehr viele Nachahmer. Sacchi stirbt 1661, Berrettini im Jahr 1670. Die Schule des ersten kömmt unter die Führung des Maratta: die des letzten hat den Ciro Ferri zum Oberhaupt. Diese beyden Schulen halten einander das Gleichgewicht, bis 1689, wo Ciro Ferri stirbt, und Maratta den Ton allgemein angibt. Marratta's Schüler verbreiten sich und die Kunst bleibt im Sinken bis auf Battoni und Mengs. Marco Benefiale macht Versuche, sich dem Strome zu widersetzen; aber vergeblich. Die französische Akademie, die 1666 zu Rom errichtet wird, hat keinen Einfluß, außer durch den Subleyras, der sich daselbst niederläßt. Von der Zeit des Battoni und Mengs an nehmen die Studien eine andere Wendung. Mengs stirbt 1779, Battoni 1787. Beyde, ohne ausgezeichnete Schüler zu hinterlassen.

Hauptepochen in der Geschichte der Toscanischen Mahlerschule. Nicola Pisano war der erste, der sich einiges Licht über die Kunst verschaffte, und demselben nachging. Auf ihn folgte Giunta aus Pisa. Guido von Siena, von dem ein Werk vom Jahr 1221 noch in der Kirche des heiligen Dominicus aufbewahrt wird. Bonaventura Belingeri ein Luccheser. Cimabue, zu Flo-

renz 1240 gebohren. Er wird von Giotto, mit dem eigentlich der italienische Geschmack anhebt, übertroffen. Masaccio verdunkelt alle seine Vorgänger durch die Grazie und den Ausdruck in seinen Gemählden. Simone Memmi von Siena mahlt die berühmte Laura. Auf ihn folgen die beyden Gaddi, Taddeo und Angelo. In Florenz legt Paolo Uccello den Grund zum Studium der Perspektiv. Sonst macht die Kunst in den Theilen, worin sie Masaccio gehoben hatte, keine beträchtliche Fortschritte, und er bleibt unübertroffen, bis die großen Meister dieser Schule erscheinen. Castagna verbreitet den Gebrauch der Oel-Mahlerey. Um das Jahr 1480 wird aus Toscana eine Colonie von Mahlern zu Sixtus den Vierten geschickt, um die große Sixtinische Kapelle auszuschmücken. Ghirlandajo zeichnet sich darunter aus. Er verbannt die goldnen Zierrathen aus den Gemählden. Mit da Vinci fängt die eigentliche florentinische Schule an. Er ist der erste, der nach dem Beyspiele des Leon Batista Alberti die Regeln der Kunst festzusetzen sucht, welchen sich M. Angelo nicht unterwerfen will noch kann. Eifersucht und Feindschaft zwischen diesen großen Männern.

Leonardo da Vinci geht nach Mayland, und stiftet dort eine Schule. M. Angelo führt den übermäßigen Gebrauch der Anatomie in der Mahlerey ein. In seiner frühern Periode blühen Andrea del Sarto, Rosso, und andere. Das jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle wird im

Jahr

Jahr 1541 zu Ende gebracht. Er bekömmt viele Nachahmer, unter denen Giorgio Vasari eine große Schule bildet. M. Angelo bleibt noch immer Muster der Florentiner, bis um das Jahr 1580 Ludovico Cigoli und Gregorio Pagani die Kunst durch einen neuen Geist beleben. Sie beobachten die Natur fleißiger, und bemühen sich, einen bessern Geschmack im Helldunkel einzuführen. Sie finden Nachfolger am Domenico Passignani, Cristoforo Allori, Andrea Comodi, Domenico Feti, u. a. In diese Zeit gehört auch Giovanni von S. Giovanni, ein guter Frescomahler, aber sonst fantastisch. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts blüht Pietro von Cortona. In Rom findet der Geschmack, den er aufbringt, einigen Widerstand: in Florenz wird er allgemein angenommen, und breitet sich in der Folge auch in Rom aus. Sein bester Schüler ist Ciro Ferri. Die Leichtigkeit des Cortona artet in Nachlässigkeit, und seine geschmackvolle Anordnung in Affektation aus. Antonio Gabbiani, Schüler des Ciro Ferri, behauptet noch am meisten von den Vorzügen seiner Vorgänger. Mit ihm nimmt die Florentinische Schule ein Ende.

Dieß ist ungefähr der Plan, nach dem die Geschichte behandelt ist, und wovon der Verfasser selbst am Ende eine Uebersicht geliefert hat. Ausserdem hat er noch in einem Anhange zur Geschichte der römischen Schule, über die römische Mosaik und über die Mahler-Akademie des heiligen Lukas

in Rom Nachrichten geliefert. Am Ende der Geschichte der Mahlerey in Toskana findet man die Litteratur der florentinischen Kunstgeschichte und in einem Anhange Nachrichten von der Brüderschaft des heiligen Lukas und der Akademie der zeichnenden Künste zu Florenz; ferner, von der florentinischen Mosaik, Lavoro di Commesso genannt: endlich von einigen florentinischen Erfindungen, die Steinschneiderey, Steinmahlerey und Wachsarbeiten betreffend.

Wir wollen jetzt unsre Gedanken über den Plan und die gewählte Ordnung im Vortrage hierher setzen, und uns dann noch einige Bemerkungen über das Einzelne erlauben.

Wir können die Eintheilung der Geschichte der Mahlerey nach Städten und Ländern unmöglich billigen. Man sieht, Herr Fiorillo hat dabey die Absicht gehabt, auf die Veränderungen im Geschmack eines jeden Landes aufmerksam zu machen. Allein nach dem Plane, den er gewählt hatte, die Geschichte der Mahler und ihrer Werke zu liefern, mußte diese Absicht der weit wichtigern untergeordnet seyn, die Veränderungen im Geschmack aller Schulen, und wie er in der angeführten Stelle in der Vorrede sehr richtig sagt, die künstlerische Geschlechtsfolge, Ableitung und Verkettung der Manieren, wie besonders aus Vermischung des Charakters einer Schule und eines Landes mit dem eines andern neue Erscheinungen hervorgegangen sind, übersehen zu lassen. Dieß kann unsrer

unsrer Meynung nach nicht bequem geschehen, wenn man die vom Verfasser gewählte Ordnung beybehält. Er sagt selbst: (S. 388.) ein Künstler, der allgemein würkt, gehört der gesammten Geschichte der Mahlerey, nicht blos der Geschichte einer einzelnen Schule an. Dieß ist aber der Fall mit allen Meistern, die auch außer ihrem Vaterlande Celebrität erhalten haben.

Unserer Einsicht nach hätte der Verfasser seine erste Rücksicht diese seyn lassen müssen, den Gang, den die Kunst im Ganzen genommen hat, darzustellen, und ihr die Geschichte des Geschmacks in jedem besondern Lande unterordnen sollen. Nach diesem Plane würde er mit den Neugriechischen, Italienischen, Deutschen und Flamländischen Meistern bis zu den Zeiten des Cimabue, (oder vielleicht besser des Giotto, oder gar des Masaccio,) den Anfang gemacht haben. Dann wäre er zu den Perugino, Mantegna, Bellini, u. s. w. übergegangen, hätte ferner die L. da Vinci, M. Angelo, Raphael, Correggio, Tizian, Albert Dürer, u. s. w. neben einander gestellet: würde die Manieristen, welche in allen Schulen auf diese großen Meister gefolgt sind, nach ihren verschiedenen Abartungen aufgeführt haben: Auf diese hätte er die Naturalisten unter der Fahne des Carravaggio und verschiedener Niederländer folgen lassen: hätte dann den Einfluß der Bolognesischen Schule geschildert: würde uns darauf mit Manieristen einer andern Art, mit Pietro da Cortona, Rubens,

u. s. w. bekannt gemacht haben, und hätte zuletzt mit Mengs geschlossen. Bey dieser Darstellung hätte sich demohngeachtet Gelegenheit genug dargeboten, die Schicksale und Meister einer jeden besondern Schule der allgemeinen Kunstgeschichte mit anzureihen. So wie die Sache hier vorliegt, ist es sehr schwer, diese letzte zu übersehen. Es hat ohnehin die Methode des Verfassers die Unbequemlichkeit, daß Hauptdata, die zur Beurtheilung einer jeden Schule zu wissen nöthig sind, erst bey der Geschichte der folgenden ausgeführt werden können: daß der Verfasser die nämlichen Dinge wiederholen muß: endlich, was sehr wichtig ist, daß manche Mahler, die sich gar nicht in denen in diesem Theile abgehandelten Schulen gebildet haben, unter dieser aufgeführt stehen, und daß wieder andere, die offenbar hierher gehören, ausgelassen sind. Tibaldi muß z. B. zu den vorzüglichsten Schülern des M. Angelo gerechnet werden: N. Poussin gehört ganz zur römischen Schule. Dagegen sehen wir nicht ein, wie Römer, welche der florentinischen Schule gefolgt sind, blos ihres Geburtsortes wegen zur römischen gezählt werden mögen.

Eben dieß hat, wie wir glauben, den Verfasser an einem allgemeineren Blick bey Festsetzung der Hauptepochen in der Kunst gehindert. Hätte er mehr auf das Ganze Rücksicht genommen, so würde er vielleicht gefunden haben, daß der Wachsthum, das Sinken, das Wiederemporsteigen, und Wiedersinken des Geschmacks von ziemlich regulai-

ren,

ren, und beynahe in allen Schulen gleichförmigen Gesetzen abhängt. Er würde dann die Hauptepochen auf eine geringere Zahl reducirt, und vielleicht gefunden haben, daß überall auf Rohheit steife Regularität, auf diese Wahrheit, dann guter Geschmack, dann Abentheuerlichkeit und mechanische Fertigkeit, dann wieder gemeine Natur, dann vernünftige Auswahl und Zusammensetzung der Vorzüge der Vorgänger, endlich Sinnen-Blendwerk, und zuletzt ein ohnmächtiges Bestreben folgt, Wahrheit und guten Geschmack wieder einzuführen, das wohl gar bis zur steifen Regularität zurückgetrieben wird.

Doch wir sind weit entfernt, dem Verfasser diese letzte Ansicht, (die vielleicht nur dem Recensenten eigen ist,) aufzudringen, und bleiben nur dabey stehen, seine Methode im Vortrage zu mißbilligen. Uebrigens können wir ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er seine Vorgänger sämmtlich darin übertroffen hat, daß die Zeitfolge, worin die Meister hinter einander erschienen sind, beobachtet, und die allmähligen Veränderungen im Geschmack an jedem Orte richtig angegeben sind. Nur sollte er diese Veränderungen nicht der Schule als solcher, sondern dem Orte beylegen, wo die Einwohner an gewissen Manieren Gefallen gefunden haben. Denn die römische Schule hat entweder den Styl des Pietro da Cortona nicht angenommen, oder sie hat aufgehört eine eigene Schule auszumachen.

So viel über den Plan im Ganzen: über den Gedanken des Werks. Der Disposition der einzelnen Partien fehlt es an Haltung. Gleich die Einleitung ist zu weitläuftig, und die Erörterung über das Mahlertalent des heiligen Lukas unverhältnißmäßig lang gerathen (von S. 47 — 53.). Dann ist der Verfasser wohl nicht immer seinem in der Vorrede geäußerten Vorsatze treu geblieben, die Gränzen, wo sich der Biograph und der Kritiker von dem Geschichtsschreiber scheiden, zu beobachten. Schon der Artikel über Raphael enthält darüber mehrere Proben, und in der Folge zeigen sie sich noch häufiger. Wir wissen auch nicht, ob Kritiken einzelner Gemählde in eine Geschichte der Mahler gehören: wenigstens müßten es dann keine andre als solche seyn, die unmittelbar zur Kenntniß des Styls des Meisters dienen können. Aber auf Widerlegung der Urtheile anderer Kritiker kann sich der Geschichtschreiber nicht einlassen, und er sollte es am wenigsten thun, wenn er so, wie es hier dem Verfasser wiederfahren ist, seine Gegner nicht einmal versteht.

Ueberhaupt fehlt es dem Verfasser an dem Talente einer guten und zweckmäßigen Darstellung. Er hält sich zu oft bey Erörterungen von Nebendingen und Prüfung einzelner Umstände auf, die auf den Gang der Kunst gar keinen Einfluß gehabt haben. Wozu z. B. die Anzeige der Schriften, welche Raphael, M. Angelo und die Zuccheri geliefert haben? Wozu die weitläuftige Dissertation über den

Mei-

Meister, der Laura's Bildniß gemahlt hat? Wie viel kürzer hätte sich der Verfasser über so manchen Künstler fassen können, der kaum dem Namen nach bekannt ist! Und wie hätte er dafür die berühmteren mehr herausheben sollen!

Was man am mehresten zu finden gewünscht haben würde, wäre wohl eine genaue Analyse des Styls der verschiedenen Schulen. Wenigstens hätte der Verfasser dasjenige, was ihm darunter von Andern vorgearbeitet ist, sorgfältiger nutzen können. Aber in diesem Punkte wird man nicht befriedigt. Man kann inzwischen dem Verfasser in seinen Urtheilen nicht sowohl Unrichtigkeit als Unbestimmtheit vorwerfen. Bey dergleichen Charakterisirungen, woraus man den Styl einer Schule oder eines Meisters kennen lernen will, ist es sehr nützlich, in ein genaues Detail zu gehen. Allgemeine Ausdrücke sind hier so gut wie gar nichts werth.

In Ansehung der Nachrichten von den Lebensumständen der Mahler und den Schicksalen der Kunst war dem Verfasser in diesem Theile sehr gut durch Lanzi (la Storia pittorica della Italia inferiore) vorgearbeitet, und er hat wohlgethan, ihm in den mehresten Stücken zu folgen. Doch hat er auch Manches aus seiner eigenen Litteratur ergänzt. Historische Unrichtigkeiten sind Recensenten nicht aufgestoßen. Inzwischen gesteht er gern, daß er nur die Artikel der merkwürdigsten

Mah-

Mahler in dieser Absicht geprüft hat. Die historische Genauigkeit in Ansehung der minder berühmten muß sich bey einem so weitläuftigen Werke erst bey dem Gebrauche in einzelnen Fällen ergeben.

Es ist Schade, daß der Verfasser den deutschen Styl nicht in seiner Gewalt gehabt hat. Sein Freund, Herr A. W. Schlegel, hat zwar die Handschrift vor dem Drucke nachgesehn, wie er selbst in der Vorrede anführt; aber es sind doch mehrere Sprachfehler und ganz undeutsche Wendungen stehen geblieben.

Wir wollen nun noch einige Bemerkungen über das Detail beybringen.

Wir haben schon bemerkt, daß eine genauere Charakterisirung der Mahler vor dem Cimabue fehlt. Wir vermissen zugleich eine Nachricht von den Hülfsmitteln, deren sich jene ältern Meister zur Ausführung ihrer Werke an Farben, Firnissen, und dergl. bedient haben.

Raphael ist nach Mengs charakterisirt; inzwischen hat der Verfasser seinen Vorgänger nicht völlig gefaßt. So kann man wohl nicht sagen, daß Raphael das einfache und natürliche Helldunkel, nicht aber das idealische gekannt habe. Denn wenn man unter Helldunkel noch etwas anders versteht, als die Rundung der Figuren durch Licht und Schatten, so werden die Luft-Perspektiv, welche Raphael nach des Verfassers eigenem Zeugnisse nicht verstanden hat, so wie die Reflexe, die

er

er selten angab, nicht zu dem blos Idealischen des Helldunkeln gerechnet werden mögen. Ausdrücke, wie diese: „in dem Gemählde der Theologie ist „viel Wechsel: in der Schule von Athen ist die „Farbengebung noch nicht völlig von einer gewissen „Verworrenheit frey: er würde sich der hellen Tü„cher entwohnt haben,“ sind völlig unverständlich, und müssen wohl dem Mangel an Sprachkenntniß des Verfassers zugeschrieben werden.

Wenn S. 119 und 120 behauptet wird, daß die Bewegung der Hände das einzige Mittel sey, dasjenige errathen zu lassen, was vor und nach dem Augenblicke der dargestellten Handlung geschehen ist und geschehen soll, so können wir darunter dem Verfasser nicht beytreten. Es ist bekannt genug, und auch von Mengs ausgeführt, daß schon der Wurf der Gewänder die Lage anzeigen kann, welche die Falten vor der jetzigen Bewegung des Körpers gehabt haben und wieder nehmen werden. Wie viel mehr findet dieß bey dem Mienenspiele und der Stellung des Körpers Statt!

Federico Baroccio wird S. 145 gegen das Urtheil des Herrn von Ramdohr in seinem Werke: über Mahlerey und Bildhauerarbeit in Rom, in Schutz genommen. Wir wollen hier des letztern Vertheidigung nicht übernehmen, müssen aber doch bemerken, daß dem Baroccio noch wohl ein Mehreres als eine blos fehlerhafte Behandlung des Lichts und Schattens und ein unvorsichtiger Gebrauch des Oels vorzuwerfen seyn dürfte. Er war inkorrekt in der

Zeich-

Zeichnung, und man kann gewiß nicht von ihm sagen, er sey nicht manierirt gewesen. Das war er allerdings, aber auf eine andere Art, wie die Zuccheri. Er ahmte den Styl des Corregio nach.

Die Abhandlung über den Begriff des Manierirten, S. 152. gehört nicht hierher, und dürfte auch wenig Leser befriedigen, wenn gleich die Grundsätze an sich nicht unrichtig sind. Styl, Methode, Eigenthümlichkeit in der Ansicht und Ausführung hat jeder Meister in seiner Kunst, und wer sie nicht hat, ist ein Stümper. Wer aber mehr auf Leichtigkeit in der Ausführung und auf die Würkung bey dem Zuschauer, als auf die Wahrheit und Zweckmäßigkeit seines Werks, bey der gewählten Methode, Rücksicht nimmt, der hat eine Manier.

Der Verfasser legt, wie es uns scheint, mehr Werth auf den Andreas Sacchi, S. 176, als er, unserer Einsicht nach, verdient. Eine vortrefliche ausdrucksvolle Zeichnung kann man ihm wohl nicht beylegen.

Warum S. 178 in der Note das Wort: Contrapost, das gewöhnlich von den Stellungen gebraucht wird, auf das mit Wahl und Kunst hervorgebrachte Helldunkel zur Unterscheidung von der zufälligen, aber doch mit Geschmack geleiteten Beleuchtung, welche der Verfasser Contrast nennen will, ausgedehnt werden soll, sehen wir nicht ein.

Ohne-

Ohnehin wird mit diesem Namen nicht selten ein Fehler bezeichnet, in den diejenigen Künstler verfallen sind, die ihren Figuren verzerrte Stellungen gegeben haben.

Schwerlich dürfte Carlo Maratta von dem Vorwurfe, den Geschmack wieder verdorben zu haben, frey gesprochen werden können, wie dieß S. 185 geschieht. Der Styl dieses Künstlers ist aber auch auf keine befriedigende Art angegeben.

Vom Sassoferrato sagt der Verfasser S. 191: er arbeitete nur im Kleinen. Dieser Ausdruck ist unrichtig. Er mahlte Figuren in Lebensgröße, aber gemeiniglich nur einzeln und auf halben Leib. Mit Carlo Dolci hat er nicht die mindeste Aehnlichkeit: mehr mit Guido Rheni. Der Verfasser hält ihn mit Lanzi für einen Schüler dieses Meisters und des Albani.

Der Verfall der Kunst durch Bernini's Einfluß, S. 215, ist richtig angegeben; aber die Ursachen, welche dem höchst verdorbenen Geschmack dieses Meisters so viel Eingang verschafften, sind nicht entwickelt.

Mit Recht nimmt sich der Verfasser S. 220 des Battoni gegen seine Verkleinerer an; inzwischen bleibt es doch gewiß, daß er mehr unsre Aufmerksamkeit durch die Betrachtung dessen, was er hätte werden können, als dessen, was er wirklich geworden ist, verdient.

Das

Das Urtheil über Mengs S. 235 ist sehr wahr, und die Ideal-Epidemie unter den Kunstkennern in Deutschland, die ihm und Winkelmann zugeschrieben wird, ist ein glücklicher Ausdruck.

S. 237 findet man einen Ausfall gegen Herrn von Ramdohr, dessen Worte aber von dem Verfasser nicht verstanden sind. Herr von Ramdohr verlangt nicht, daß keine Bildnisse in historischen Gemählden angebracht werden sollen, sondern er will nur, daß man ihnen nicht sogleich ansehen soll, daß es Bildnisse sind, weil sie keinen Antheil an der Handlung nehmen, und zu individuell und isolirt erscheinen.

Die übrigen Bemerkungen über des Herrn von Ramdohr Kritik des Plafonds in der Villa Albani werden gleichfalls ihr Gewicht verlieren, wenn man dessen Buch mit der von dem Verfasser daraus gezogenen Stelle vergleicht. Herr von Ramdohr hat den Vorschlag, den Cardinal mit den Musen zusammen darzustellen, nur mit dem sehr bedeutenden Worte: allenfalls, vorgebracht, und dann sehen wir nicht ein, warum dieser Cardinal gerade mit allen Gebrechlichkeiten des Alters hätte vorgestellt werden sollen.

S. 239 wird Mengs vertheidigt, daß er den Gesichtspunkt des Plafond-Stücks in der Kirche des heil. Eusebius an der Thüre angenommen habe. Wir müssen darunter dem Verfasser seinen eigenen Geschmack lassen.

Wir

Was der Verfasser S. 281 mit den Worten: „in der Färbung des Fleisches bemerkt man „wenig Helldunkel," sagen will, verstehen wir nicht. Ueberhaupt scheint er mit seinen Begriffen über diesen Theil der Kunst nicht auf's Reine zu seyn.

Daß Leonardo da Vinci keine bestimmte Manier gehabt haben sollte, wie S. 299 behauptet wird, mögten wir nicht sagen, wenn darunter so viel als Styl verstanden werden soll. Leonardo da Vinci ist noch dazu nicht ganz frey von dem Fehler des Manierirten, und gewiß leichter als mancher andrer Künstler wieder zu erkennen.

Eben daselbst werden zwey Stücke dieses Meisters in der Churfürstl. Gallerie angeführt. Es muß hinzugefügt werden: zu Dresden.

Die Nachricht (S. 315.) daß Raphael die Werke des Fra Bartolomeo im Pallast Monte Cavallo geendigt habe, ist uns neu gewesen, und wir müssen sie auch bis dahin, daß wir die Quelle wissen, woraus sie genommen worden, bezweifeln.

Der sogenannte Kirchen-Styl in der Mahlerey hätte wohl verdient näher bemerkt zu werden.

Bey den florentinischen Meistern hat sich der Verfasser ein wenig zu lange aufgehalten: wahrscheinlich, weil Lanzi ihm hier am mehrsten vorgearbeitet hatte.

Dem M. Angelo läßt sich gewiß mehr zur Last legen, als blos der Misbrauch der Anatomie.

Salviati (S. 395) war ein ganz anderer Mann als Vasari, und ist besonders in Rücksicht des Colorits mit ihm nicht zu vergleichen. Es hätte angeführt werden müssen, daß dieser Künstler sich in diesem Theile der Kunst in Venedig gebildet hatte.

S. 434 greift der Verfasser den Mengs in seinem Urtheile über Pietro da Cortona an, ohne ihn zu verstehen.

Es giebt eine doppelte Art der Zusammensetzung: die eine entwirft den Gedanken des Gemähldes: die andere ordnet dessen einzelne Theile an. Das erste nennt man erfinden: das zweyte eigentlich zusammensetzen oder anordnen. Wenn man nun bey dem letztern mehr darauf Rücksicht nimmt, wie die Theile des Gemäldes zu einander stehen, als, was das Werk bedeuten soll, so ist dieß eine frostige Sache für den Einsichtsvollen, wie Mengs ganz richtig sagt, und blos eine Zusammensetzung für den Effekt, wie er sie nennt. Sieht man aber bey der Anordnung mehr auf die Bedeutung des Werks, auf die zweckmäßigste Darstellung des Gedankens, so ist dieß eine ausdrucksvolle Anordnung, wie sie Mengs nennt. Es verräth Unwissenheit in den allergewöhnlichsten Ausdrücken der Kunstsprache, wenn man die Worte: „P. da Cortona trennte die Erfindung von der Zu„sam-

„sammensetzung,“ nicht versteht. Mengs konnte diesem Meister auch sehr wohl eine gewisse vaghezza, Annehmlichkeit und Leichtigkeit in der Ausführung, und doch zugleich Frost in der Erfindung und im Ausdrucke beylegen. Wenn übrigens Mengs von der Symmetrie spricht, die vor dem P. da Cortona in der Anordnung beobachtet wurde, so will er damit so viel sagen: daß man vor diesem Meister die Figuren und Gruppen regulairer ordnete, und sich der Symmetrie mehr näherte, daß hingegen Cortona sich seinem wilden Feuer, und der Bemühung, dieß durch eine gewisse Unordnung in seinen Compositionen auszudrücken, und den Zuschauer dadurch anzustecken, überlassen habe.

Wir schließen hiermit unsre Bemerkungen über ein Werk, das freylich durch seine chronologische Ordnung, bessere kritische Nachrichten von den Lebensumständen der Künstler, zweckmäßigere Zusammenstellung der Lehrer mit den Schülern, und endlich durch Verbindung der Kunstgeschichte mit der politischen, seine Vorgänger übertrifft, aber bey weitem doch die Wünsche, und selbst die Forderungen des Kenners nicht befriedigen mag.

XII.

Principales figures de la Mythologie exécutées en taille-douce, d'après les pierres gravées antiques qui appartenaient autrefois au Baron de Stosch etc. *quatrième Livraison.* Publiée à Nuremberg par Jean Fréderic Frauenholz, 1797.

Abbildungen aegyptischer, griechischer und römischer Gottheiten, mit mythologischen und artistischen Erläuterungen. *Vierte Lieferung.* Hiebey ein allgemeiner Titel:

Auswahl vorzüglicher Gemmen aus derjenigen Sammlung, die ehmahls der Baron Philipp von Stosch besafs, die sich jetzt aber in dem kön. Preussischen Cabinette befindet. Mit mythologischen und artistischen Erläuterungen begleitet von *Friedrich Schlichtegroll. Erster Band.* Nürnberg, 1797.

Mit dieser Lieferung ist der erste Band eines Werks beschlossen, dessen schönes Aeußere und geschmackvolle Bearbeitung der deutschen Kunst zur

Ehre

Ehre gereicht. Der Verfasser des Commentars, Herr Prof. Schlichtegroll, hat ihn mit einer Vorrede begleitet, in welcher er noch einmal an den Zweck des Unternehmens erinnert, und das, was bisher geleistet worden, zugleich anführt. Dieser erste Band enthält neun und vierzig Abbildungen, welche sämmtlich aus den beyden ersten Abtheilungen der Stoschischen Sammlung genommen sind. Alle stellen Gottheiten oder Gegenstände, die sich auf die Geschichte und den Charakter der Gottheiten beziehen, vor. Diejenigen Gottheiten, welche noch rückständig sind, werden in einem zweyten Bande geliefert werden, dem vielleicht noch eine Auswahl anderer vorzüglicher Gemmen folgen wird, wenn sich die Theilnahme des Publikums an diesem Werke vermehren sollte, das unter allzu ungünstigen Umständen erschien, als daß es die für die Beförderung ächter Kunst so eifrig bemühte Verlagshandlung für die aufgewendeten Kosten und Mühe hinlänglich hätte entschädigen können. Da indeß die erste und zweyte Klasse der Stoschischen Sammlung, in denen die eigentlich mythologischen Gemmen enthalten sind, ein für sich bestehendes Ganze ausmachen: so kann das Werk auch dann schon für vollendet angesehen werden, wenn es sich mit dem zweyten Bande schließen sollte.

Der vor uns liegende Heft fängt mit einigen Abbildungen an, welche sich auf die Mythologie der Ceres beziehn. Eine gedrängte Geschichte der Göttin eröfnet den Commentar, auf welche die Er-

klärung der einzelnen Vorstellungen folgt. Auf der ersten (XXXVII.) sieht man eine weibliche Figur, mit einer Sichel in der Rechten, einem muntern Pferde an der linken Hand. Unter den Vorderfüßen des Pferdes erhebt sich eine Schlange. Die Zeichnung des Pferdes und die Vollendung des Schnittes ist bewunderswürdig. Man erkennt in der weiblichen Figur eine Ceres, welche den Arion führt. Dieses schnelle Pferd, ein Kind der genannten Göttin und des Neptun, gehört dem Pausanias zu Folge S. 649. f. zu den Arcadischen Fabeln, und seine Geschichte ist vielleicht von den Verfassern der Thebaiden ausgebildet worden. In der Geschichte der Belagerung von Theben kömmt es unter den Pferden des Anführers der Argiver Adrastus vor. (Apollodor. L. III. 6, 8.) Aber Antimachus kannte die fabelhafte Geburt dieses Pferdes aus den Umarmungen des Poseidon nicht. Ihm war es ein Kind der Erde, das von selbst aus ihrem Schooße bey dem Tempel des Oncäischen Apoll hervorgegangen war. (S. Antimachi Reliquiae S. 65.) Einen göttlichen Ursprung, unbestimmt welchen? gibt ihm der Verfasser des Ilias ψ. 347. Arion scheint also in der Fabel das erste Pferd gewesen zu seyn. Einige ließen es aus der Erde geboren werden — es war ein αὐτόχθων — und also, da die Erde oft mit der Person der Demeter verwechselt wird, ein Kind der Ceres. Aber nicht die Erde allein war an wunderbaren Gestalten fruchtbar: auch das Meer brachte deren hervor. (s. Eurip. Hippol. 1213.)

Andere

Andere ließen also das Pferd vom Neptun geschaffen werden; wenn man nicht vielleicht diese Fabel auf die Einführung der Pferde über das Meer her deuten muß. Beyde Fabeln sind vielleicht in der Folge vereinigt worden, und es ist wenigstens wahrscheinlich, daß der seltsame Mythus von einer Begattung Neptuns mit der in eine Stutte verwandelten Ceres jünger als Antimachus sey. — Auch die Schlange, welche sich unter der Brust des Pferdes erhebt, ist ein Kind der Erde, und oft ein Attribut der Göttin des Ackerbaues. — Tab. XXXVIII. Ceres mit dem Füllhorn im Arm und einigen Aehren in der Hand sitzt auf einem mit zwey Elephanten bespannten Wagen, deren jeder eine weibliche Figur trägt. Mit dem größten Rechte vermuthet Winkelmann, daß hier die Gemahlin irgend eines römischen Kaisers in dem Costum einer Ceres vorgestellt sey. Herr S. unterstützt diese Muthmaßung mit mehrern Beyspielen von ähnlichen Vorstellungen. An dem Wagen erblickt man tanzende Genien, die durch ein Blumengewinde verbunden sind. — Tab. XXXIX. Ceres erscheint einem Ackermann, der mit zwey Stieren pflügt, und reicht ihm Kornähren dar. Raspe (in Tassie's Catalog. nr. 1973.) ist ungewiß, ob die in der Höhe stehende Figur eine Ceres oder ein Triptolem sey. Herr S. glaubt indeß auf dem Abdrucke des Steines, der Kleinheit des Steines ungeachtet, eine weibliche Gestalt zu erkennen; aber eine Wolke, auf welcher Ceres schwebt, und eine Schlange, die sich unter den Füßen des

Ackermanns krümmt, scheinen Zusatz des Zeichners zu seyn. Ist der Ackermann ein Triptolemus, so möchte auch der Bart und das Alter desselben für eine Ausschmückung des Zeichners gelten können. Die berühmte attische Fabel des Triptolemus und seiner Reisen hat ganz kürzlich durch die vortreflichen Untersuchungen, welche Herr C. R. Böttiger in dem IIten Stücke der Vasengemälde über dieselbe anstellt, vielfältige Aufklärungen erhalten. Daß Triptolemus, wie Herr S. äußert, wirklich eine historische Person sey, dürfte man vielleicht bezweifeln, da wenigstens sein Nahme (von τρὶς und πολέω ter verso agrum s. Goguet Origine des Lois. T. II. p. 351. not. c.) auf Erdichtung zu deuten scheint. —

Hierauf folgen vier Vorstellungen, welche sich auf die Diana und die Jagd beziehen. Tab. XL. Die nackte Göttin, — κρύπτουσ' ἃ κρύπτειν ὄμματ' ἀρσένων χρεών — steht dem Actäon gegenüber, der über einem Felsen hervorsieht und schon durch das Hirschgeweih charakterisirt wird. Dieser berühmten Thebanischen Fabel setzten die Athenienser, wie es scheint, die Fabel von der badenden Minerva entgegen, welche den Tiresias blendete. — Der Commentar bemerkt, daß auf dem Steine nur die Figur der Diana ausgeführt sey. Actäon und der Fels sind nur angedeutet. — Tab. XLI. Diana mit Bogen und Köcher, und der Fackel in der rechten Hand. Sie ist im Laufen begriffen. Das Gewand flattert an einigen

Stellen,

Stellen, um die schönsten Theile aber legt es sich knapp genug an, um die ganze Rundung des Gliedes sehen zu lassen. Etwas ungewöhnliches bemerkt man an dem Kopfputze. An dem Hintertheile des Kopfes erheben sich über dem Bande, welches die Haare zusammenhält, drey Locken von seltener Form. Das Gewand geht bis auf die Knöchel herab, während die jagende Diana sonst gewöhnlich mit aufgeschürztem Gewande vorgestellt wird. — Tab. XLII. Diana auf einem zweyspännigen Wagen. Eine sehr große und schöne Gemme, um welche eine Schlange läuft, die sich in den Schwanz beißt. Raspe glaubt, daß diese Schlange den jährlichen Umlauf des Mondes bezeichne. — Tab. XLIII. Ein Jagdstück. Ein Jäger zu Pferde kämpft mit einem Löwen. Das Pferd liegt auf den Knien, und der Löwe steht auf den Hinterbeinen, indem er mit den Vordertatzen den Speer umklammert, den ihm der Reiter in den Rachen zu stoßen bemüht ist. Hierdurch werden die Figuren vortreflich gruppirt. — Tab. XLIV. Der Kopf eines Jünglings mit phrygischer Mütze; an beyden Schultern ragt eine Spitze des Mondes hervor. Man pflegt diese Figur, auf das Ansehn des Spartianus (Vita Caracallae. c. VII. s. Salmas. Scr. H. A. T. I. 719. f.) einen Deum Lunum zu nennen. Sie kömmt öftrer mit der beygesetzten Zuschrift Μὴν vor. Eine schöne Münze von Antiochus Dionysus befindet sich in dem Cabinet des Herzogs von Gotha, wo Lunus den halben Mond auf der Schulter und um

die phrygische Mütze ein mit Sternen besäetes Diadem hat. Herr S. führt hier gelegentlich dasjenige an, was man in neuern Zeiten zur Bestreitung und Bestätigung jener Deutung von einem Deus Lunus vorgebracht hat. — Tab. XLV. Ein nackter Jüngling mit Bogen und Pfeil, welcher ein aufrecht stehendes, gleichsam tanzendes Reh, an einem Vorderbeine hält. Man hält diese Figur für einen Endymion. Es scheint uns ziemlich willkührlich zu seyn, welchen Nahmen man ihr geben mag. — Tab. XLVI. Eine weibliche Figur mit fliegendem Haar, in langem Gewande und mit einem Dolche in der Hand. Winkelmann vermuthet, daß es eine Furie sey, ohne doch dieser Meynung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beyzulegen. Raspe und Herr Pr. S. treten dieser Vermuthung bey. Der letztere bemerkt noch, daß der Zeichner die Figur veredelt habe. Der Dolch, den sie in der Hand hält, scheint uns der Deutung, daß der Künstler eine Furie habe vorstellen wollen, im Wege zu seyn. Wir würden sie lieber für eine Medea halten. Diese pflegt gerade ein solches Gewehr ganz gewöhnlich zu führen. (S. Böttiger in den Vasengemälden II. Stück. S. 168. f.) Man denke sie sich in dem Augenblick, wo sie in das Haus eilt, ihre Kinder zu ermorden. Vergl. Epigr. ἀδεσπ. CCCII. Anal. V. P. T. III. p. 215. In der Beschreibung der Medea von Callistratus Stat. XIII. S. 906. finden wir nicht nur χεῖρα ξιφηφόρον, die bewaffnete Hand, sondern sogar auch das strau-

bige

bige Haar (ἠμελημένη θρὶξ. τὸ αὐχμηρὸν ἐπισημαίνουσα) und den eilenden Gang (ἐπὶ τὸ μίασμα σπεύδουσα). — Tab. XLVII. Eine nackte weibliche Figur von großer Schönheit, welche auf einer Maske sitzt. Mit der linken hält sie den Rocken, indem sie den Faden mit der Rechten auszieht. Hinter ihr steckt ein anderer Rocken in der Erde. Vor ihr steht eine Maske, deren Gesicht gegen das ihrige gerichtet ist. Ohne Zweifel die Vorstellung einer Parze, die das irrige Bild, welches man sich von der Gestalt dieser Göttinnen zu machen pflegt, vollkommen widerlegt. Die komische und tragische Maske deutet Herr Prof. Schl. auf die fröhlichen und traurigen Schicksale der Menschen; indem er doch eingesteht, daß Winkelmanns Auslegung (die Parze entscheide über die Schicksale der Helden, deren Symbol die tragische Maske ist, eben so, wie über die Schicksale der gewöhnlichen Sterblichen, deren Privatleben durch die komische Maske angezeigt wird) mehr mit dem Geiste des Alterthums übereinzustimmen scheine. Die beyden Rocken deutet der Commentator sinnreich auf die Freuden und Leiden der Menschen, so daß jeder Rocken den Stoff zu einem von beyden enthielte. Dann würde die Parze, welche jetzt auf der komischen Maske sitzt, auch an dem Rocken spinnen, welcher die angenehmern Ereignisse enthält. — Tab. XLVIII. Der Kopf eines Merkur mit dem Reisehute, ohne Flügel. Winkelmann erklärt diese Gemme für eine der schönsten Gravüren und der besten Köpfe des Alterthums. Er bemerkt,

daß

daß er der besten Statue des Merkur vollkommen gleiche, und daß, da man in den schönsten Zeiten der Kunst die Züge Merkurs von den Zügen des Alcibiades entlehnt habe, wir wahrscheinlich hier die eigenthümliche Physiognomie des Alcibiades wiederfinden.

Da wir die Fortsetzung dieses Werkes eifrig wünschen, so können wir nicht umhin, am Schlusse dieser Anzeige den Wunsch zu äußern, daß Herr Frauenholz die besten Gemmen der dritten und folgenden Abtheilung mit weniger chalcographischem Luxus, in reinen und weniger vergrößerten Umrissen liefern möchte. Wir sind überzeugt, daß diese Einrichtung allen Freunden der alten Kunst angenehm seyn würde.

XIII.

XIII.
Französische Literatur.

Les Vosges, poème, récité à Epinal, dans la Fête de la fondation de la République Française; le 1er. Vendémiaire de l'An V. Par *N. François (de Neufchateau)*; de l'Institut national de France, Commissaire du Directoire exècutif près de l'Administration centrale du Département des Vôges. à St. Dié. chez Thomas fils. 32 S. 8. Der Verfasser dieses Gedichtes ist durch eine Sammlung seiner jugendlichen poetischen Arbeiten, einem Discours sur la manière de lire les vers und einem andern sur les dégoûts de la Litérature, von einer vortheilhaften Seite bekannt geworden. Hallers Beschreibung der Alpen munterte ihn zu einem ähnlichen Unternehmen über die merkwürdigsten Gebürge seines Vaterlandes auf: Un Naturaliste a dit, heißt es in der Vorrede: que les Vôges sont la continuation des Alpes. L'Auteur ne se flatte pas, que son Ouvrage soit une digne continuation de celui de Haller; mais il a désiré de faire connaitre sa patrie.

Diese

Diese patriotische Veranlassung drückt er auch in den ersten Versen aus:

Eh quoi! de la nature éloquent interprête,
Haller, homme d' état, philosophe et poète,
Aura chanté ces monts de neige tout couverts,
Ces antiques frimats, ce trône des hyvers,
Cet éternel rempart des Peuples Helvétiques!
Et de sa lyre d'or les sons patriotiques,
Et la palme qui suit les immortels travaux,
De ses admirateurs n'ont pas fais ses rivaux!
Nous! que de leurs sommets les Vôges environnent,
Sous l'abri toujours verd des pins qui les couronnent,
Garderons nous sans cesse, à des objets si grands,
Des sens inanimés, des yeux indifférens?

Er ruft hierauf die Nymphen der Mosel an, und diese Anrufung macht selbst einen Theil der Beschreibung aus:

De la Moselle, o vous, Nayades vagabondes,
Qui roulez au hazard le tribut de vos ondes,
Rendez, comme vos flots, mes vers majestueux,
Donnez-moi, pour vous suivre, un stile impétueux.
Que ces monts, dont la tête est voisine de nues,
Me laissent pénétrer sous leurs cimes chenues,
Et qu' à des yeux mortels il soit donné de voir
Des eaux que vous versez l'immense réservoir.

Filles

Filles de l'Océan, je verrai vos compagnes
S'élancer, comme vous, du sein de nos montagnes.
Et la Sarre, et la Meurthe, à mex yeux attentifs,
Offriront le berceau de leurs flots fugitifs.
La Saône, plus transquille et plus lente en sa course,
Dispense à d'autres lieux les trésors de sa source,
Et ses flots, retenus par un charme secret,
Au Rhône impatient vont s'unir à regret.
Nayades de nos bords, vos ondes égarées
Courent vivifier de lointaines contrées.
Précipitez leurs cours. Mes regards empressés
S'arrêtent aux sommets des monts ou vous naissez.

Nach diesen Worten bricht der Dichter in das Gefühl der Bewunderung und des Erstaunens über die großen Scenen aus, die sich seinen Augen darbieten. Er ist voll von Ausrufungen und Aufforderungen, aber wenn sich sein Flug im Eingange eines Perioden erhoben hat, sinkt er gemeiniglich gegen die Mitte und das Ende bis zur Prosa herab. In folgenden Zeilen, die in dem Gedichte mehrere ihres gleichen haben, findet man keine Spur dichterischer Erhebung:

Les Vôges, dont la scène est moins âpre et moins vaste,
Offrent également un bisarre contraste.
Le prémier des attraits, est la variété.

Sur

Sur la même montagne, en bas, on a l'été,
A la cime l'hiver, dans le milieu l'automne.
Là, d'un côté l'on sème, et de l'autre, on moissonne,

Folgende Schilderung der Einwohner der Vogesen scheint das Verdienst der Wahrheit zu haben: ihr dichterischer Werth ist gering:

Les Vôges, si pourtant je ne m'aveugle pas,
Tous les jours, à mes yeux, ont de nouveaux appas.
Les habitans sont bons, leurs compagnes sont belles.
J'aime surtout les moeurs simples et naturelles,
Le stile sans apprêt de ce franc montagnard;
C'est son coeur qui vous parle, et son coeur n'a point d'art.
Sa loyauté gauloise a l'air un peu gothique;
Mais cet air peut cacher un Socrate rustique.
Du vieil Anabaptiste, avec ses boeufs vivant,
L'entretien vous étonne et vous charme souvent.
Au pied du Rotabach sept mois couvert de neige,
La Bresse a, de tout tems. gardé la privilège
De voir ses citoyens, sans chicane et sans frais,
Unir, sous un tilleul, la justice et la paix.
Cette simplicité n'exclud pas le génie;
Chez eux la méchanique au bon sens est unie.
De ces monts reculés les grossiers habitans
On trouvé des moyens de mésurer le tems.
Chacun, près de sa grange, amène une fontaine,

La

La dérive en ses prés, et féconde avec peine
Des veines d'un sol froid, où des blocs de rocher
A la charelle, hélas! défendent d'approcher.
Sur ses maigres produits leur appétit se règle.
Leur pain, c'est de l'avoine alliée a du seigle.
Dans les jours solemnels, ce bon peuple charmé
Vit de pommes de terre, et de lait écrêmé.
Cette utile racine audessus des éloges,
Ce fécond tubercule est la manne des Vôges.

Gegen das Ende seines Gedichtes bringt der Verfasser die Geschichte der Bewohner der Vogesen mit der Geschichte unsers Jahrhunderts und der Revolution in Verbindung. Diese Stelle gehört zu den besten des Ganzen:

Partout, de la pensée, étendant l'horison,
Les progrès du commerce ont servi la raison.
Le ciel a révélé ses secrets à la terre.
Les mortels, dérobant les flammes du tonnère,
Ont changé tout-à-coup ce grand art des combats,
Qui forme, qui soutient, qui détruit les états.
Un art, plus étonnant, né dans la Germanie,
Sans éclat et sans bruit, mine la tyrannie.
C'est l'art de reproduire et de multiplier
Tout ce que notre esprit peut transmettre au papier.
La presse est l'instrument par qui tout se décèle,
Qui rend la vérité commune, universelle,
Qui rapproche les tems, les hommes et les lieux,

Et par degrès enfin dessille tous les yeux.
Il n'est plus de tyrans pour quiconque sait lire.
De notre aveuglement l'erreur tint son empire;
Mais les rayons du jour qui se lève et qui luit,
Font pâlir aussitôt les astres de la nuit.
Dans l'oubli de ses droits la France était plongée;
Elle eût des écrivains: la raison fût vengée,
Et la Philosophie, en ébranlant l'Autel,
Au Trône, qu'il fondait, porta le coup mortel.
On cria liberté. Les Vôges applaudirent.
Bientôt, de leurs sommets en foule descendirent
Des Soldats citoyens qu'on eût peine à compter;
Nul Tyran désormais ne pourra les dompter.
Ici, l'égalité, présent vraiment céleste,
Ne fut que bienfaisante et ne fut point funeste.
Les pères vertueux de ces fils triomphans
Ont mérité l'honneur d'avoir de tels enfans.

Zugleich mit diesem Gedichte kündigt der Verfasser eine Sammlung auserlesener Schriften an, welche aus vermischten Gedichten, seinem Testamente im Luxemburg oder Memoiren seines Lebens; einem Bändchen Fabeln; einigen aus seinen Papieren geretteten Fragmenten; einer Uebersetzung des Ariost; einigen Theaterstücken und Reden; einem Bändchen in Prosa und Versen über die Gärten der Alten, und Versuchen über den Ackerbau u. s. w. bestehen wird.

Vie de Voltaire, suivie d'Anecdotes qui composent sa Vie privée, par *T. I. D. V.* (*Duvernet*) 2 Voll. en 8vo. à Paris, chez F.

F. Buisson. 500 S. Diese Biographie eines Mannes, dessen langes Leben, Charakter und Verbindungen eine unerschöpfliche Menge von Anekdoten liefern, kann als ein interessantes Supplement zu Luchet's Vie litéraire de Voltaire, in welchem fast nur von Voltaire's Werken, und zu Condorcet's Biographie, in welcher hauptsächlich von Voltaire's Einfluß auf die Literatur und das Publikum gehandelt wird, angesehn werden. Ein Entwurf dieses Werkes erschien zuerst im Jahr 1786. Er war in der Bastille geschrieben, in welche der Verfasser wegen eines Pamphlets les Disputes de Mr. Guillaume gesetzt worden war. Bey seiner Befreyung brachte ihn Lenoir um sein Manuscript, das er, aller Reclamationen ungeachtet, nicht wieder erhalten konnte. Er machte also soviel bekannt, als er zufälliger Weise gerettet hatte. Die Erscheinung des Buches erregte große Unruhen unter der Geistlichkeit, die es doch nicht dahin bringen konnte, den Verfasser bestraft zu sehn. Was der Geistlichkeit nicht gelungen war, gelang den Terroristen, durch die D. im Jahr 1794 gefangen gesetzt wurde. Diese zweyte Gefangenschaft benutzte er, um die Materialien zu ordnen, die er seit der Bekanntmachung seiner Skizze aus Berlin, Frankfurt, Genf, Lyon erhalten hatte. Mehrere Gelehrten hatten ihm ihre Portefeuilles geöfnet; er hatte die handschriftlichen Memoiren von Voltaire's Secretair Longchamp zur Benutzung erhalten. Sein Werk gewann eine ganz neue Gestalt. Es war vollendet, als er in

Freyheit gesetzt wurde; aber er lebte nicht lange genug, um es drucken zu lassen. Er starb, wie viele andere, an den Folgen seiner Gefangenschaft. — In keiner andern Biographie ist das, was Voltairen als Menschen und Privatmann betrifft, in einem solchen Detail behandelt. Der Verfasser begleitet ihn von Jahr zu Jahr; und der Ton der Wahrhaftigkeit, mit welchem er erzählt, verbreitet Interesse über die kleinsten Umstände. Diejenigen, welche in dem historischen Gewebe keinen Platz haben finden können, sind am Ende unter dem Titel Vie privée zusammengestellt worden. Eine der weniger bekannten Anekdoten betrifft die lange und stürmische Verbindung Voltaire's mit der Marquise von Chatelet. Sie entzweyten sich oft, ohne sich trennen zu können; die Gewohnheit hatte sie an einander gefesselt. Die Marquise verzieh ihrem Freunde seine stürmischen Launen; er sah ihren Grillen nach und verzieh ihr selbst ihre Untreue. — Die Marquise liebte den Ruhm und die Wissenschaften; aber noch weit mehr das Spiel und die Liebe.

Als sich der Hof einsmals zu Fontainebleau befand, verlohr die Marquise an dem Tage ihrer Ankunft 10,000 L., die ganze Summe, die sie mitgebracht hatte. Den folgenden Tag verspielte sie 1000 Thaler, den ganzen Inhalt der Schatulle Voltaire's. Sie läßt von neuem Geld kommen; aber kaum ist es in ihren Händen, so nimmt es denselben Weg. Voltaire kömmt gegen das

Ende

Ende der Partie, beobachtet die Physiognomien der Spieler und sagt der Marquise auf Englisch ins Ohr: Sie spielen mit Betrügern. Einer der Spieler versteht diese Worte; die Marquise bemerkt es und theilt Voltairen ihre Bemerkung mit. Beyde finden für gut das Zimmer zu verlassen, in Wagen zu steigen und noch in derselben Nacht abzureisen. Ehe sie nach Paris kommen steigt Voltaire aus und geht zu Fuß nach Sceaux, wohin er einen Brief an die Duchesse de Maine vorausschickt, in welchem er sie um ein Asyl und Verschwiegenheit bittet. Er wird des Nachts eingelassen und bekömmt ein Zimmer, wo er zwey Monate lebt. Hier schrieb er den Memnon und Zadig. Die Nächte, wenn sich alles niedergelegt hatte, brachte er bey dem Bette der Prinzessin zu, welcher er seine Arbeiten vorlas. Voltaire nannte dieß seine attischen Nächte. — Die Beschreibung von Voltaire's innerem Leben während seines Alters in Ferney ist sehr genau und interessant. Oft pflegte er beym Frühstück zu seiner Wärterinn zu sagen: „Heute noch, meine gute Baba. Morgen bist du vielleicht von mir befreyt. Wenn ich erst da unten in meinem Grabe liege, wirst du mir kein Frühstück mehr bringen, und niemand wird mehr mit dir schmälen.“ Diese Frau, Madam Denis, Mamsell Devaricourt (nachher Marquise de Vilette) und der Père Adam waren seine beständigen Hausgenossen. Alle liebten den Alten, ungeachtet der kleinen Ungleichheiten in seinen Launen. Seine Wohlthätigkeit gegen die Bewohner

des Dorfes und der gute Einfluß, den er auf die Beförderung ihres Fleißes hatte, ist bekannt.

Fables de *Mancini Nivernois*. 1796. 2 Vol. 8vo. Die Fabeln des Duc de Nivernois, eines ehemaligen Mitgliedes der französischen Academie, waren durch seine Vorlesung in derselben, schon längst vor ihrer öffentlichen Bekantmachung, berühmt. Der Stoff derselben ist bisweilen aus andern Fabeldichtern entlehnt; aber die Ausführung ist fast immer geistreich und naif; der Styl leicht, ungezwungen und belebt. Folgende, welche eine politische Lection enthält, mag zur Probe dienen.

Jadis Sire lion et Sultan léopard
Longtems ensemble guerroyèrent;
Puis à la fin ils s' ennuyèrent
De mettre si souvent leur fortune au hasard.
Trois ou quatre projets passant par des mains tierces,
Dégrossirent bientôt les matières diverses;
Et puis le Sultan de sa part
Au prince *chévelu* députa le renard
Pour négocier et conclure.
En ceci le conseil du Sultan *moucheté*
Crut avoir fait un choix de grande utilité.
Du patelin on connaissait l'allure,
Ses ruses, son obliquité,
Et l'on tenait pour chose sûre
Que le lion et tout son comité
Seraient dupés dans le traité.
A la prémière conférence,

Où

Où tout se passe en discours complaisans,
L'ambassadeur par ses airs seduisans
Donna la plus belle espérance;
Mais quand, après les complimens,
Ont vint à donner des paroles,
A prendre des engagemens,
Maître renard perdit ses hyperboles,
Ses détours et ses faux sermens.
Il n'avait pas affaire à des têtes frivoles;
On le connut pour un menteur,
On éconduisit l'imposteur;
La guerre avec plus de furie
Par le lion fut poursuivie,
Et le léopard affronteur
Y perdit le sceptre et la vie.

La Sphère, poème en huit chants; par *Dominique Ricard.* Paris. 1796. 500 S. 8vo. Der bekannte Uebersetzer des Plutarch tritt hier als didactischer Dichter auf. Sein Werk ist aus einer mit Versen untermischten Epistel entstanden, in welcher er einer jungen Freundin eine Idee von der Himmelskugel zu geben suchte. Hier erhält der Leser einen, so weit es die Natur der Poesie erlaubte, vollständigen Unterricht in der Astronomie. Bey einiger Kenntniß des Alterthums begreift man leicht, wie weit geringer die Schwierigkeiten waren, welche Aratus und Manilius bey der Behandlung dieses Gegenstandes zu besiegen hatten, welcher zu ihrer Zeit noch in so vielen Rücksichten der Poesie angehörte, als ein Dichter der neuern Zeiten, wo die Astronomie ganz in das Gebiet des

Verstandes herübergezogen und aus den Werken der Dichter so gut als verbannt worden ist. Der Verfasser dieses Gedichtes hat seinem Gegenstande durch Episoden, Personificationen und ähnliche Kunstgriffe Mannigfaltigkeit zu geben gesucht; aber immer ist es ihm nicht genug gelungen, denselben zu heben. Bisweilen kömmt durch die Dichtung die allgemein erkannte Wahrheit ins Gedränge, wie da wo der Verfasser Sonne und Erde in Personen verwandelt, ihnen Leidenschaften und Worte leiht. — Der erste Gesang handelt von dem Nutzen und Ursprung der Astronomie, ihren Fortschritten in Asien und Aegypten, und den Festen, welche in diesen Ländern die Feldarbeiten beschlossen. Im zweyten bringt Uranie die Sphäre vom Himmel:

La nuit d'un calme heureux offrait la pure image,
L'air était immobile, et le ciel sans nuage;
Des astres parsemés dans les plaines des cieux
Au loin de toutes parts étincelaient les feux;
Et Phébé poursuivant sa tranquille carrière,
Blanchissait les objets de sa douce lumière.
C'est à ce même instant qu'une vive clarté
Des flambeaux de la nuit efface la beauté;
Et que, se divisant en flammes ondoyantes,
On voit s'en élancer des colonnes brillantes,
Qui, traçant dans les airs de lumineux sillons,
De leur sein enflammé dardent mille rayons....
Ainsi, durant les nuits de la froide saison,
Quand le soleil, déjà caché sous l'horizon,
De l'éclat de ses feux prolonge la durée,
Des humides vapeurs la masse colorée

De

De ses rayons épars peint les faisceaux divers,
Et de traits enflammés embrase au loin les airs;
Cet éclat fait pâlir tout l'éclat des étoiles:
Il semble que la nuit ait réplié ses voiles;
Que Phébus, oubliant l'heure de son retour,
Non loin de son couchant nous ramène le jour . . .
Ainsi, dans cette nuit, un éclat radieux
A paré tout à coup le sombre azur des cieux.
Mais quel prodige encor vient s'offrir à la vue!
Sur le dos argenté d'une brillante nue
On voit du vaste sein de l'espace éthéré
S'abaisser sur la terre un globe coloré . . . .
Parmi les sons flatteurs d'une douce harmonie,
Sort avec majesté la brillante Uranie, etc.

Der dritte Gesang vergleicht das System des Ptolemäus, Copernicus und Tycho de Brahe; die Entdeckung der neuen Welt macht eine Episode desselben aus. Der vierte beschäftigt sich vorzüglich mit der Beschreibung des Zodiacus; der fünfte mit der Beschreibung der Planeten und Fixsterne. Zugleich wird Des Cartes und Newtons System über die Bewegung der Gestirne aus einander gesetzt. Eine Digression über die Pythagorische Idee von der Harmonie der Sphären beschließt denselben:

Un peuple dont le goût, dont l'organe flexible
Au doux charme des arts fut toujours si sensible,
Saisit avec transports ces mensonges brillants

Qui semblaient consacrer ses plus nobles penchans:
La musique eût dès-lors une source divine,
On publia partout sa céleste origine:
C'était du sein des cieux qu'apportée aux humains,
Elle avait par ses sons adouci leurs destins;
C'était le Dieu de vers qui des dons de sa lyre
Inspiraît aux mortels un céleste délire.
Depuis, cet art divin sur leurs nombreux autels
Accompagnait l'encens offert aux immortels.

Der sechste Gesang, welcher sich mit den Sonnen- und Mondfinsternissen beschäftigt, schließt mit einer Episode über die Sterndeuterey. Der siebente handelt von der Anwendung der Kreise an der Himmelskugel auf die Erdkugel; der Eintheilung der Erde in Zonen; den Winden; den Wolken; dem Regenbogen und andern Meteoren. Die Aerostaten und die glücklichen Inseln geben in diesem Gesange zu zwey Digressionen Gelegenheit. Der letzte Gesang beschäftigt sich endlich mit einer Beschreibung der verschiedenen Climaten. Der Verfasser verweilt eine Zeitlang bey dem Clima von Langvedoc, seinem Vaterlande, und endigt sein Gedicht mit einer Episode über den Magnetismus, und mit guten Wünschen für die Befestigung der Ruhe und Ordnung in seinem Vaterlande.

Fables choisies de *la Fontaine* à l'usage des enfans avec de notes grammaticales, mytho-

thologiques etc. par *Mongez*, membre de l'Institut national. Paris. 1796. 8vo. 114. 12mo. Die Anmerkungen sind kurz und dem Zwecke dieser Sammlung vollkommen angemessen, indem in denselben veraltete Wörter und Redensarten, gelehrte Anspielungen u. d. ohne alle Prahlerey mit Gelehrsamkeit erläutert werden.

Les trois Fabulistes, *Esope*, *Phèdre* et *la Fontaine*, par *Chamfort* et *Gail*; Tome premier, *Esope*, grec et latin, traduit en Français par *J. B. Gail*; Tom. II. *Phèdre*, traduit en français par le même; Tom. III. et IV. Fables de *la Fontaine* avec les notes de *Chamfort* et *Gail*. Paris. 1796. 8vo. Die Fabeln von Aesop, welche hier nach der Basler Ausgabe von 1550 abgedruckt sind, sind mit 28 Fabeln vermehrt, welche Rochefort aus einem Manuscript der königlichen Bibliothek zuerst in den Notices des Manuscrits T. II. p. 687 ff. bekannt gemacht und mit Anmerkungen versehen hat. Die Uebersetzung dieser neuen Fabeln ist von Rochefort; die der ältern von Gail. Die Uebersetzung des letztern ist meistens treu, aber ungleich; bisweilen ist der Styl allzu abgerissen, bisweilen zu sehr verschlungen; bisweilen stößt man auf veraltete Worte, die mit dem übrigen Colorit des Styls nicht harmoniren. Die Uebersetzung des Phädrus, welcher nach Brottier (1783) abgedruckt ist, scheint weniger gelungen zu seyn. Brottier's lateinische Anmerkungen sind hinter dem Texte abgedruckt, verbunden mit den französischen

des

des Uebersetzers, die größtentheils grammatischer Art sind. — Vor den Fabeln von La Fontaine gehen Nachrichten über sein Leben und Chamforts bekanntes Eloge voraus. Die Anmerkungen dieses Gelehrten, die bey der Ausarbeitung des Eloge entstanden, und die er daher die Späne seiner Arbeit nannte, waren nicht für das Publikum bestimmt, und der Verlust dürfte nicht sehr groß gewesen seyn, wenn sie dem Publikum nicht bekannt geworden wären. Die meisten derselben sind bestimmt, auf die Schönheiten des Dichters aufmerksam zu machen; in andern werden Fehler desselben gerügt. Die Gründe des Tadels sind nicht immer einleuchtend.

XIV.

Englische Literatur.

Lorenzino di Medici and other Poems. By *William Rough.* 1797. 8. Der Inhalt des Trauerspiels, welches diese Sammlung von Gedichten eröffnet, ist die Ermordung des Alexander von Medici durch Lorenzino. Die Handlung ist nicht übel angelegt; aber weder die Charaktere, noch die Gesinnungen, noch die Sprache zeichnet sich sonderlich aus. Angehängt sind acht Sonnette, unter denen das vierte bemerkt zu werden verdient.

Tributes of affection; with the Slave and other Poems. By a Lady and her Brother. 1797. 12. Gefällige Empfindung, ein leichter natürlicher Ausdruck macht den Werth dieser Gedichte aus. Einige Geburtstagsgedichte, welche die Verfasserinnen der Sammlung sich gegenseitig gewidmet haben, machen den Anfang. Das Gedicht The Slave gründet sich auf eine wirkliche Begebenheit und enthält ein Beyspiel von der Treue und dem Heroismus eines Neger gegen seinen grausamen und feigherzigen Herrn. Dieses Stück ist voll

voll Energie. In einem andern, The Shakspeare Gallery wird die Manier eines jeden Künstlers, der an diesem Unternehmen Theil genommen, genau bestimmt und sein Verdi nst gewürdigt. Unter den kleinern Gedichten verdient folgendes eine Auszeichnung:

To a young Lady desirous of writing Poetry.

O thou, whose placid bosom newer felt
The Hope deferr'd, which maketh sick the heart,
Whose feelings yet unwounded only melt
At woes where soft Compassion bears a part,
O court not yet the soft poetic Art!
Alas! from Friendship unreturn'd,
From slighted Love, or Sorrow's canker'd Dart,
To oft the Poet's flame at first has burn'd:
For few the Laurels which the Muse bestows,
Of no sad cares, no hours of anguish born:
As few can scent the fragrance of the Rose,
Nor feel the sharpness of the neighbouring Thorn:
And foreign Trees their balmy Gums produce,
But first receive the Wound whence flows the fragrant Juice.

First Flights, by *John Heyrick*, Junior, Lieutenant in the Fifteenth Regiment of Light Dragoons: Containing Pieces in Verse on various Occasions. 1797. 4to. 61 Seiten. Der Verfasser erlebte die Erscheinung die-

dieser Gedichte nicht, in denen sich ein gefühlvolles Herz und richtiger Geschmack zeigt. Die Einfachheit seines Ausdrucks in zärtlichen Gefühlen kann man aus folgender Probe kennen lernen:

Howl on ye winds that rudely hurl
The ſtorm about my cot,
I'll cloſer preſs my lovely girl,
And bleſs my happy lot.
Though you unroof our little ſhed,
I'll fold her from your rage,
Whilſt Love, the guardian of our bed,
Shall your force aſſuage.
I'll tell her fiercer ſtorms ſhall rend
The proud ambitious great,
Whoſe lofty heads muſt learn to bend
Amidſt the pomp of ſtate.
We'll envy not the rich, my girl,
The proud, the great, the gay;
But learn te live, and love as well,
Nay, better far than they.
Richer than theirs our hearts ſhall be,
And purer far our bliſs;
Then let the great ones envy me,
When thoſe ſweet lips I kiſt.
Though mutual toil muſt ſpread our board,
Content and peace ſhall bleſt it,
And if ſuch joy no rank afford,
Why let the lordling gueſs it.

Paedotrophia; or the Art of Nurſing and Rearing Children. A Poem in three Books

Books. Translated from the Latin of Sceoole de *St. Marthe.* Whith medical and historical notes; with the life of the Author, from the French of *Michel and Niceron*; his Epitaph; his Dedication of this Poem tho Henry III. of France; and the Epigram written on the visit he had the honour to receive from Charles I of England, when Prince of Wales. By *H. W. Tytler*. M.D. translator of Callimachus etc. 1798. 221 Seiten. 8vo. Das Original dieses Gedichts, dessen poetischer Werth der Uebersetzer leicht zu hoch anschlagen dürfte, wenn er es unmittelbar nach den Georgicis setzt, enthält einen ziemlich vollständigen Unterricht über die Gegenstände der ersten Erziehung. Das erste Buch handelt von der Behandlung der Weiber während der Schwangerschaft; das zweyte von der Behandlung gesunder Kinder und der Wahl der Amme, wenn die Mutter das Kind nicht selbst säugen kann; das dritte beschäftigt sich mit den verschiedenen Arten von Krankheiten, denen säugende Kinder unterworfen sind. In der Uebersetzung vermißt man bisweilen Schönheit des Ausdrucks und Richtigkeit der Versification. Zur Probe mag folgende Stelle aus dem zweyten Buche dienen:

Yet let him not too much the fountains drain;
Sometimes indulge the feast, sometimes restrain;
Just at his mouth the nipple take away,
And raise his hunger by a short delay:
So rhodian huntsmen, as in song we meet,

Or

Or thoſe, on the white ſhores of lofty Crete,
Train'd, for the rapid chace, in days of old,
On hills and dales, the falcon ſwift and bold;
They ſhew'd him food, then what they ſhew'd, deny'd,
Gave by degrees, and thus to nurſe him try'd;
Leſt the voracious bird the meal ſhould waſte,
And ſwallow down, eer he could know the taſte.

Think well, beſides, what his young frame may bear,
For ſtrong and weak muſt different methods rear:
If healthy, copious nurriſhment is good;
If ſick, or feeble, ſpare the grateful food;
Nor will your babe, in the firſt moon, deſire
So much, as thoſe ſucceeding ſtill require;
When firmer joints, and limbs more vig'rous, tell
The growing ſtomach crave a plenteous meal.
And I, for ſuckling, no fix'd hour prescribe;
This Nature teaches beſt the nurſing tribe;
Let her your miſtreſs be; and when, with cries
The hungry child demands his due ſupplies,
Forbear not you the wiſh'd relief to bring,
But, for his uſe, unlock the ſacred ſpring;
Nor then be loth your ſnowy breaſt to bare,
That he may ſuck, and ſtreaming fragrance ſhare.

The Purſuits of Literature: a Satirical Poem in Dialogue. With Notes.

Parts I. II. III. IV. 1797. 8. Eine Art von Dunciade, in welcher die neuesten Erscheinungen der literatur mit vieler satyrischen Galle behandelt werden. Nicht leicht dürfte ein satyrischer Dichter alle seine Gegenstände in einer so furchtbaren Gestalt erblickt haben. Die unschuldigsten Produkte erregen bey ihm die Vorstellung einer drohenden Gefahr, und durch gehäufte Hyperbeln sucht er seine Leser mit Furcht und Schrecken zu erfüllen. In den zahlreichen Anmerkungen breitet er einen großen Reichthum von Gelehrsamkeit mit einer Freygebigkeit aus, die nur allzuoft das Ansehn pedantischer Prahlerey hat.

Six Satires of Horace, in a Style between free Imitation and literal Version. By William Clubbe. L. L.B. Vicar of Brandeston, Suffolk. 1797. 4to. 136 Seiten. Der Sinn des Originals ist in dieser Uebersetzung größtentheils mit glücklicher Treue wiedergegeben; die Sprache ist leicht, ohne matt zu seyn. Der Verfasser suchte den Mittelweg zwischen Franci's ängstlicher Treue und Pope's Paraphrase zu treffen; er setzt daher an die Stelle der alten Sitten und Nahmen, Sitten und Nahmen der neuern Zeit, ohne die Gedanken selbst wesentlich zu verändern. Schwerlich dürfte dieser Versuch einer Modernisirung Beyfall verdienen. Die bekannte Stelle aus der dritten Satyre des 1. B. At pater ut gnati etc. ist hier so gegeben:

But let us copy (for that is not hard)

The

The partial judgment of the Sire's regard:
Has he a Son that looks to much awry?
„'Tis but a pleasing archness in his eye."
Is he like Borowlaski, short and small?
„'Tis true, the pretty poppet is not tall.

und weiter unten die Stelle: Parcius hic vivit — servat amicos.

So for ourselves, — if chance our friend should be
Inparting with his money not so free;
To put this best construction let us try;
He has his motives for economy.
Does he love boasting? crack a silly jest?
He means to entertain, and 'tis his best.
But he is blunt: say 'tis dislike of art,
And the plain frankness of an honest heart.

Derselbe Verfasser hat, um die nemliche Zeit, eine Uebersetzung des Briefes an die Pisonen an das Licht gestellt:

The Epistle of Horace to the Pisos, on the Art of Poetry, translated into english verse. By *William Clubbe* 42 Seiten 4to. Auch hier ist der Sinn gut getroffen. Der Ausdruck und die Versification sind nicht überall ohne Tadel.

The Church, a Poem. By the Reverend *John Sharpe*, B. A. late Scholar of Trinity College, Oxford. 1797. 62 Sei-

ten 4to. Der Verfasser stellt einige der zahlreichen Thorheiten auf, welche die Kirche um ihren Credit gebracht haben. Die guten Lehren, die er den Candidaten der Kirche gibt, sind mit Laune und Lebhaftigkeit vorgetragen. Die Schilderungen haben das Verdienst der Wahrheit:

But soft ye now, for lo the prayers are o'er,
And to the pulpit with slow pace proceeds
The coxcomb clerical; no straggling hair
Mars the fair oval of his angel face,
No sloven gait disturbs the floating folds
Of silken robes which rustle as he walks.
Graceful his passage up the winding stairs
Which show the satin garb, the silken hose,
While beams the spangled buckle's gorgeous glare,
And darts its silver radiance all around.
Now with uplifted eyes to that mild God,
Who knows the hidden secrets of the heart,
Fervent he prays, to shew the diamond ring
Which sparkling glitters on his lily hand.
Than from his knees with modish air erect
He rises, and with voice harmonious names
The subject of the subsequent harangue,
Made to delight, but not instruct his flock,
Too haughty they to learn, to dictate he
Much too well-bred, or call them sinful men.
On he proceeds throughout the mild discourse,
No knotty point of doctrine to explain,
Or teach religion as the system pure

Whence

Whence moral worth with sanction'd ardour flows;
These to the pastors of an homelier tribe,
The teachers orthodox of humble swains,
Lost in the solitude of country cures,
Content he leaves, with literary lore;
His the grand object, by the plausive tale
Of modern eloquence, and accent pure
Of chastest language, to secure his fees,
His evening parties, and what best promotes
His temporal interest in the present world.

Deutsche Leser werden diese Schilderung auch bey uns vollkommen wahr und treffend finden.

The Works of *Alexander Pope* Esq. With Notes and Illustrations by *Joseph Warton* D. D. and others. IX. Volumes. 1797. Diese Ausgabe hat der Erwartung, welche man von den Talenten des Herausgebers hegte, nicht ganz entsprochen. Ein großer Theil der Anmerkungen sind aus Warburtons Commentar und andern bekannten Büchern genommen. Eigenthümlich ist dem Herausgeber eine Biographie von Pope, die aber nur wenig neue Umstände enthält. Ueber Pope's literarischen Charakter urtheilt er auf folgende Weise: „Bey allen Unvollkommenheiten, die man an der Person und dem Charakter dieses großen Dichters finden mag, muß man gestehen, daß die Lebhaftigkeit, Kraft und Thätigkeit seines Geistes ohne Gleichen war. Sein ganzes Leben, ja jede Stunde, an kranken wie an gesunden Tagen, wur-

de mit unermüdlichen Fleiße einzig und allein der Beschäftigung mit der Einen Kunst gewidmet, in welcher er sich auszeichnen wollte. Manche andere Dichter wurden durch unvermeidliche Umstände in Geschäfte verwickelt und von ihrer Lieblingsneigung abgezogen. Von Pope allein kann man mit Wahrheit sagen — Versus amat, hoc studet unum. Alle seine Gedanken, seine Zeit, seine Talente waren seinen Werken gewidmet: Werken, die wenn wir sie mit Aufmerksamkeit und ohne Vorurtheil betrachten wollen, größtentheils zu der didactischen, moralischen und satyrischen, also der minder poetischen Gattung der Poesie gehören. Nichts ist hier von einem so erhabenen Style als der Barde von Gray. Dieß ist ein Factum, nicht ein Gegenstand des Raisonnements; und soll anzeigen, was Pope wirklich gethan hat, nicht was er hätte thun können, wenn er seine volle Kraft aufgeboten hätte. Niemand wird leicht glauben, oder zu verstehen geben wollen, daß es dem Verfasser des Lockenraubs und der Heloise an Einbildungskraft, an Gefühl und Pathos gefehlt habe; aber so viel ist doch gewiß, daß er diese Gaben seltner aufbot, seltner Proben von ihnen gab, als von großem Verstande und Beurtheilungskraft. Diese Gemüthsstimmung führte ihn auf die Bewunderung französischer Muster. Er studirte Boileau mit großer Aufmerksamkeit, und bildete sich nach ihm, wie sich Milton nach den griechischen und welschen Söhnen der Einbildungskraft bildete. Wie jener widmete er sich der Beschreibung moderner Sitten; aber

aber diese familiären, einförmigen, künstlichen und abgeschliffenen Sitten sind, eben um dieser vier Eigenschaften willen, ihrer Natur nach dem kühnen Schwunge der Muse unangemessen. Er wurde allmählich einer der correctesten, gleichförmigsten und genauesten Dichter, die jemals geschrieben haben; aber bey allen seinem Geiste und aller seiner Kraft vollendete er seine Arbeiten mit einer Sorgfalt, Gedult und Anhaltsamkeit, die durch kein Geschäft, durch keine Störung unterbrochen werden konnte; so daß wenn er seinen Leser nicht so oft entzückt und mit sich fortreißt, als sein Lehrer Dryden, er ihn auch nicht so oft, als dieser, durch auffallende Ungleichheit und Unschicklichkeiten beleidigt. Er ist nie über oder unter seinem Gegenstande. Er unterdrückte die poetische Begeisterung, die er etwa wirklich besaß, und hielt sie zurück. Die Lectüre seiner meisten Gedichte erfüllt unser Gemüth nicht mit einer so lebhaften und starken Rührung, als wir beym Homer oder Milton fühlen, die ein für Poesie empfängliches Gemüth außer sich setzen. Er ist daher ein Schriftsteller für ein großes Publikum, und die Lectüre seiner Werke ist von einem ausgebreiteten Nutzen für alle Zeitalter und Stände, für die Jugend und für das Alter; den Geschäftsmann und den Gelehrten. Leser, dergleichen es viele gibt, welche die Fairy Queen, Palamon and Arcite, den Sturm oder den Comus für kindische, romantische Arbeiten halten, werden an Pope Geschmack finden. Es ist gewiß kein kleines oder misgünstiges oder kärgliches Lob, wenn man sagt,

daß er der große Dichter der Vernunft ist; der erste unter den Ethischen Schriftstellern in Versen. Und dieß war er aus freyer Wahl, nicht aus Nothwendigkeit. Diese Gattung der Schriftstellerey ist am Ende immer der sicherste Pfad zu einem ausgebreiteten Ruhme. Sie ist den Fähigkeiten der Menschen im Ganzen weit angemessener, als der hohe Flug einer ächten und kühnen Begeisterung. Waller erhielt mehr Beyfall, als der Verfasser des verlohrnen Paradieses, und wir alle erinnern uns der Zeit, wo Churchill mehr galt als Gray." — Die Sammlung der Briefe hat einige Vermehrungen erhalten; doch sind die meisten neuern Zusätze kurz und von geringer Bedeutung. Die ganze Ausgabe trägt übrigens unverkennbare Spuren einer großen Eilfertigkeit und Sorglosigkeit.

Lyric Poems. 1797. 109 Seiten. 4to. Im Ganzen herrscht in diesen Gedichten eine leichte, gefällige Versification, und eine moralische Tendenz. Sie sind nicht alle von gleichem Werth. Beschreibungen und der Ausdruck einer sanften melancholischen Stimmung gelingt dem Verfasser am besten. Eine Probe dieser Art ist folgendes Stück, The Evening Walk.

O thou! to pity's kind affections true,
Of Varro thou hast heard, the good, the wise!
Onward, my Emma — and the spot we view
Where his foresaken seat in ruin lies.

How

How death the path! across the bord'ring woods,
On brushing wing, no active breezes play;
O'er the dark soil the heavy vapour broods,
And nature's wild luxuriance choaks the way.

By well known scenes that sooth'd my youthful mind,
Through fields that in he pride of culture shone,
Sorrowing, I pass; and in my progress find
The fence demolish'd, and the vista flown.

But lo! the solitary castle nigh,
Whose halls nor inmate hold, nor guest invite;
Save yon ill-omen'd birds that perch on high,
Or round the turrets wheel their clam'rous flight.

The 'parting roof that loads these mouldering walls,
Scarce yields a shelter from the drizzling show'r;
In at the shatter'd pane the ivy crawls,
And through the waste apartment weaves her bow'r.

Where peace, where pleasure dwelt, destruction prowls;
Where mirth was heard and music wont to chime —
Hark! how with sudden gust the tempest howls,
And flaps the jarring doors, unlock'd by time.

How chang'd th'abode where Varro lov'd to rest!
When, by his happier stars, from courts remov'd,
He liv'd, of fortune, kindred, friends, possest,
By men applauded, and by Heav'n approv'd.

Blest in himself, his bounty's warm embrace
Diffus'd the blessing o'er his wide domain;
For one was he of that primeval race
Whose splendour shone propitious on the plain.

The hopes that cherish age were all his own;
The happy sire his gen'rous sons survey'd,
Who, to the blooming verge of manhood grown,
His worth reflected, and his love repaid.

Fall'n with the parent tree, in dust they lie —
This mutilated mansion why explore?
Where Fancy rivets her distemper'd eye
On joys for ever past, and friends no more!

As through the storms of life our course we steer,
Still some lost comfort down the current goes —
Turn, Emma, turn! suppress the fruitless tear,
And reap the present good that Heav'n bestows.

Select Epigrams. In two Volumes. 350 Seiten. 8vo. 1797. Eine Sammlung aus den Epigrammen der witzigsten Köpfe Englands, Chesterfield, Lyttleton, Warton, Garrick, Cowper, Aikin, Walcot u. a. Dunkle Anspielun-

lungen sind in kurzen Anmerkungen mit Einsicht erläutert. Der Druck ist sauber und correct.

The Age of Folly, a Poem. 1797. 4to. Weder die Gegenstände, noch der Vortrag in dieser Satyre hat einen vorzüglichen Anspruch auf Neuheit. Eine der bessern Stellen ist die, wo er die in England und Deutschland eingerissene schauerliche Manier charakterisirt:

An other race of authors claims regard,
Who common scenes of common life discard:
Who bounds of probability o'er leap,
And conjure Daemons, from the vasty deep!
How smoothly flows the mild instructive page,
When shades and spectres, every thought engage;
When Daggers, Death, and Inquisitions dire,
Fill the wild brain with energetic fire:
When shrouded sprites with skeletons arise,
And blue mould candles — nature's place supplies,
Then does it please the poet's eye to see,
Some deep read miss, — in horrid mystery,
Trim her pale lamp, and fearful look around,
Starting with terror, at each fancied sound:
But still resolved, the Ghostly race to run,
She reads and trembles, till the bell tolls *one*!

Avaunt, ye shapes, that Grub-street story owns,
Y'elept *Raw Head*, and migthy *Bloody Bones*.

No

No more *Tom Hickathrift* ſhall claim the bays,
Nor giant *killing Johnny* look for praiſe.
For if to ſtrech the eyes like ſaucers wide,
To freeze the blood, and o'er the paſſions ſtride;
To cauſe the hair like quills to perch on end,
And horrid thoughts, with horrid actions blend.
If ſuch is merit — candour's ſelf muſt own
The Monk of *Lewis* conſcious ſtands alone,
Unleſs we bring, to fill a ſecond place,
The tales of *Radcliffe* wrapt in myſtic grace.

The Vales of Wever, a Loco-deſcriptive Poem, inſcribed to the Rev. John Granville, of Calwich. Straffordſhire. By *Jo Gisborne*. Esq. 1797. 4to. 88 Seiten. Der Verfaſſer dieſes beſchreibenden Gedichtes beſitzt Einbildungskraft; ſeine Beſchreibungen ſind mahleriſch, ſeine Bilder reich und mannigfaltig. Aber ſein Styl iſt allzu üppig und koſtbar. Alles iſt Glanz und Schmuck. Oft wird dadurch ſein Ausdruck dunkel, aber noch öftrer ermüdend. Folgende Probe beſtätigt dieſes Urtheil:

As Spring's ambroſial hands unfold
The floral buds of breathing gold,
With thy ſweet voice, Hygeia, lead
Stout youths and damſels o'er the mead;
And where yon oak exalts his creſt,
And broad expands his jutting breaſt,
Weave the gay-ſmiling dance around,
To ſimple meaſures beat the ground,

Twine

Twine his hoar trunk with Flora's charms,
With fragrance wreathe his dusky arms.
So when the Summer's rural train
Swarms o'er the hayfield's tufted plain:
And when relentless Autumn pours
On earth's chill bosom leafy showers,
Rimes the blue eyelids of the dawn,
And frosts with crystal gems the lawn;
Thy welcome steps, Hygeia, guide
These groves and deepening dales beside,
While Peace her grateful influence breathes,
And scatters plenty's golden wreaths.
And when old Winter chains the floods,
With tempests loads these labouring woods,
Drives headlong storms from Wever's brow,
And smooths the whiten'd world below;
Here 'mid the drifted wild disclose
Thy vermeil lips, and ivory brows,
Youth's arduous toil with smiles assuage,
And paint the wrinkled cheeks of age.

Folgende geistreiche Vergleichung, die der Verfasser mit der Beschreibung des Flüßchen Churnet verbindet, wird man hier mit Vergnügen lesen:

Churnet! how fleet thy waters roll
Aside this grassy mantled knoll,
And down yon ford impatient urge
Each wide exasperated surge.
The meadow gain'd, how smooth they glide!
The lucid surface dimpling wide:
Now seem to pause, yet silent rove,
Then bound impetuos into Dove.

So

So fleet, so changeful, dark and clear,
Existence rolls from year to year!
When Healths arrays Youth's cloudless morn,
And Pleasure gilds each rising dawn,
On pinions swift as orient light,
Time seems to wing his airy flight;
But when th'illusive landscape fades,
Saddening at Death's disastrous shades,
When wrapp'd in night Affection tries
In vain to close her aching eyes,
Looks back on life, on widow'd years,
And steeps her pillow in her tears;
How sullen strikes the bell! How slow
Each awful moment seems to flow!
Sorrow the tedious night deplores,
And Fancy wails the lenghten'd hours.

Britannia, a Poem. By *Samuel Hull Wilcocke*. 1797. 83 Seiten. 8vo. Dieses Gedicht enthält eine historische Erzählung der glänzendsten Begebenheiten Britanniens von den Zeiten Cassibelans an, der sich dem Cäsar entgegensetzte, bis auf die Regierung des Carausius, der als Mit-Kaiser von Diocletian und Maximinian anerkannt wurde. Der Verfasser besitzt mehr Gelehrsamkeit, als man von einem Dichter fordert; aber weniger poetisches Talent, als erforderlich ist, einen Gegenstand der Gelehrsamkeit interessant zu machen. Daß es ihm darum nicht an Geist und Geschmack fehlt, wird folgende Anrufung an die Muse zeigen.

Come Muse of Albion! who in Thomson's verse

Brea-

Beeathed Liberty's extatic ardent strain,
Who gave to Addison a Cato's soul,
To Milton, his sublime exalted strength,
And tho th'inimitable Shakespeare's verse,
The genuine stamp of nature, awful, true,
And forceful, as th'impetuous gust of heaven;
Give me to share their energy divine;
Give me to paint, in ardent numbers bold,
The arms and arts that graced this matchless isle;
'Tis not alone to martial deeds that here
Th'historic Muse confines her liberal praise,
Sometimes she leaves th'ensanguined field of war
For milder themes, and, reminiscent oft
Of poets, artists, and of general worth,
Holds bright examples to the willing mind,
As various, as each several state can ask,
That each may in the arduous task assist,
And hand in hand, raise high our British fame;
And as the Roca Ora braves the storm
Of ages in the north' antipodes,
Receiving ever on it's dreary sides
The billows of the Magellanic main,
Full many a thousand league impetuous rolled
From south to north, by envious Neptune swelled
And the nigh-bursting cheeks of Aeolus,
To dash its pride, yet centered in itself
It dares their efforts vain; so many the rock,
Britannia! stand unshaken, unimpaired,
Fixed on the firmest base, deep-chained to fate,

And

And laugh to scorn a world unmeaning rage,
Nor fall but with old time; and when this globe,
And the dread clangour of the heavenly trump,
Swept by an igneous comet from its orb,
In huge combustion, crumbles into chaos,
May Britain's time-outliving fame remain
Recorded in angelic memory,
The noblest state that ever stood on earth.

False Impressions. A Comedy in five Acts. Performed at the Theatre Royal, Covent-Garden. By *Richard Cumberland.* Esq. 1797. 8vo. 74 Seiten. In Rücksicht auf Anlage und Ausführung eine der mittelmäßigsten Arbeiten dieses fruchtbaren Dichters, der aber in Gefahr ist, seinen Ruhm durch allzu große Eile und Fruchtbarkeit selbst zu Grunde zu richten.

Poems by the Rev. *Gerald Fitz-Gerald* D. D. S. F. T. C. D. and Professor of Hebrew in the University of Dublin. Now first collected in one Volume, revised and improved by the Author. Dublin. 1797. 8vo. 93 Seiten. Die Gedichte dieser Sammlung, welche vor mehrern Jahren einzeln gedruckt worden, erscheinen hier in einer verbesserten Gestalt. Das erste ist The Academic Sportsman; das zweyte the injured Islanders; das dritte The Oeconomist, eine Nachahmung der eilften Satyre von Juvenal; das vierte eine Ode auf St. Patricks Tag, des Schutzheiligen der Irlän-

länder, the Revival, betitelt. In dem dritten dieser Gedichte hat der Verfasser an die Stelle der italienischen Sitten, irrländische gesetzt. Die Nachahmung ist leicht und geistvoll. In Rücksicht auf Reichthum der Phantasie und Anmuth der Versification verdient das zweyte den Vorzug vor allen übrigen. Die Injured Islanders sind eine Epistel der Königin Oberea von Otaheiti an den Capitain Wallis, der diese Insel im Jahr 1767 entdeckte. Der Gegenstand des Gedichts ist der verderbliche Einfluß der Kunst auf die Glückseligkeit der Natur. Nach der Abreise des Capitains hat eine Revolution die Königin ihres Vermögens und Würde beraubt, die Erinnerung an ihre gegenseitige Zuneigung, der Schmerz über ihr darauf folgendes Misgeschick, und ein patriotisches Gefühl über das Schicksal ihres Landes, sind die Grundlage des Ganzen. Hier ist eine Stelle aus demselben:

These awful Scenes depicted to my view,
(And fame, o Wallis, proves the painting true)
Oft to my mind some dreadful change present —
Some distant danger, or some dire event —
Some gath'ring tempest, black'ning from afar —
Some bursting rage of desolating war! —
Ah! shall this isle, so late admired by thee,
To plenty sacred, and to pleasure free —
This land, where peace diffused it's hallow'd power,

 Whe-

Where social virtues cheer'd each passing hour,
A barren waste — a lifeless scene appear,
By rapine plunder'd, or enslaved by fear?
Some tyrant's conquest, or some pirate's spoile!
It's native blessings banish'd from the soil! —
Ah! shall its sons, to seck fictitious wealth,
For lordly masters lose their florid health?
For glitt'ring ore, that ever useless shines,
Shun the bright day, and sink in dismal mines?
Or bent to burdens, on the surface go,
Inur'd to all the discipline of woe —
Forbid it, thou great Tane, ever blest!
If e'er a Suppliant won thy friendly care,
Oh! spare my country, mighty Tane, spare!
Ere ills, like these, o'er native rights prevail,
Dart the keen lightning at each daring sail,
Bid the loud tempest rouse the whelming wave,
And not a foe the surging fury save;
Or far remove, if vengeance be forgot,
These injured Isles to some sequester'd spot,
Some placid corner of the boundless main,
Unmark'd by science, unexplor'd by gain,
Where Nature, still, her empire safe may hold
From foreign commerce, confidence and gold.
From foreign arts — from all that's foreign free —
Save Wallis only - if approved by Thee!

The Economy of monastic Life (as it existed in England) a Poem, with philosophical and archaeological Illustrations from Lyndwood, Dugdale etc. and copious Extracts from original Mss. By *T. D. Fosbrooke*

brooke M. A. Curate of Horsley. Gloucestershire. 110 Seiten 4to. Der Verfasser sucht in diesem Gedichte eine allgemeine Idee von der Natur des Klosterlebens zu geben, indem er die damit verbundenen Ceremonien und Obliegenheiten beschreibt. Er hat auf die gelehrte Kenntniß dieses Gegenstandes großen Fleiß verwendet, und ihm einige vorläufige Abhandlungen, eine Menge Anmerkungen und einen Anhang gewidmet. Die veraltete Sprache, die er gewählt hat, und die Form der Stanze geben dem Gedichte einen Anstrich von Alterthum, der sich für den Gegenstand sehr gut paßt.

The Iliad and the Odyssey of Homer. Translated by *Alexander Pope* Esqu. A new Edition, with additional Notes, critical and illustrative. By *Gilbert Wakefield*. B. A. In eleven-Volumes. 8vo. 1796. Die zahlreichen Anmerkungen dieser schätzbaren Ausgabe sind zum Theil aus Pope selbst genommen; die größere Anzahl ist von dem Herausgeber. Sein Hauptgesichtspunkt ist zu zeigen, wie Pope die einzelnen Winke früherer Uebersetzer und anderer Dichter in Rücksicht auf Ausdruck, Versification und selbst den Mechanismus des Reimes benutzt habe. Man bewundert hier seine ausgebreitete Belesenheit, sein glückliches Gedächtniß und sein feines Gefühl für poetische Schönheiten. Von der Uebersetzung der Odyssee hat er eine Abhandlung über Homer und seine Uebersetzer vorausgehen lassen.

sen. Er sucht durch bündige Beweisgründe zu zeigen, daß Popes Kenntniß des Griechischen weit kleiner war, als selbst seine offenherzigsten Biographen eingestanden haben. Er beurtheilt die Fehler der Uebersetzung und bringt sie unter die Rubriken von Mangel an Treue, Mangel an Einfalt, unnütze und unschickliche Zusätze, nachlässige oder unbedachtsame Auslassungen, und fehlerhafte Reime.

XV.

Münzen,

welche in der Dykischen Buchhandlung zu Leipzig für beygesetzte Preiße zu haben sind.

134 Stück Königl. Schwedische, worunter 16 Medaillen, 4 Thaler, 1 Ducaten, 4 Solidi, 8 St. Kupfermünzen und 11 St. vom Baron Görtz. taxirt 61 Thlr. 12 Gr.

101 St. Königl. Preußische, 1 Krönungs- 2 Huldigungs-Münzen, 17 Medaillen, 1 Ducaten, ½ Ducaten, 1 Thaler, 2 halbe Thaler und Groschen taxirt 37 Thlr. 10 Gr.

379 St. Churfürstl. Brandenburgische und Markgräfl. Brandenb. Bayreuth-Anspachsche, bestehend in 152 Solidi, 1 Goldgulden, 2 Ducaten, 15 Medaillen, Huldigungs- und Begräbniß-Münzen, Thalern, halben Thalern u. s. w. taxirt 84 Thlr. 12 Gr.

49 St. Churf. Maynzische taxirt 21 Thlr. 14 Gr.

59 — — Triersche — 23 — — —

53 — — Bayersche — 9 — 8 —

59 — — Pfälzische — 15 — 12 —

103 St. von Schweitzer Cantons, Basel, Bern, Clary, Freyburg, St. Gallen, Fürstl. Neuburgsche, Holdenstein in Graubünden, Genf, Lucern, Schafhausen, Solothurn, Uri, Schwyz und Unterwalden, Zürich, Zug.
taxirt 20 Thlr. 20 Gr.

679 Städte-Münzen bestehend in 15 Antiken, 26 Solidi, 9 Bracateten, 9 goldenen Münzen, 39 Medaillen, 6 Thalern, 18 Klipper u. s. w. taxirt 105 Thlr. 8 Gr.

34 Medaillen und Münzen auf berühmte Männer
taxirt 35 Thlr. 12 Gr.

Die geschriebenen ausführlichen Verzeichnisse sind daselbst einzusehen.

Die Taxation geschah zu Dresden von einem Churfürstl. Münzmeister.

Ende des ein und sechzigsten Bandes.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Ueber Platon's Verbannung der Dichter aus seiner Republik, und seine Urtheile von der Poesie überhaupt. Seite 3

II. Ueber die Laune, das Eigenthümliche des englischen humour und die Frage: ob Xenophon unter die launigen Schriftsteller gehöre? Ein Schreiben des Herrn Prof. Garve. 51

III. Bruchstücke aus dem englischen Gedicht: the botanic Garden. 78

IV. Johann Heinrich Tischbein, als Mensch und Künstler dargestellt von Joseph Friedrich Engelschall. 134

V. Vermischte philosophische Schriften des Herrn Hemsterhuis 3ter Theil. 153

VI. Kunstnachrichten:
Lucrezia, ein Oelgemälde von Johann Dominicus Fiorillo, beschrieben von Karl Morgenstern. 157

Zwey neue Bildnisse von Bause. 163
Briefe über die mahlerische Perspektive von Horstig; mit 32 Kupfertafeln. 163
VII. Biographische Nachrichten von C. C. H. Rost. 166

Zweytes Stück.

VIII. *Aeschyli* Tragödiae, recensuit *C. G. Schütz.* Vol. III. und *C. G Schütz* Commentarius in Aeschyli Tragoedias, Vol. III. 172
IX. Der Mensch und die Helden; zwey satyrische Gedichte von J. D. Falk. 204
X. Herrmann und Dorothea von J. W. von Göthe. 230
XI. Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederherstellung bis auf die neuesten Zeiten von J. D. Fiorillo. 268
II. Auswahl vorzüglicher Gemmen aus der Sammlung des Baron von Stosch, jetzt im Königl. Preußischen Cabinet befindlich. Mit artistischen Erläuterungen begleitet von Fr. Schlichtegroll. 292
XIII. Französische Litteratur.
Les Vosges, poëme par *N. François de Neufchateau,* 301
Vie de *Voltaire* par *Duvernet.* 306
Fables de *Mancini Nivernois.* 310
La Sphère, poëme en huit chants par *Dominique Ricard.* 311

Fables

Fables choisies de *la Fontaine* à l'usage des enfans avec des notes par *Mongez.* 314

Les trois Fabulistes *Esope*, *Phèdre*, et *la Fontaine*, par *Chamfort* et *Gail.* 315

XIV. Englische Litteratur.

Lorenzino di Medici and other Poems, by *William Rough.* 317

Tributes of affection, with the Slave and other Poems; by a Lady and her Brother. 317

First Flights, by *John Heyrick* junior; Pieces in Verse on various occasions. 318

Paedotrophia, or the Art of Nursing and Reating Children; a Poem in 3 Books, translated from the Latin by *H. W. Tytler.* 320

The Pursuits of Literature; a satirical Poem in Dialogue. 4 Parts. 321

Six Satires of *Horace*, in a Style between free Imitation and literal Version; und

The Epistle of *Horace* to the Pisos, transl. into engl. verse by *William Clubbe*, 322

The Church, a Poem by *John Sharpe.* 323

The Works of *Alexander Pope*; with Notes and Illustrations by *Joseph Warton* and others. 325

Lyric Poems. 328

Select Epigrams, in two volumes. 330

The Age of Folly; a Poem. 331

The Vales of Wever, a loco-descriptive Poem, by *Jo Gisborne.* 332

Britannia; a Poem by *Samuel Hull Wilcocke.* 334
False Impressions; a Comedy in 5 A. by *Richard Cumberland.* 336
Poems by *Gerald Fitz Gerald.* 336
The Economy of monastic Life (as it existed in England) a Poem by *T. D. Foxbrooke.* 339
The Iliad and the Odyssey of Homer, transl. by *A. Pope*, with Notes *Gilbert Wakefield's.* 340
XV. Münzen, gesammelt von einem Kunstliebhaber zu Dresden, die zu verkaufen sind. 341

Nachrichten.

Da man jetzt so viel von Mammelucken und Aegypten hört und liest, und da Frankreichs Directorium die Ursache des Feldzugs gegen die Mammelucken, unter Buonaparte, von der Empörung Ali Bey's gegen die Pforte herleitet, welche aber nicht, wie der Concipient der von Seiten des Directoriums an den Rath der Fünfhundert gegebenen Nachricht darüber sagt, ums Jahr 1780, oder wie im Hamburger Correspondenten steht 1760, sondern im Jahr 1773 geschah, als Alexis Orlow, der sich gegenwärtig zu Leipzig aufhält, als Admiral der Russischen Flotte, die türkische Flotte in dem Hafen zu Tschesme verbrannt hatte, und darauf zu Morea gelandet war — unter diesen Umständen wird das im vorigen Jahr von mir herausgegebene historische Schauspiel

Ali Bey

vielleicht die Aufmerksamkeit des Publikums reizen. Alle Charaktere, Vorfälle, ja selbst die Reden im ersten und dritten Akt, wo die Bey's berathschlagen, sind ächt historisch und aus Savary's Zustand von Aegypten entlehnt; mit der Poeten vergönnten Freyheit versteht sich. Auch Gelehrte, die den gegenwärtigen politischen und religiösen Zustand Aegyptens aus den besten Reisebeschreibungen kennen, dürften doch die concentrirte anschauliche Lage desselben in einem

nem Schauspiele, das aber blos zum Lesen, nicht zur Vorstellung bestimmt ist, nicht ohne Vergnügen erblicken. Die ersten Akte insbesondere müßten beträchtlich abgekürzt werden, wenn das Stück auf der Bühne nicht durch die Auseinandersetzung der uns fremden Sitten langweilig werden sollte, die der Zuschauer indeß aus der vorhergegangenen Lectüre des Schauspiels, oder aus Savary, Tott, Volney und Niebuhr kennen müßte, um das Stück zu verstehen.

Der vormalige französische Minister und Reichskanzler von Barentin sandte vor etwan achtzehn Monaten aus England, wo er sich jetzt aufhält, einen Bericht über die Beschaffenheit des französischen Königthums und die Ursachen seines Verfalls an den Prätendenten, oder Ludwig XVIII. den dieser Fürst auf seine Kosten drucken ließ, und hiedurch die politische Denkart seines Ministers für die seinige gewissermaßen erklärte. Schon dieß macht diese Schrift äusserst merkwürdig: sie zeichnet sich aber auch durch eine in unsern Tagen seltene Mässigung, verbunden mit der tiefsten juristischen und historischen Einsicht, praktischer Staatsweisheit und ächter Menschenliebe aus. Deshalb habe ich von ihr eine Uebersetznng veranstaltet und solche mit einigen für deutsche Leser vielleicht nützlichen Erläuterungen begleitet; als eine Fortsetzung dieses Werks aber, in einem besondern Bande, aus Edmund Burke's hinterlaßenen Papieren, seine Ideen über die Natur der französischen Revolution, mit Adrien Lezay's Meinung über die Ursachen und Resultate derselben, und einer neuen Untersuchung der nämlichen Materien von mir, zusammengestellt. Dieses aus

aus zwey Bänden bestehende Werk ist mit einem allegorischen Frontispiz und den Abbildungen von Mirabeau, Sieyes und Bailly, wie sich solche auf der Tribune der constituirenden National-Versammlung zeigten, und den martialen, diplomatischen und legislativen Charakter der repräsentativen Demokratie in Frankreich bildeten, der sich in diesen drey Figuren anschaulich darstellt, verziert, und kostet 2 Thlr. 8 gr.

Von der Lebensgeschichte der Gemahlin Ludwigs XVI. Marie Antoinette, Königin von Frankreich, aus dem Französischen des Herrn von Montjoye, hat der zweyte und letzte Theil so eben die Presse verlassen, und ist mit einer Nachricht von den Schriften des Verfassers begleitet, worin, unter andern, einige Stellen aus dem Avis à la Convention nationale, den Herr von Montjoye den 26. December 1792 in der Stunde austheilen ließ, als Ludwig XVI. mit seinen drey officiellen Vertheidigern an den Schranken des Convents erwartet wurde; wohl die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln dürften; so wie Niemand leicht die Lebensgeschichte selbst, ohne Thränen zu vergießen, lesen wird. Das Brustbild der Königin, in ihrem Glanze, ziert den ersten Theil; dem andern ist eine Abbildung der ganzen Figur der Königin am Tage ihrer Hinrichtung, nebst einem architektonischen Grundriß ihres letzten Gefängnißzimmers in der Conciergerie vorgesetzt. Jeder Theil kostet 1 Thlr.

Von Herrn Herbert Marsh, einem zu Leipzig seit vielen Jahren privatisirenden englischen Gelehrten, bekannt durch eine Bearbeitung von Michaelis

Ein-

Einleitung des Neuen Testaments in englischer Sprache, und einige deutsche Aufsätze in Wielands Merkur, erscheint in einigen Wochen, in meinem Verlag, eine historische Schrift, welche die Aufmerksamkeit aller Freunde der Wahrheit verdient; eine Untersuchung der Frage: ob die englische Regierung Schuld an dem gegenwärtigen Kriege zwischen Frankreich und England sey? Ich werde sie als Gegenstück zu der vortreflichen Schrift von Herrn Büttner: Ueber den ökonomischen und politischen Zustand von Großbrittannien im Jahr 1796 drucken lassen, und den größten Fleiß auf den correcten Druck der vielen beygebrachten historischen Beweisstücke in französischer und englischer Sprache wenden.

Noch mache ich bekannt, daß ich gesonnen bin von dem so eben herausgekommenen französischen Werke:

Principes des moeurs chez toutes les Nations, ou Catéchisme universel, par *Saint-Lambert*; 3 Vols gr. 8vo.

eine deutsche Uebersetzung zu veranstalten und mit den etwan erforderlichen Anmerkungen zu begleiten.

Dyk.

In der gegenwärtigen Michaelis-Messe haben bey mir außerdem folgende Schriften und Fortsetzungen die Presse verlassen:

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Brunckii*. Indices et Commen-

mentarium adjecit *Fr. Jacobs.* Tomus VII. Commentarius Tomus I pars 2,

unter dem Titel:

Friderici Jacobs Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum *Brunckii.* Voluminis Primi, pars posterior 8 maj.

auf Schreibp. 2 Thlr.

auf Druckp. 1 Thlr. 12 gr.

(Die erste Hälfte, welche vor einigen Monaten erschien, kostet auf Schreibp. 3 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 2 Thlr. 12 gr. Die vier ersten Bände, welche die Anthologie selbst liefern, kosten auf Schrbp. 4 Thlr. 16. gr. auf Drckp. 3 Thlr. 8 gr. Der 5te Band enthält die Indices und kostet auf Schrbp. 2 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr. Diese Register, so wie der Commentar, passen auch zu der Strasburger Ausgabe von Brunks Analecten, und haben deshalb besondere Titel.)

Gottesverehrungen der Neufranken; oder Ritualbuch der Theophilanthropen, einer unlängst zu Paris entstandenen religiösen Gesellschaft. Aus dem Französischen. 3tes Heft 8vo. 1 Thlr.

(Dieses Heft enthält unter andern einen Elementarunterricht in der religiösen Moral, abgefaßt in Frage und Antwort, eine Rede über den Hausfrieden u. s. w. Der dießmalige Anhang zur deutschen Uebersetzung aber, eine Anweisung zur moralischen Selbstbildung von Franklin, ein Schreiben von Di-

dero

derot an eine deutsche Fürstin über Prinzenerziehung, ein Gespräch von Gagliani über den Charakter des Weibes, ein Gespräch zwischen Sokrates und seinem Sohn, einige Gedichte und eine Entwickelung der Absichten des Stifters der christlichen Religion von Herrn D. Reinhard, Churf. Sächs. Oberhofprediger zu Dresden. Der Preis des ersten Hefts ist 12 gr. der des zweyten 16 gr. Alle drey Hefte zusammen kosten sonach 2 Thlr. 4 gr.)

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst historischen und kritischen Abhandlungen; von einer Gesellschaft Gelehrten. 5ten Bandes zweytes Stück. gr. 8. 16 gr.

(Alle fünf, aus zehn Stücken bestehende, Bände 6 Thlr. 16 gr. Das Werk wird fortgesetzt.)

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte, 17ten Bandes 3tes Stück. gr. 8. 9 gr.

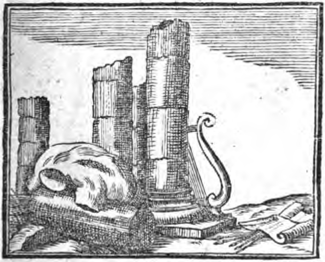
Allgemeines Register über den 49sten bis 60sten Band der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. gr. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Joseph von Retzer
geb: zu Krems in Oesterreich
unter der Ens 1754, d. 25. Jun.

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Zwey und sechzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung, 1799.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Mythologische Ideen bey Gelegenheit der heiligen Heerden des Helios auf der Insel Thrinakia von W. Süvern.

Die älteste Mythologie ist ein ehrwürdiges Vermächtniß, welches das goldne Alter der Menschheit, das Zeitalter voll warmen lebens und jugendlicher Fülle der Phantasie, seinen gelehrten und gravitätischen Nachfolgern hinterlassen hat, zur Ergötzung nicht bloß, sondern zum Spiegel selbst und zur Warnung. Wen Stolz bläht und voreiliger Wahn von hoher Cultur und Aufklärung des Zeitalters, der gehe dorthin zurück und er wird einen großen Theil seiner Meinungen, nur mit weniger willkührlichem Schmucke und in edlerer Einfalt, dort wieder finden. Der Name Mythologie — wenn wir alle religiöse Ideen darunter verstehn, bey deren Erschaffung noch Sinnlichkeit, oder vermischte Verstandesthätigkeit mitwürkte, und welche mehr oder minder von ihrem höchsten Vollkommenheitspunkte abstehn — umfaßt wohl

etwas mehr, als jene ersten Träume der Kindheit; auch dem Jünglinge und Manne hängen noch viele von ihnen an, er schafft sich selbst neue, mit Gelehrsamkeit verbrämtere, und öffentliche Autorität stempelt sie. Es dürfte in der That nicht uninteressant seyn, in einer allgemeinen Mythologie, nur freylich auf einem andern Wege als Dupuis es neulich versucht hat *), alles das von religiösen Ideen ohne Unterschied zusammenzustellen, was, sey es das Produkt noch so verschiedener Zeiten, Länder, Völker, ein gemeinschaftliches Gepräge der Culturstuffen an sich trägt, auf welchen sich Mythologieen erzeugen können — Der Sprengel dieser Wissenschaft möchte sich wohl weiter erstrecken, als ich hier angeben kann und mag. Erst wenn religiöse Ideen aus einer praktischen Quelle entspringen und ein praktisches moralisches Bedürfniß befriedigen, können sie mit Recht auf den Namen einer reinen Religion Anspruch machen; so lange sie aber die Frucht eines theoretischen Strebens nach Erklärung von Erscheinungen der moralischen und physischen Welt sind, die natürlich nach Maasgabe der Kräfte des Verstandes zu verschiedenen Zeiten nur vollkommen oder unvoll-

*) Origine de tous les cultes, ou religion universelle Paris 1795. Ein gelehrtes und in Rücksicht der Materialien sehr brauchbares Werk, worin aber das Bemühn, alle Religionen auf das Princip der Astronomie zurückzuführen, den Verf. zu äußerst sonderbaren Hypothesen verleitet hat.

unvollkommen seyn kann, so lange sinnliche Triebe die Verehrung der dadurch hervorgebrachten Moral- oder Naturwesen bestimmen, so lange verdienen sie jenen heiligen Namen nicht. Die Resultate des, stärkern oder schwächern, Verstandes über diese Gegenstände haben nichts mit Religion gemein. Ist er schwächer, sind Philosophie und Naturwissenschaften noch nicht gehörig cultivirt, so vertreten immer religiöse Meinungen die Stelle sicherer Gründe, die eine tiefe und gründliche Philosophie an die Hand giebt; ist er stärker, so müssen natürlich seine hellen und sicheren Resultate jene Kinder einer spielenden Phantasie verdrängen, und das aus den religiösen Systemen verbannen, was nur temporeller Nothbehelf war, und welches, wenn es demohngeachtet zurückbleibt, die Religionen der jetzigen und der Vorwelt einander gleich macht. Es ist mir hier nicht möglich, diese kurzen Züge, welche nur der Wunsch hervorlockte, dem Stolze entgegenzureden, womit man oft auf jenen edlen Theil der Thätigkeit des Geistes herabsieht, der unverkennbarer als alles, worin Positivität willkührliche Bestimmungen hervorbrachte, ihr Gepräge an sich trägt, weiter auszuführen. Wenn dieser aber für die höhere Psychologie (so möchte ich die Wissenschaft vom allgemeinen Gange und den Erscheinungen der Geistesthätigkeit des Menschengeschlechts nennen) von der größesten Wichtigkeit ist; so wird jeder, der für diese Wissenschaft Interesse hat, aus welcher am Ende die höchste praktische Weisheit fließt, die nur im Leben reifen kann,

ihn schätzen und achten, und oft und gerne aus dem Zwange unsrer positiven und conventionellen Welt in jene Zeiten der freyen ungezwungenen Bildung, zu jenem heiligen Vermächtnisse, welches ein großes Gemälde dieser Zeiten enthält, fliehn.

Man thut dieß auch wohl, und hat es, aber in sehr verschiedenen Absichten und mit sehr verschiedenem Geiste, lange gethan. Aber das gewöhnliche Schicksal der Vermächtnisse, Drehungen und Deutelungen, haben auch dieses mehr als irgend eines betroffen. — Denn wo ist der Geist, welcher sich ganz des Gewebes, womit wir uns selbst umstrickt haben, entledigen, und es in dem freyen unbefangnem Sinne der Zeiten, welche es uns hinterließen, deuten könnte? Dieß wird um so schwerer, da er nur mühsam aus den willkührlichen Formen und Gestalten, worin er schon früh gekleidet wurde, herauszuwickeln ist; und beydes, jenes subjektive und dieses objektive Hinderniß, müssen uns alle Verwunderung über den Schleyer, welchen die Gelehrsamkeit, indem sie einen andern aufheben wollte, selbst über diesen noch gezogen hat, benehmen. Die ganze mythologische Interpretation hat sich in einem Kreise ged[illegible] von allegorischer, physischer und mystis[illegible] Deutung fieng sie früh schon an, und drohte, nach mancherley Schicksalen, in neuern Zeiten wieder dahin zurückzukehren. Noch haben wir keine gründliche Mythologie, und werden sie auch nicht haben, so lange Alterthumskunde und Philosophie nicht wech-

selseitig

selseitig in engern Bund mit einander treten. In der letztern mit der erstern vereint liegen die Präliminarien, in der letztern allein die Prinzipien selbst zu einem aufzustellenden System dieser Wissenschaft, woran man noch größtentheils verzweifelt, oder vergebens gearbeitet hat; aber in der ersten feste Materialien, deren tiefe Erforschung nur und gründliche Benutzung alle Systeme zu etwas mehr als entweder Spielen des Witzes oder leeren Luftgebäuden machen kann. Ob und wie ich es für möglich halte, aus der Vereinigung beyder ein System der Mythologie aufzustellen, ist hier zu zeigen die Zeit und der Ort nicht. Es sey mir nur erlaubt, an einem Beyspiele einige jener Prinzipien anzuwenden, welchen man, wie ich glaube, bey Erklärung alter Mythen folgen muß, und dadurch zugleich sachverständigen Männern Gelegenheit zu geben zu urtheilen, ob ich mir von dem Fleiße, welchen ich auf diese Wissenschaft zu wenden entschlossen bin, Erfolg versprechen könne.

Ich wähle dazu den bekannten Mythus von **den Heerden des Helios** bey Homer. Zwar ist dieser schon von mir vor einigen Jahren im N. d. Merkur *) behandelt. Aber selbst deswegen wähle ich ihn, weil jener dürftige Aufsatz, eine Arbeit meiner ersten akademischen Jahre, am deutlichsten zeigen kann, wie weit ich auch jetzt

*) Jahrgang 1796 sechstes Stück.

entfernt bin, einigen Anspruch auf großen Werth meiner Arbeit zu machen, und wie gewiß ich bin, daß nach einigen Jahren, mit vermehrten Kenntnissen, auch die Foderungen, welche ich an mich selbst machen werde, noch um vieles werden erhöht seyn. Man wird es mir deswegen auch nicht als Arroganz und jugendliche Selbstgefälligkeit auslegen, wenn ich mich genöthigt sehe, Männer, welche zu einer Zeit auch in dieser Wissenschaft alles waren, zu widerlegen. Ich würde nie ihre Namen auf diese Art öffentlich nennen, wenn auch die Zahl ihrer Gegner noch nicht so groß, und noch mehr Ehre von einem neuen Angriffe zu hoffen wäre; aber bey Männern wo Wahrheit die Losung ist, wo die Sache und nicht der Mann in Anschlag kommt, glaube ich frey, wahr und ohne Furcht vor falscher Auslegung reden zu dürfen.

Als der erfindungsreiche Odysseus auf Ermunterung der göttlichen Kirke „in des Aides Reich und der schrecklichen Persephoneia" *) gestiegen ist, wo Teiresias der Seher ihm das Schicksal seiner Heimkehr prophezeiht, wird er demnächst auch von diesem gewarnt, die heiligen Heerden des Helios zu verletzen, welche er auf der Insel Thrinakia finden werde. Eben das schärft ihm auch die Nymphe beym Abschiede aufs dringendste ein, wo sie ihm zugleich die Heerden selbst und ihre Beschaffenheit genauer beschreibt **).

Jetzo

*) Odyss. XI. 107.

**) Ib. XII., 127. 141. vergl. Apollodor. Bibl. I, 9, 25.

Jetzo gelangst du zur Insel Thrinakia. Siehe da weyden
Viel' und wohlgenährt des Helios Rinder und Schaafe:
Sieben Heerden der Rinder und gleich viel trefflicher Schaafe,
Funfzig in jeglicher Heerd'; und niemals mehren sich jene,
Nie auch schwindet die Zahl. Doch Göttinnen pflegen der Obhut,
Zwo schönlockige Nymphen, Lampetia und Phaethusa,
Welche dem Sonnengotte gebahr die edle Neaira.
(Voß.)

Wenn er diese verletze, weissagt ihm die Göttin, so werde Verderben treffen sein Schiff und seine Gefährten, und entrinne gleich er selbst, so werde er doch spät, unglücklich und allein, nach Ithaka kehren. Nachdem Odysseus abgeseegelt, den Seirenen, den irrenden Klippen, der Skylla und Charybdis entronnen ist, wird er durch Hunger und des Eurylochos Troß genöthigt, an der Insel Thrinakia zu landen. Obgleich ihm seine Gefährten Gehorsam geschworen hatten, so schlachteten doch sie

Denen verbotene Lust mehr als das Vaterland selbst galt *)

des Helios heilige Stiere, (Ἡλιȣ ἁγνας βȣς) **) und bereiteten sich ein Mahl. Aber schon erin-

 nerten

*) Horat. Ep. I, 7. v. 63.

**) Eurip. Troad. 439.

nerten sie deutliche Wunderzeichen der Götter an die gewisse Strafe des Frevels.

Ringsum krochen die Häut' und es brüllte das Fleisch um die Spieße,
Rohes zugleich und gebratnes, und laut wie Rindergebrüll scholl's.
(Voß.)

Denn Lampetia war zu ihrem Vater geflohn und hatte ihm die Nachricht des begangenen Frevels gebracht. Dieser rief Zeus um Hülfe und Rache gegen jene Verächter der Götter an, und wurde erhört. Als nach sechstägigem Schmausen die Mannschaft die Schiffe wieder bestieg, „siehe da breitete Zeus ein dunkelblaues Gewölk aus", die Wogen erhoben sich, Winde kämpften mit Winde, die Schiffe zersplitterten, alle Gefährten Odysseus ertranken, er allein entschwamm mit Mühe und großer Gefahr.

Niemand wird es Wunder nehmen, unter einem Volke, welches in seinem ersten Nationalbarden eine Quelle aller Weisheit verehrte, zu einer Zeit, wo Philosophen und Mystiker schon bemüht waren, durch allegorische und symbolische Deutungen dieselben aus ihm zu entziffern, auch von unserm Mythus Erklärungen dieser Art zu finden. Der bekannte Erzbischoff Eustathius von Thessalonich erzählt in seinem Commentare zum Homer *), daß Aristoteles die Heerden der Rinder

*) Zu Odyss. XII, 127. wo auch die Scholiasten

der auf die Tage des Mondenjahres gedeutet habe. Sieben waren nämlich der Heerden, jede von 50 Stück, so daß also die Summe derselben von 350 den Tagen des Mondenjahres entspräche. Lassen wir die guten Alten dergleichen aus ihrem Homer entziffern, da wir nicht minder geschickt gewesen sind, ähnliche und oft noch viel wunderbarere Dinge aus andern Schriften hervorzuklauben. Aber jede Wissenschaft hat ihre Orthodoxie und, sey es wegen Leichtigkeit der Arbeit, sey es unvorsätzlich, der Glaube an Aussprüche der Vorgänger läßt sich nicht so ganz aus jedem ausrotten, weswegen man sich auch nicht wundern muß, daß selbst in einer Zeit, wo von richtiger Fassung des homerischen Geistes so viel gesprochen wurde, jene Deutung noch ihre Anhänger gefunden hat. Ein neuerer Mythenerklärer sagt *), jedoch ohne Angabe der ersten Quelle, wörtlich so: „Es existirte schon vor Homer ein alter ganz artiger Mythus vom Mondenjahre von 350 Tagen, von denen irgend jemand gedichtet hatte, daß sie wie Heerden der Sonne weydeten, nie ausstürben, sondern immer wieder ergänzt würden. Man gab ihnen nun Nymphen, Töchter der Sonne, zu Hütern, und zum Aufenthalte eine Insel in einem damals noch unbekannten Meere, und zwar Thrinakia. Ausgeschmückt wurde der Mythus durch die Sitte, den

und die clarkischen Anmerkungen verglichen werden können.

*) Comment. in Appollodori Biblioth. T. I. p. 214.

den heimischen Göttern in vielen Gegenden Heerden zu weihn, welche frey und unberührt herumgingen.“

So wenig diese Erklärung einer Widerlegung für diejenigen bedarf, in denen nur ein Funke von Alterthumsgefühl und homerischem Geiste lebt, so sey es mir doch erlaubt, einiges darüber zu sagen. Mehreres nicht zu erwähnen, was die Bescheidenheit zu sagen verbietet; so ist die Stelle nicht richtig verstanden. Denn Homer sagt nicht „die Rinder sterben nie aus, sondern werden immer wieder ersetzt;“ nein, er sagt, „sie haben weder Zuwachs noch Abgang, und bleiben sich beständig gleich.“ Alsdann hätte auch diese Bemerkung die ganze Erklärung leicht verdächtig machen können: Im ganzen Alterthume existirt kein Mondenjahr von 350 Tagen; es war auch unmöglich auf ein solches zu kommen. Der älteste Monat war der synodische, welchen man, wie es noch unter manchen ungebildetern Völkern geschieht *), rund zu 30 Tagen annahm. Daraus entstand, durch die Vergleichung des Wechsels der Jahrszeiten mit der Mondenzahl, das Mondenjahr von 360 Tagen. Diese Rechnungsart ist die hesiodische **), Solon gebraucht sie bey Herodot ***), und selbst unter

*) Carvers Reisen durch Nordamerika S. 216. d. deutschen Ueb.

**) Opp. et dies v. 381. sq.

***) L. I, c. 21.

unter den spätern Griechen war sie bey minder wichtigen Gelegenheiten üblich *). Auch die Egyptier sollen sich in ältern Zeiten dieser Zeitrechnung bedient haben **). Man rechnete aber so in jedem Monate eilf Stunden zu viel, welcher Rechnungsfehler in einigen Jahren Verwirrungen hervorbringen mußte. Völker, welche dieß bemerkten, liessen daher, indem der Ueberschuß dieser Stunden jährlich $5\frac{1}{2}$ Tage ausmachte, bey gewissen Monaten, Tage ausfallen, wie die Griechen in Italien und die Sicilier ihre dies εξαιρεσιμους †). Indem man aber jene $5\frac{1}{2}$ Tage für 6 Tage rechnete, wodurch alle zwey Jahre der Mangel eines Tages bewirkt wurde, so mußte man zuweilen immer wieder dem Jahre einen Tag zusetzen, woraus denn Mondenjahre abwechselnd von 354 und 355 Tagen entstanden ††). Die Egyptier hingegen verfuhren gerade umgekehrt. Statt daß die Griechen vom Jahre bald 5 bald 6 Tage mußten ausfallen lassen, schalteten sie, durch die Bemerkung der Disharmonie zwischen den Sonnen- und Mondsläufen, welche sie zuerst wahrnahmen, geleitet, am Ende jedes Jahres 5 Tage ein, wodurch sie ein nach

*) Barthelemy Reisen d. j. Anacharsis Th. 3, S. 172. d. deutsch. Ueb. und die daselbst angeführten Stellen.

**) Herodot. II, c. 4.

†) Cicero in Verr. Act. II, l. II, 1. c. 51.

††) Herodot. l. c.

nach Maasgabe ihrer Hülfsmittel ziemlich genaues Sonnenjahr herausbrachten. Wie dieß eigentlich zuging, wissen wir nicht genau. Die egyptischen Priester hatten aber die Sache in folgende Fabel gehüllt *):

Rhea wurde nach einem geheimen Umgange mit Saturn schwanger (durch die Bemerkung des längern Sonnenlaufs und sein Mißverhältniß zum Mondenlaufe war auf der Erde ein Ueberschuß an Zeit entstanden) **). Der Sol wurde es gewahr, verwünschte sie und that den Ausspruch, sie solle in keinem Monate des Jahrs niederkommen. (Man bemühte sich vergebens, diese Tage nach dem Mondslaufe auszugleichen; es blieb doch immer Verwirrung). Merkur war in die Rhea verliebt und gelangte ebenfalls zu ihrer Gunst. (Dem Merkur oder Thoth wird von den Egyptiern die Erfindung fast aller Wissenschaften, vorzüglich aber der mathematischen und astronomischen beygelegt †). Sie entdeckte ihm die Unruhe, worin sie sich befand, und er übernahm es, sie vor dem Er-

*) Plutarch de Iside et Os. T. II, p. m. 355. cf. Jablonsky Pantheon Aegyptiorum T. III, p. 155.

**) Wahrscheinlich wurden die Egyptier durch das Nichtzusammentreffen der Jahrszeiten mit ihren Monden, oder vielleicht der Feste mit den Jahrszeiten, in welche sie fallen mußten, zuerst darauf aufmerksam gemacht.

†) Jablonsky l. c. p. 165.

Erfolg jener Drohungen zu sichern. Einst spielte er mit Luna Würfel und schlug ihr vor, um den 72ten Theil eines jeden Tags im Jahre mit ihm zu spielen (man nahm, statt den Monden, die überschüßigen Tage, um ein Sonnenjahr zu bilden, zuzusetzen, von jedem Tage 20 Minuten, oder 5 Tage im Ganzen). Merkur gewann sie, und setzte von seinem Gewinste 5 Tage zusammen, die er den 12 Monden des Jahrs anhing, an welchen Rhea den Osiris, Isis, Orus, Typhon und Nephtha gebar (man schaltete diese 5 Tage am Ende des Jahres ein, und brachte so ein Sonnenjahr zu Stande). — Eine solche Priester und Mysteriendichtung, an welche man zu Homers Zeiten noch nicht dachte, ist unser Mythus, wenn man an die Erklärung des Aristoteles und seiner Nachfolger glaubt, welche vermöge der Kenntnisse des homerischen Zeitalters, wie nun gezeigt ist, auch gar nicht Statt haben konnte. Aber wie gesagt, für jeden, der nur einigermaaßen in den Geist der homerischen Dichtung und ihres Zeitalters eingeweiht ist, ist dieser Gegenbeweis ganz überflüßig.

Weiter jedoch glaubte noch Hr. Hermann gehn zu müssen *), welcher den Mythus vielleicht für ganz unfruchtbar hielt, wenn nicht die moralische Wahrheit, welche er hineinträgt, darin liege: man müsse die Tage des Lebens nicht unnütz verbringen.

*) Handbuch der Mythologie Th. 1, S. 372.

bringen. In der That eine sehr anwendbare Sentenz!

So leicht schien es, den Mythus zu deuten, und leicht wurde es, so lange man irgend einen verborgnen Sinn daraus entwickeln zu können glaubte — da findet sich denn wohl immer einer, den man bequem und ohne großen Aufwand, selbst nur von Fleiß, hineintragen kann.

Wahrlich der Wunder viel'
Und Mährchen, über die Wahrheit geschmückt,
Täuschen durch bunte Dichtung
Oft selbst der Klugen Sinn! *)

Die Insel Thrinakia war das erste der westlichen Länder über Italien, welches den Griechen etwas bekannter zu werden anfing. Vorher gehörte auch sie zu der großen dunkeln Gegend, (προς ζοφον) die man zum Wohnsitze so vieler Mährchen machte, und die sich, je weiter man vordrang, immer weiter gegen Westen und Norden zurückzog. Vielleicht waren es erst die Irren des Odysseus selbst, welche sie ein wenig aus dieser Dunkelheit hervorzogen. Allein die Kunde, welche man davon hatte, war die erste dürftige Kenntniß, die man von einem neuentdeckten Lande nur haben kann, und diese Halbkunde selbst gab nur desto mehr Gelegenheit alle die neuen Gegenstände ins Mährchenhafte zu ziehn. Daher die Menge von Aben-

*) Pindar. Ol. I, 43.

Abentheuern, wovon diese Gegend voll ist, und zu deren Lösung noch jetzt das Lokale zum Theil leicht den Schlüssel giebt. Außer diesem war aber die geographische Kenntniß von Sicilien nicht einmal ganz und vollständig; sondern die Insel wird vom Dichter als drey, oder wenigstens deutlich als zwey, Länder vorgestellt. Er unterscheidet nämlich das Land der Kyklopen *) (κυκλωπων αιαν), dann Lästrygonien **), und wenn er auch diese beyden als ein Land dachte, wovon sich nichts bestimmtes findet, doch deutlich von ihnen die Insel Thrinakia, welche er „des Gottes herrliches Eyland" (θεουαμομων νησος) ***) und des Helios Insel nennt. Wir vereinigen zwar diese Länder, und wahrscheinlich ist es auch, daß sie alle drey nach Sicilien gehören; aber wie konnte Homer, zu dessen Zeiten die Insel gewiß noch nicht ganz umschifft war, (wie lange hatte man von Britannien irrige Vorstellungen, ehe es unter Jul. Agricola umschifft wurde), zumal wenn sie noch nicht weiter als durch die Irren des Odysseus bekannt war, der zu drey verschiednen Zeiten, und an drey verschiednen Orten der Insel landete, ohne sie genau zu umsegeln, die deutliche Vorstellung von der Einheit Siciliens haben? Der Name Thrinakia beweiset nichts, denn seine älteste Schreibart (Θρινακιη)

*) Odyss. IX, 106.

**) ib. X, 82.

***) ib. XII, 261. 269.

ναχιη) deutet keineswegs auf ein Land mit drey Vorgebürgen hin; sondern, erst als man später diese Gestalt Siciliens entdeckte, fand man es leicht, diesem Namen durch eine kleine Veränderung (τριναχιη Trinacria) jene Bedeutung zu geben. Auf einer homerischen Welttafel, glaube ich wenigstens, mußte diese Insel von den beyden andern getrennt, und Sicilien nicht als ein ganzes dreygespitztes Land vorgestellt werden. Allein um so weniger darf es befremden, wenn eine solche mangelhafte Kenntniß von diesem Lande wunderbare Mährchen hervorbrachte, welche durch das Gerücht und den Mund der Barden schnell noch mehr ausgebildet und abentheuerlicher gemacht wurden.

Keinem Vertrauten der Urwelt darf es auffallend seyn, daß Odysseus, von einem Sturme ergriffen, welcher ihm Anfang unendlicher Leiden ist, den heftigen Zorn eines Gottes als Ursache deßselbigen ansieht. Woher dieser Zorn? und wer ist der Zürnende? Seine Gefährten hatten die Stiere auf der Insel Thrinakia geschlachtet. Das waren heilige Stiere! — und wessen? Stiere des Helios! So war der Gott und der Grund seines Zorns entdeckt.

Aber wie kam Odysseus auf den Glauben jene Rinder seyen heilig, und dann gerade des Helios Rinder? Nur die ausgezeichnete Vortreflichkeit, Größe und Schönheit derselben konnte ihn zu der ersten Ueberzeugung veranlassen, da alles Ausgezeichnete im ganzen Alterthume Gut oder Geschenk eines Gottes ist. Wem fallen hier nicht die Rosse

des

des Tros *) ein, welche ein Geschenk des Zeus seyn mußten, da sie waren

edel vor allen
Rossen, so viel' umstrahlet das Tageslicht und
die Sonne.
(Voß.)

Es ist aber gar nicht der Wahrscheinlichkeit entgegen, daß Odysseus auf Thrinakia wirklich dergleichen schöne Rinder vorfand. Sicilien ist noch wegen seiner Fruchtbarkeit **) und der Güte seiner Heerden bekannt, wenn ich auch nicht auf die verdächtige Aussage des Engländers Brydone †) Rücksicht nehme, welcher die Gegend zwischen Taormina (Tauromininum) und Messina zum Landungsplatze des Odysseus machen und dieser vorzügliche Schönheit und Reichthum geben will, da Augenzeugen hingegen mir mündlich versichern, daß gerade diese keineswegs auf diese Auszeichnung Anspruch machen könne. Vorzüglich soll Sicilien einen Ueberfluß an schönen weissen Rindern haben, eine Farbe, welche an Thieren dem Alterthume vor allen heilig war. Wenn er diese also dort gefunden hatte, was war natürlicher, als daß er die Rinder, welche seine Gefährten geschlachtet hat-

*) Il. V, 266.

**) So auch ehemals war die Fertilitas terrae latum vulgata per orbem. Ovid. Met. V, 481.

†) Reise durch Sicilien und Malta. Th. 1. p. 78.

hatten, für mehr als gewöhnliche, für Götterkinder hielt? Eben so sind auch die Heerden Pieriens, einer der fruchtbarsten Gegenden Griechenlands, im Hymnos auf Hermes *) „Rinder der seeligen Götter.“

So natürlich sich dieß erklären läßt, eben so wenig brauchen wir auch bey Erläuterung der zweyten Frage zu irgend einem, außer dem altgriechischen Geiste liegenden, Hülfsmittel unsre Zuflucht zu nehmen. Die Kraft der belebenden Strahlen

Des Helios, der der Erd' Erzeugniß nährt, **)

fühlt jeder, und sie fällt dem sinnlichen Menschen, der ganz in der Natur lebt, noch leichter in die Augen. Sein mächtiger Einfluß auf Früchte und Gewächse, und mittel- wie unmittelbar auf die lebendigen Geschöpfe der Erde, wurde von den Griechen bald bemerkt, und wo sich nun vorzügliches Gedeihen der Heerden zeigte, so glaubte man, daß sie unter Helios besonderer Obhut ständen. Herakles kommt bey Theokrit ***) zu Augeias, König von Elis, besieht seine Fluren und Viehstand, welcher so ansehnlich und vortreflich ist, daß man kaum glauben sollte, er sey das Gut eines oder auch von zehn Männern. Denn

Helios

*) v. 71. Θεων μακαρων βοες.

**) Aeschyl. Agamemn. 71.

***) Id. XXV, 54.

Helios hatte dem Sohn zur Günstlingsgabe gewähret,
Blühend an Heerden zu seyn vor allen gebornen Männern.
Auch er selbst vermehrte die stets anwachsende Zucht ihm,
Jeglicher Art; denn nimmer besucht auch einige Krankheit
Jenem die Trift; wie sie häufig den Fleiß der Hirten vereiteln.
Immer noch mehr der gehörneten Küh' und schönere immer
Sah er von Jahr zu Jahr heranblühn; siehe sie alle
Trugen ihm lebende Frucht voll Kraft und weibliche Frucht ihm.

(Voß.)

Zwölf auserlesene, glatte und weisse Stiere, dem Helios geheiligt, weideten darum von den übrigen gesondert *). Eben so findet man auch in mehreren fruchtbaren und viehreichen Gegenden Griechenlands, weil man ihr Gedeihen dem Helios zuschrieb, die schönsten Heerden diesem Gotte geweiht. So kommen im Hymnos an den pythischen Apoll **) die Cretenser zur Küstenstadt Helos

Und zu Helios Flur, des Erfreuers sterblicher Menschen

 Taina-

*) Ibid. v. 118.

**) v. 232. sq.

Tainaros, allda weiden die Trift langzottige Schaafe,
Helios Gut des Herrschers, und sein ist ein schönes Gefilde.

Aufs heiligste verehrten auch die Einwohner der Stadt Apollonia *) die Heerden des Helios, welche am Flusse Aoos weideten, und bey Nacht von den vornehmsten Männern der Stadt gehütet wurden. Ganz dem Nationalgeiste gemäß konnte also auch Odysseus jene Heerden für dem Helios heiliges Vieh halten.

Jetzt aber stoßen wir auf einen wichtigern Punkt, welcher minder leicht zu erörtern seyn möchte. Es ist nämlich bekannt, daß in Beschützung der Heerden ein großer Theil der Functionen des Apollon besteht, welcher der Hirt vom Amphrysos, Νομιος der Weidende, genannt, und als vorzüglicher Schutzgott der Hirten und Triften verehrt wird. Warum kann dieser hier nicht angewandt und verglichen werden, um zu erklären, wie Odysseus auch jene Rinder dem Helios beylegen konnte, so wie es von mir in der oben angeführten Abhandlung geschehn ist? Allein wenn wir annehmen, daß Helios und Apoll ursprünglich als zwey ganz verschiedene Gottheiten angesehn und verehrt sind; so kann es, wenn auch in spätern Zeiten beyde gleiche Verrichtungen haben, doch in der frühern nicht der nämliche Grund seyn, warum selbst

*) Herodot. IX, c. 39.

selbst diese ähnlichen Geschäfte ihnen beygelegt worden. Helios hatte die Hut des Viehs, wegen der belebenden Kraft des Gestirns, welches man sich unter ihm dachte; aber Apollon aus ganz andern Gründen. Beyde können also auch nicht mit einander verglichen, der eine selbst nicht zur Erklärung der Verrichtungen des andern gebraucht werden. Diese Materie ist in der ganzen Untersuchung über den Unterschied des Helios und Apollon sehr wichtig, da, wie ich glaube, eben die Aehnlichkeit in dieser Function eine hauptsächliche Gelegenheit mit gegeben hat, beyde Gottheiten später desto leichter mit einander zu vermischen, so daß ich es für nicht unzweckmäßig halte, mich hier, so viel es der Gegenstand dieser Abhandlung erlaubt, etwas weiter in die Frage über die dem Apollon anvertraute Hut der Heerden einzulassen.

Die Idee der Gottheiten, welche in den ersten simpelsten Bedürfnissen eines Volkes und in seinem einfachsten Zustande ihre Quelle hat, ist immer Grundidee derselbigen, und was auf einem solchen Grade der Cultur zu wissen und zu denken unmöglich ist, muß aus dieser entfernt werden. Mehrere der ältesten griechischen Götter, die in ihrer spätern Gestalt fast nicht mehr zu erkennen sind, finden wir daher bey genauer Untersuchung als ländliche oder wenigstens als Naturgottheiten. So auch Apollon und seine Schwester Artemis — höhere Landgottheiten, welche dem ältesten Griechen seine ländlichen, nachher auch andre höhere Geschäfte

schäfte beglückten, deren Zorn ihm eben darum auch Ursach des Schadens und Verlustes ist, die der Bogenkunde vorstehn, womit der Wilde sich einen großen Theil seines Unterhalts verschafte. Selbst Apollons Musik- und Wahrsagerkunde läßt sich hierauf zurückführen. Als ländliche Gottheiten beschäftigen sie sich natürlich auch mit den Thieren des Feldes, mit den wilden wie mit den zahmen, mit allen, welche dem Jäger und Ackerbauer Nahrung geben. Selbst Artemis hatte dieß Geschäft nicht als Jägerin bloß und Verfolgerin der Thiere, sondern trug auch schon die alte Idee als Beschützerin des Wildes. Darum leitet von dem Hasen, welchen die Adler bey Agamemnons Burg verzehrten, der Chor argivischer Greise bey Aischylos, *) ihren Zorn über Agamemnon, den widrigen Wind, welcher die Griechen in Aulis hielt, und vieles des folgenden Unglücks her.

Denn dem Geschlechte
Grollt Artemis die keusche,
Ob des Vaters geflügelten Hunden,
Die mit der ungeborenen Brut
Den armen schüchternen würgten.
Sie haßt der Adler Mahl!
Klagelied Klagelied schalle, doch singe das Gute!
Möge die Schöne, bitt' ich, so hold
Grimmiger Leuen schwacher Brut
Und jegliches Wildes säugenden
Jungen glücklich vollenden!

Die-

*) Agamemn. 137.

Dieser Vögel rechtes Zeichen zwar,
Doch nicht erfreuliche Erscheinung.

So verfolgt Artemis nicht bloß Thiere, sondern schirmt sie; ja sie hatte deswegen auch einige Aufsicht über Weiden und Triften *). Auch Apollons Bogenkunde betraf, als ländliche Gottheit, anfangs nur die Jagd. Ovid **) nennt ihn noch in der Beschreibung des Streits mit dem Drachen Python, den

Bogengewaffneten Gott, der nie dergleichen Geschosse
Hatte versucht zuvor, als an Hirschen und flüchtigen Rehen.

Darum hatten die Makedonier ihm eine Statue errichtet, welche ihn vorstellte, wie er einen Hirsch ergreift: ***) auch der bekannte Απολλων σαυροκτονος †) stellt ihn als ländliche Gottheit dar; und warum anders ist er Bezwinger des Python? Wie Artemis, so war auch er Verfolger und Schützer der Thiere. Darum singt der nämliche Chor bey Aischylos: ††) Die Geyer, denen die Jungen geraubt sind, klagen zu Pan und Apollon, wel-

*) Spanheim ad Callimach. in Dian. v. 164.

**) Metam. I, 441.

***) Pausan. X, 13, 3.

†) Plin. H. N. XXXIV, 19, 10.

††) l. c. 55.

che den Frevel strafen. Daraus wird es nun sehr einleuchtend, wie er, als Beschützer auch zahmer Thiere, Hirtengott war.

Ferner, alle Götter, denen der Grieche als Landgottheiten das Gedeihen und Wachsthum der ganzen lebenden Natur beylegte, denen er auf Thiere und Menschen Einfluß zuschrieb, nannte er Κουροτροφους, Jugendernährer. So Hekate bey Hesiod *), der als Hauptgottheit vielleicht irgend eines alten Stammes die Aufsicht über alle Angelegenheiten, darunter auch die Beförderung der Jagd, das Beglücken der Heerden, das Seegnen der Aernte zugeschrieben wurde; (denn von mysteriösen und magischen Beziehungen kann in diesem Stück der hesiodischen Theogonie, das so unverkennbare Merkmaale des Alterthums hat, keine Spur vorkommen). Gaia hatte diesen Namen, Verehrung als solche und einen vom Theseus besonders geweiheten Tempel zu Athen **); ebenfalls ist Demeter, die Göttin der sanftern Nahrung des Ackerbaus, Jugendernährerin. ***) Apollons Schwester Artemis wurde als beglückende Landgottheit κουροτροφος genannt †) und zu Korona

*) Theog. 450.

**) Pausan. I, 22, 3. Suidas v κουροτροφου γη.

***) Orphic. XXXIX, 2. Vergl. Mitscherlich zum Hymn. in Cer. 227.

†) Orphic. XXXV, 8. Diodor. Sic. V. T. I. p. 389. ed. Wesseling.

rona in Messenien als παιδοτροφος verehrt. *) Früh schon heißen die Nymphen so bey Hesiod. **) Mit ihnen nennt er Apollon, welchem die heranwachsende Jugend der Hellenen deswegen, als θρεπτηριον, ihr Haar zu weihen pflegte. Da nur Gottheiten diesen Namen haben, welche auf irgend eine Weise den ländlichen Zustand des alten Griechen leichter und glücklicher machten, da Apollon ihn eher hat, als er in der Qualität des Sonnengottes dieß bewirken konnte; so muß er ihn nothwendig als ein Gott bekommen haben, den man sich überhaupt als Landgottheit, als Beförderer des Gedeihens der Lebendigen dachte.

So hat es demnach nichts Auffallendes mehr, daß er, obgleich noch nicht als Sonnengott, doch früh schon die Aufsicht über die Heerden hatte. Denn schon als Knabe, wie der Homeride im Hymnos auf Hermes †) singt, weidete er die Heerden am Parnaß, wo er zugleich die Wahrsager-

*) Pausan. IV, 34, 3. Winkelmann hält die von ihm (Mon. ant. ined. T. I. p. 68.) abgebildete Statüe für diese Αρτεμις κυροτροφος. Ich weiß nicht ob ich zu viel wage, wenn ich muthmaaße, daß die ganze Vorstellung von ihr als Helferin der Gebährenden in jener alten Idee als allgemein beglückender und allen Lebendigen Gedeihen gebender Gottheit gegründet sey.

**) l. c. 346.

†) v. 557.

sagerkunst übte. Darum konnte ihm auch die Hut einiger Heerden der Heroen zugeschrieben werden, als der Rinder Laomedons *), der Rosse Admets, die er, sey es aus Liebe zum Jüngling, oder durch den Zorn des Zeus wegen des Tods der Kyklopen, hütete **). Selbst die pierischen Götterheerden waren ihm anvertraut ***), welche er im Hirtenkleide (pastorea pelle indutus) †) weidete. Auch Alkai hatte ihn im Hymnos auf Hermes als Gott besungen, welcher an Stieren Gefallen finde, und zu Patraia Achaja war deswegen ein Bildniß von ihm, wo er nackt, mit Sohlen die Füße gebunden, und mit einem Fuße einem Ochsen auf den Kopf tretend, gebildet war ††). Und wenn ich nicht sehr irre, so gründete sich die alte Sage von ihm, wie er sikyonische Hirten durch die Anzeige eines gewissen Holzes, welches mit Fleisch vermengt, die Wölfe, die davon fraßen, tödtete, von dieser Plage befreyte, und der daraus entstandne Name Λυκειος †††) (wiewohl auch noch andre Gründe dieses Namens angegeben werden) auf die frühe Idee von ihm als ländlicher Gott-

*) Il. XXII, 448.

**) Il, II, 766.

***) Hymn. in Mercur.

†) Ovid. Met. II, 688.

††) Pausan. VII, 20, 2.

†††) Id. II, 9, 7.

Gottheit, worin sich hier die Kunde nützlicher und schädlicher Dinge (in welcher die ganze alte *μαντοσυνη* bestand) und die Sorge fürs Vieh vereinigte.

Mit dem Fortgange der Zeit erlosch diese früheste Idee, und die dem Gotte übertragne Obhut des Viehes erhielt sich nur in den Sagen von ihm als Hüter heroischer oder der Götterheerden. Apollon blieb indessen Hirtengottheit, aber keineswegs als Sonnengott, sondern nur weil man jene alten Sagen vorfand, auf welche man bauete, ohne die Grundidee derselben sich zu verdeutlichen. Man legte ihm daher den Namen *Νομιος*, Triftengott, bey; einen Namen, welcher Gottheiten von ländlichen Beschäftigungen gemein ist. In Callimachos Hymnos auf Apollon *) findet sich davon die Hauptstelle:

Phoibos nennen wir ihn und Nomios, von jener Zeit an,
Als an Amphrysos Gestad' er muthige Rosse geweidet, **)
Von der Lieb' entzündet des jugendlichen Admetos.
Leicht ja füllt sich die Heerde der Rinder, selber den Ziegen †)

Fehlt

*) v. 47 — 54.

**) Eben den Ursprung dieses Namens aus alten Sagen giebt auch der kleine Scholiast zu Il II, 766. an.

†) Im Text steht hier *επιμηλαδες* ohne Sinn. Ruhn-

Fehlt nicht junge Zucht, den bleckenden, welche Apollon
Sieht mit gütigem Aug' auf der Weide; nimmer den Schaafen
Milch und muntere Brut; nein fruchtbar werden sie alle —
Welche Eines nur warf, wird Zwillinge jetzo gebähren.

Eben diesen Namen hat Hermes als alter Landgott mit Pan und den Nymphen bey Aristophanes in den Thesmophoriazusen, *) wo der Chor ihn anruft:

Her-

ken schlägt schon (Ep. Crit. p. 13.) vor επι μηλαδες, so daß επι zu δευοιντο gezogen würde. Allein ich möchte doch lieber für επι, welches leicht aus επηγαγεν im folgenden Verse entstehn konnte, lesen ετι. Dann gäbe es diesen Sinn: Leicht wird die Heerde der Stiere voll, (Was Callimachos hier giebt ρεια κε βυβοσιον τελεθοι πλεον drückt Theokrit l. c. aus αιει δε πλεονες βοες γενοιντο und Virgil. Ecl. VII, 36. foetura gregem suppleverit) welche vorhin unvollzählig war; die Ziegen, vorhin unfruchtbar, haben jetzt nicht mehr (ετι) Mangel an Zucht; auch die Schaafe bleiben nicht ohne Junge, im Gegentheil erzeugt sich alles doppelt, wenn Apoll die Heerden seegnet. Bey dem επιμηλαδες lagen vielleicht einem Abschreiber die Νυμφαι επιμηλιδες im Sinne, wovon unten.

*) Thesmophor. 977.

Hermes den Triftengott fleh ich
Pan und die holden Nymphen.

Selbst ein Tempel des Παν Νομιος war auf den Bergen, welche Νομιοι hießen, neben Lykosura in Arkadien *). Ebenfalls hat Aristaio, Apollons und der Kyrene Sohn **), welcher vor allen als Erfinder zum Landbau nützlicher Dinge gepriesen wird, die Namen Αγρευς und Απολλων νομιος †). Eine Statue des Apollon als Hirtengottes, welche noch nicht abgebildet ist, wird, oder wurde zu Rom in der Villa Ludovisi aufbewahrt. Der Gott ist in Marmor gebildet, auf einem Felsstück sitzend, woran der Hirtenstab gelehnt ist. In der linken Hand hält er die Leyer, welche aber zum Theil zerbrochen und später wieder angesetzt ist. Diese Nachricht, welche ich einem

*) Pausan. VIII, 38. 8.

**) Virgil. Georg. IV, 320.

†) Die classische Stelle ist Pindar. Pyth. XI, 116. wobey die Citate der Ausleger zu vergleichen sind. Heyne bemerkt, Servius sage (zu Virg. Georg. I, 14.) Hesiod habe den Namen Απολλων Νομιος zuerst erfunden. Die Worte des Servius sind: Aristaeum invocat, quem Hesiodus dicit Apollinem pastoralem. Aristais wird bey Hesiod (Theog. 977.) βαθυχαιτης der Dichtgelockte genannt; aber als Νομιος kommt er bey ihm nicht mehr vor. Vielleicht täuschte den Servius sein Gedächtniß.

einem Kenner und Augenzeugen *) verdanke, ist mir um so wichtiger, da, so viel ich weiß, keine andre Statue des weidenden Apollon vorhanden ist.

Der Name Νομιος kommt allen jenen erwähnten Göttern als ländlichen zu; so auch Apollon, und keineswegs als ob man ihm in der Qualität des Sonnengottes einigen Einfluß auf die lebendigen gegeben **) hätte. Selbst Theokrit, welcher in dem angeführten Idyll des Helios als Beschützers der Heerden gedenkt, erwähnt den Apollon Νομιος noch ganz besonders, als der Rinderhirt dem fremden Herakles den Lorbeerhain zeigt, welchen er nennt

des weidenden Phoibos Apollon
Heiligen Hayn — des hochvollkommenen Gottes.

Obgleich demnach Helios und Apollon beyde als Schutzgötter des Viehes gedacht wurden, so ent-

*) Ich folge hier der mündlichen Erzählung des Hrn. Hofrath Hirt. Winkelmann (Monumenti antichi Tom. I, p. 46.) gedenkt einer Abbildung des Απολλων νομιος enrelief auf dem Piedestal einer Statüe des Gottes in eben der Villa Ludovisi, von welcher er sagt, daß sie eine der am besten erhaltensten sey. Sicher sind beyde von einander verschieden, da ohnehin Winkelmann nichts wie den krummen Hirtenstab, als Attribut des Gottes, anführt.

**) Obgleich auch dieß sich im Hermannischen Handbuche (Th. 1. S. 273) findet.

entsprang doch dieser Glaube aus ganz verschiedenen Gründen, welche sich selbst später nicht mit einander vermischten. Erst als Grammatiker, Philosophen und Mystiker, durch Attribute des Apollon geleitet, welche einer allegorischen und symbolischen Auslegung leicht fähig waren, anfiengen, ihn in den Sonnengott umzudeuten, da konnte auch diese Gleichheit der Functionen beyder um so eher Gelegenheit geben, die angefangne Deutelung zu vollenden und von allen Seiten passend zu machen. Jetzt wurde die dem Apollon beygelegte Hut der Heerden symbolisch und physisch erklärt. „Für Jugendernährer“ (κουροτροφοι) heißt es daher bey Eustathius *), „wurden die Flüsse gehalten, wegen ihrer Feuchtigkeit, so wie Helios Apollon wegen seiner Wärme;“ und bey Macrobius **): „Der Sol (welcher ihm Apollon ist) ernährt alle Erzeugnisse der Erde, weswegen er als Hirt, nicht einer Gattung, sondern alles Viehes, besungen wird.“ In dieser Rücksicht ruft der Orphiker ***) ihn an: „Saatenbeglücker, Gott des Ackerbaues, der Jagd;“ und von diesem Philosophenglauben ging Aristoteles bey Erklärung unserer Dichtung aus. Neuere folgten, und deuteten auf gut Glück die ältesten Sagen

*) Com. in Jl. p. 1293. ed. Rom.

**) Saturn. I, 17.

***) Hymn. XXXIII, 3. 6.

gen nach diesen spätern willkührlichen Philosophemen, wodurch denn die Lehre von beyden Gottheiten so entstellt ist, daß sie allerdings der Sichtung bedarf, welche Voß ihr versprochen hat.

Es kommt jetzt noch darauf an, zu untersuchen, mit welchem Grunde die Nymphen Lampetia und Phaetusa den Thrinakischen Heerden konnten beygesellet werden; eine Frage, die in meinem vorhin erwähnten Aufsatze so kurz und unbestimmt abgefertigt ist. Von den übrigen Erklärern ist sie gar nicht erwähnt, da sie doch zu mancher scharfsinnigen Conjectur hätte Anlaß geben können. Wenigstens wundert es mich, daß man in ihnen nicht auch die beyden ältesten den Griechen bekannten Jahrszeiten *) gefunden hat, welche dann recht artig als des Helios Töchter und ihm untergeordnete Hüterinnen der Jahrestage könnten vorgestellt werden. Es sey mir erlaubt, hier etwas tiefer in die Lehre von den Nymphen einzugehn, in deren eigenthümlicher Idee auch die gründliche Entwickelung unsers Mythos liegt.

Sobald die Menschen aus der dumpfen Art von Betäubung und Staunen, von dem festen Kleben an dem ersten besten Sinnengegenstande (welches beyläufig in religiöser Rücksicht der Ursprung des **Fetischismus** ist) erwachten; sie die

Zuerst, zwar sehend, doch vergebens sahn,
Und hörend, doch nicht hörten, **)

so

*) Diese sind aber in den beyden ältesten Horen Θαλλω und Καρπω versteckt. Pausan. IX, 35.

**) Aeschyl. Prometh. 448.

so bald mußten die Gegenstände der Natur, vornämlich die, welche durch Leben und Bewegung die Sinne reizten, ihre Aufmerksamkeit in dem Grade erwecken, daß sie, über das Sinnenobjekt hinausgehend, nach dem Grunde dieser Bewegung, dieser an sich selbst verspürten Einwirkung, fragten. Allein bey erwachender Verstandes- und noch größtentheils sinnlicher Cultur stößt der Mensch zwar auf diese Frage; jedoch hindert ihn die Sinnlichkeit, die ihn noch größtentheils beherrscht, theils höhere generische Begriffe zu fassen, theils über die nächste sich ihm darbietende Ursach sinnlicher Erscheinungen hinauszugehn und den nexus causarum über das zweyte Glied zu verfolgen *). Darauf gründet sich der durch dieß Forschen, dieß erste schwache Ausstreben des Geistes, (und die ganze Mythologie in ihrem ersten Ursprung, wes Volkes sie auch sey, ist ja nichts anders, als die erste Philosophie des mit kindlicher Schwäche sich erhebenden Verstandes,) hervorgebrachte Glaube, an viele Ursachen der Sinnenerscheinungen, an Wesen, welche Dinge einer Art beleben, die ganze Dämonologie, auf welche ein Volk eher zu kommen

*) Ich verweise hiebey auf die Einleitung zu P. Ch. Reinhards Abriß einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung religiöser Ideen (Jena 1794.), eine Schrift, welche von jedem, dem es um gründliche Beurtheilungsprinzipe religiöser Systeme zu thun ist, gelesen zu werden verdient.

men pflegt, und kommen muß, ehe es zu Ideen höherer umfassender Gottheiten aufsteigt. *)

Denn, der Natur und ihrer Gesetze unkundig, hält der Mensch alsdann dieß Leben und Bewegen der Gegenstände für eben so willkührlich, als sein eignes. Nur von den Wahrnehmungen an sich selbst kann er auf die Dinge außer sich schließen. Nun aber hat er wahrgenommen, daß sein eigner Körper nur unter gewissen Bedingungen lebe, bey ihrer Ermangelung zu leben und zu handeln aufhöre, eine todte Maschine sey. **) Er sah daß der Todte nicht athme, und daß seine Pulse stocken. Damit glaubte er denn das Lebensprinzip im Blute und Athem gefunden zu haben, und dieß konnte er, weil er mit der Bewegung auch die Aeußerungen der Verstandesthätigkeit aufhören sah, nicht anders als mit dem Prinzip des Denkens einerley, wenigstens genau damit verbunden, halten. Ganz ungebildete Völker, welche sich nicht einmal ein Prinzip aller im Körper bemerkter Bewe-

*) Noch neuerlich hat uns Wielands Agathalimon (Attisches Museum B. 1. H. 3. S. 44.), dessen voller Genuß uns bald möge gewährt werden, so bestimmt und schön die Grundzüge dieser Lehre vorgezeichnet, daß das, was ich davon sage, nur specielle Anwendung davon und Beleg dazu seyn kann.

**) Vergl. Herders zerstreute Blätter. Dritte Sammlung, S. 111.

Bewegungen denken können, geben sich daher so viele Seelen, als sie Pulsschläge in den Adern fühlen *). Jedoch, wiewohl meist alle mehrere Seelen, alle sinnliche, obgleich die eine mehr die andre minder, annehmen **), so setzen sie doch diese meistentheils so mit einander in Verbindung, daß der Athem die eigentliche ψυχη ausmacht, welche aber, wie der Körper von der Speise, so von ihren feinern Theilen, dem Blute, sich nähre, und ohne diese Nahrung, da ihnen leben und Denken Eins ist, weder gehörig leben noch denken könne. Diese Idee scheint mir auch im Homer die herrschende zu seyn. Die *αμενηνα καρηνα νεκυων*, welche *ακηριοι* als *ειδωλα βροτων καμοντων* herumschwärmen, denen weder Stärke noch Kraft mehr besteht ***), wie vordem sie war in den gelenkigen Gliedern, sind deswegen auch *αφραδεες* †) dumpfes und abgestumpftes Sinnes, ihre Rede ist ein vermengtes Geschwirr und unverständlich gellendes Gezisch ††), ihr Geist ist dicht umwölkt, Odysseus Mutter erkennt ihren Sohn nicht

*) Jens Kraft Sitten der Wilden rc. (Koppenhagen 1766.) S. 318.

**) Allgemeine Geschichte von Amerika. 13. Hauptstück. §. 7, S. 476.

***) Odyss. XI, 392. et a. p.

†) Ibid. 475.

††) Ib. XXIV, 5. XI, 43. 632.

nicht *) und alle brüten in dumpfer Trauer. **) Nur ειδωλα vorzüglich großer Männer erkennen gleich den Odysseus, des Herakles ***), des Teiresias ****), dem allein Persephoneia Verstand hatte gewährt, während die übrigen als Schatten herumschwärmen †). Nur Blut, die Nahrung der geistigern ψυχη, gießt ihnen größere Kraft und Besinnung ein. Antikleia erkennt alsbald ihren Sohn ††) und dem Seher Teiresias kehrt die Gabe der Wahrsagung wieder †††); selbst Agamemnons Idol erkennt den Odysseus nur nach getrunkenem Blute ††††). Darum fliegt auch die ψυχη des Menschen durch den Mund, oder durch die tödtliche Wunde davon.

Träume, worin der Halbwilde die Gestalt seines Freundes sieht, ohne daß er selbst doch gegenwärtig ist a), die Bemerkung des Schattens,

*) Ib. 84. sq. 140. sq.

**) Ib. 541.

***) Ib. 614.

****) Ib. 90.

†) X, 494.

††) XI, 152.

†††) Ib. 95.

††††) Ib. 389.

a) Vergl. Köppen über Homers Leben und Schriften S. 136.

rens, welchen die meisten ungebildeten Völker für das begleitende ειδωλον des Körpers halten *), bildete diese ψυχη, deren Form vorher nur dunkel und unbestimmt seyn konnte, zur Menschengestalt, und diese einmal als Form derselben angenommen, was war natürlicher, als daß man da, wo sich ähnliches Leben und Bewegung zeigte, vorzüglich eine solche, die nicht von der Organisation der Thiergestalt abhing, als welche ihre eigne thiergestaltete Seele hatte **), und aus dieser leicht erklärt werden konnte, sondern vielmehr ein Leben, welches keine bestimmte Form einer Seele geben konnte, wie das Leben des Baums, das Bewegen des Flusses ꝛc., daß man da nicht nur eine Ursach desselben substituirte, wie man sie in sich selbst entdeckt hatte, sondern auch dieser die nämliche Gestalt gab, weil jenes höher, erstaunenswürdiger und unerklärbarer war, als das Leben und Wandeln des Thiers, und der Mensch selbst doch nur das höchste mächtigste war, welches er kannte?

Was so ein schwacher Verstand mit Hülfe einer regen Imagination errathen und gebildet hatte, das machte der sinnliche Trieb nach Lust, und später der höhere nach Glückseeligkeit, zum Ge-

*) Cranzens Historie von Grönland, Th. 1. p. 257.

**) Odyss. XI, 572. vergl. was weiter unten gesagt werden wird. Auch den Ἡρακλης λεοντοφονος v. 271.

genstande der Verehrung. Denn alles, was dem sinnlichen Menschen angenehme oder unangenehme Empfindungen erweckt, das hält er, wenn er die einen nicht durch eigne Kraft hervorrufen kann oder sie ihm gar zu neu und stark sind, und die andern nicht abzuwehren vermag, ganz natürlich für höher und mächtiger, als sich; bemüht sich, das eine sich zu eigen zu machen, des andern schädliche Wirkungen zu hemmen. So zieht ihn also thierische Neigung, oder verfeinerte Dankbarkeit, zu dem einen, Furcht zu dem andern, welche beyde in ihm um so stärker wirken, je ungeschwächter seine ganze Sinnlichkeit ist: er giebt ihnen gute Worte — betet, und Geschenke — opfert.

Es ist leicht zu erachten, daß nach Maasgabe dieser Empfindungen ein großer Unterschied zwischen diesen Geburten und doch mächtigen Gewalthabern des Geistes seyn mußte. Anders afficiren den Wilden Stürme, Orkane, und Ungewitter, welche seine Hütten fortreißen, ihn und sein Vieh tödten, seine Fluren überschwemmen, Vulkane, die ihn erschüttern; anders anmuthige Wälder, Bäche, Bäume und Triften, welche ihm und seinem Viehe Schatten, Nahrung und Obdach gewähren. Nicht der Aberglaube, sondern eine ungebildete Vernunft erzeugt sich so gute und böse Genien, Götter und Teufel. *)

Ihe

*) Pope's Essay on Man. Ep. III, v. 249.

She 'midst the ligthnings blaze and thunders sound,
When rock'd the mountains and when groan'd the ground,
She taught the weak to bend, the proud to pray,
To pow'r unseen and mightier far than they;
She from the rending earth and bursting skies
Saw gods descend and fiends infernal rise,
Here fix'd the dreadful, there the blest abodes —
Fear made her devils and weak hope her gods.

Schwerlich möchte wohl ein Volk, welches überhaupt religiöse Kenntnisse hat, aufzufinden seyn, das nicht den Glauben an beyde hätte; und wo er noch nicht entdeckt ist, da ist man gewiß aus mancherley Hindernissen nicht tief genug eingedrungen. — „Freylich," sagt Forster in einer Anmerkung zu Le Vaillant, *) „kann ein Reisender selten ausfindig machen, ob eine Völkerschaft Begriffe vom höchsten Wesen (sollte wohl richtiger heißen, religiöse Begriffe) hat; aber das rührt davon her, daß man ihre Sprache nicht versteht und sich entweder gar nicht, oder doch nur schlecht, durch Dolmetscher helfen kann." Dieß ist zwar ein Hinderniß, und gewiß, nebst der Kürze des Umgangs, das hauptsächlichste, was den Capitän Wilson diesen Glauben bey den Pelewanern nicht finden ließ, da man doch einige andre Spuren religiöser Bilder bey ihnen entdeckte. Allein der

*) Reisen in das Innere von Afrika, Th. 3. S. 151.

der Hindernisse sind unzählige. Der eine reiset in dieser, der andre in jener Absicht, und selten umfaßt einer alles, was zur Kunde der Menschheit Aufschlüsse geben könnte. So bin ich versichert, daß Le Vaillant, der größtentheils als Naturhistoriker, und hauptsächlich als Ornitholog, reisete, bloß weil er mehr auf dieß, als auf jedes andre gespannt war, den Afrikanern in religiöser Rücksicht zu wenig läßt, da ihnen Kolbe zu viel mag gegeben haben. Nirgends will er religiöse Ideen gefunden haben, ohngeachtet er selbst, indem er sagt, „der Honigweiser werde von den afrikanischen Wilden wie eine Gottheit verehrt," *) Spuren des Fetischismus von ihnen verräth. Doch davon zu einer andern Zeit! — Es bildete sich auf diese Art der egyptische Typhon, die griechische Sturm- und Vulkangottheit Typhoeus, die raffenden Harpyien, und andre; die Trollen und der Utgarde Locke der alten Norden, die Elfen und Berggeister unsrer Vorfahren. Solch ein böser Genius ist ebenfalls der Orom-Eatua der Otaheitier, welcher sich um die Gräber aufhält und in den Kästchen, worin man bey ihnen die Gebeine der Todten aufbewahrt, und wenn die Priester ihn anrufen, den umbringt, welchen sie wollen, **) und welcher mit dem griechischen Dämon

*) Th. 1. p. 197.

**) Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 465.

mon Eurynomos, der den Todten das Fleisch von den Knochen zehrte, Aehnlichkeit hat; *) weiter der Erigerigers der Einwohner der carolinischen Inseln, welcher, wie der Teufel im Pentateuch, den Tod bewirkte, und ihr Morogrog; **) der böse Geist, den die Koriäken verehren ***) und viele andre.

Wenn so alles Unangenehme und auf irgend eine Weise dem Erhaltungstriebe Entgegenstehende eine Wirkung böser Dämonen wurde, so schuf hingegen das Gefühl der Lust und Befriedigung gute. Alles was dem Wilden Vortheil gewährt, ihm entweder augenblickliche Ergötzung verursacht, oder dem Ackerbauer und Jäger sein mühvolles Leben erleichtert, das ist alles die Wohlthat guter, freundlicher Genien. Haine vornämlich und Wälder, deren Laub ihm Schatten, deren Zweige ihm Dach, deren Frucht ihm Nahrung gewährt, deren schweigendes Dunkel ihn mit heiligem Schauder erfüllt, belebt und bevölkert er so mit ihnen. „Alle bewachsenen Oerter," sagt der Scholiast des Euripides, †) „weihten die Hellenen den Göttern und nannten sie der Götter Eigenthum." Auch Flüsse, Ströme und Seen, die ihn und seine Saaten tränken, deren Größe, Rauschen und ewi-

ge

*) Pausan. X, 18, 4.

**) Forster l. c. p. 527.

***) v. Lessep Reise durch Kamtschatka. S. 173.

†) ad Phoenn. v. 24.

ge Bewegung ihn in Staunen setzen, sind das Heiligthum dieser guten Geister. *) Sie fordern des Wilden ländliche Beschäftigungen, geben Gedeihen den Heerden, den Saaten Wachsthum, Frucht-

*) Nichts fast ist ausgebreiteter, als diese Verehrung der Gewässer. »Großer Flüsse Ursprung,« sagt Seneca (Ep. XLI.) »verehren wir, und einige Seen hat ihr heiliges Dunkel, oder ihre unermeßliche Tiefe geheiligt.« Schon im grausten Alterthume liegt diese Ehrfurcht vor ihnen, Hesiod schon warnet in seinem Landwirthsschaftsgedichte v. 737. sq.

Nimmer durchwate dein Fuß der Quelle klares Gewässer,
Daß du zuvor nicht gebetet, zur Flut gekehret dein Antlitz,
Und gereinigt die Hand mit des Wassers lieblicher Klarheit.
Welcher durchwandelt den Fluß mit ungewaschenen Händen,
Sieh, dem erzürnt die Gottheit und sendet Schmerzen hinfort ihm.

Auch die Perser spuckten, nach Herodot, (I, 138.) weder in einen Fluß, oder verunreinigten ihn mit ihrem Harn, oder wuschen sich die Hände darin, noch erlaubten sie dieß einem andern; sondern verehrten die Flüsse aufs höchste. Vergl. Tacitus An. VI, 37. und das. Lipsius. Wenn die Nordamerikaner (Carvers Reisen durch Nordamerika S. 322.) an ein großes Gewässer z. B.

Fruchtbarkeit den Bäumen und jeder Erfolg seiner Arbeit ist eine Wirkung ihrer Zuneigung. Auch sie sind das Eigenthum jedes durch Spiel und Reiz geweckten und sich übenden Verstandes. Die Nadowessier in Nordamerika nehmen gute Geister von niedrigem Range an, denen ihre verschiedenen Verrichtungen angewiesen sind, wodurch sie beständig das Glück der Menschen befördern. Sie haben jeder gewisse Stücke der Natur unter ihrer Aufsicht, als große Flüsse, Seen, Berge rc. *) Bey den alten Letten verbreitete in jeder Hütte ein Schutzgeist seinen Seegen, Hauswirth genannt; ihre Heer-

z. B. den Obernsee, kommen; so bringen sie dem Geiste, der sich daselbst aufhält, Geschenke dar, wie dieß Carver u. a. (p. 43.) vom Prinzen der Winnebager am Wasserfall St. Anton erzählt. Forster (l. c. S. 528.) erzählt, daß auf der Insel Falalu ein Teich ist, dem die Einwohner sich nicht nähern, weil sie glauben, daß die Götter sich daselbst baden. Nicht mindre Ehrfurcht hegen die Kamtschadelen nach Steller vor den heißen Quellen ihres Landes, von welchen sie glauben, daß ihre Gamuli, oder Geister, Wallfische darin kochen. Auch wenn sie den Meerstrudel auf der südwestlichen Seite des Landes befahren, so beschenken sie den Strudelgott, der sich daselbst aufhält, mit schöngekräuselten Hobelspänen, einem Bilde der krausen Locken des Gottes.

*) s. Carver S. 322.

Heerden, selbst ihre geliebten Bienen, denen sie ihren Meth verdankten, hatten ihre Beschützer; auf goldfarbnen Pferden durchstreiften die Kinder der Sonne und des Mondes die Welt, verbreiteten Seegen und lockten Pflanzen und Blumen hervor. *) Eben so haben die Otaheitier noch Genien, die sie Eatua nennen. **) Man denke auch nur an die Elfen, Nixen und Feen und — wer kennt die Engel nicht! ***)

Wenn

*) Nach **Merkels** Erzählung im N. d. Merkur 1797. St. 5.

**) Forster l. c. p. 465.

***) Selbst Kinder eines simpeln natürlichen Geistes, sind jene Genien auch nur Naturgottheiten. Sittliche Verfeinerung bildet dann aus ihnen moralische Hüter der Menschen, und die Bemerkung der Brauchbarkeit dieses Glaubens zur Befestigung der Scheu vor dem Unrecht autorisirt und cultivirt ihn noch mehr. Boten sind sie dann (αγγελοι Engel) der Gottheit, welche ihr den Frevel der Menschen hinterbringen, wie Nemesis, der Dike Botin, welche der Menschen leichtfertige und vermessene Reden der Göttin berichtet. Plato de legibus IV, T. VIII, p. 188. ed. Bip. Solcher Wächter der Menschen durchschwärmten bey den Griechen dreymal zehntausend die Erde, die Gerechtigkeit lohnend und Bosheit strafend. Hesiod. op. et d. 124. 252. Eben so ist es auch mit den bösen Genien.

Wenn man immer dem unstäten und willkührlichen Gange der Phantasie nachspüren könnte, so ließe sich wohl die Frage beantworten: warum die Griechen sich als dergleichen wohlthätige Genien sanfte weibliche Wesen, die Nymphen, schufen? Gar zu vielen und großen Antheil hat jene eigenwillige Tochter eines lebhaften und feurigen Temperaments auch an der ersten Erzeugung religiöser Sagen und Vorstellungen, als daß gar zu mühsame und ängstliche Versuche, alles an ihnen enträthseln und entwickeln zu wollen, nicht oft auch deswegen in Spielerey und Mikrologismus ausarten sollten.

Wahrscheinlich war derselben bey ihrer ersten Entstehung, und wohl noch eine Zeitlang nachher, nur eine Art, unabgetheilt in verschiedene Classen, mit welcher man die ganze Natur bevölkerte und welche über alle Theile derselben ohne Unterschied ihren Seegen verbreitete. Vermehrte Kenntnisse und genauere Unterscheidung der Dinge, auch die immer weiter ausbildende Phantasie, schufen bald so viele Classen, als es Gegenstände der Natur, welche dem Ackerbauer, dem Jäger oder Hirten merkwürdig waren, gab. Die Vorstellung des Weltstroms Okeanos hatte sich jetzt ausgebildet,

nien. Der schädliche Naturgeist bildet sich in ein sittlich böses Prinzip um; so entsteht der politische Ahriman der Perser und der Satan der Hebräer.

det, und er, der Urfluß, wurde Vater der Flüsse und eines unzähligen Nymphengeschlechts, das dieselben bewohnte; *) das Mittelmeer, so weit den Griechen es am bekanntesten war, oder das ägaiische Meer, bevölkerte seine Tochter Doris und Nereus, des Pontos und der Gaia Sohn, mit 50 Töchtern, deren Namen größtentheils die Phänomene der See und damit verwandte Gegenstände bezeichnen, **) Krenaien bewohnten die Quellen, Napaien beschützten die Fluren, Alseiden die Hayne, ***)

Diese Berge füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden †)
Sprang der Strome Silberschaum.

Theils

*) Hesiod. Theog. 364. Hymn. in Cer. 417. In ihren Namen variiren die Alten zum Theil, verwechseln auch einige von ihnen mit den Nereiden, theils der Verwandschaft des Begriffs wegen, theils willkührlich. Apollodor I, 2. Virgil. Georg. IV, 336.

**) Hesiod. l. c. 240. Hymn. Orph. XXIII.

***) Schol. zu Il. XX, 8. Diese einzelnen Classen sind aber wohl alle nur Abtheilungen der Mythologen und Grammatiker.

†) Schillers Götter Griechenlands im N. d. Merkur J. 1788. S. 250. Odyss. VI. 123.

Theils haben diese ihre bestimmten Aeltern, wie die Okeaniden, Nereiden und andre, theils wird nur dunkel von ihnen gesagt, sie entständen aus Quellen, Hainen und heiligen Flüssen, *) Erzeugte der Gegenstände, welche sie bewohnten. So machte also nur die erste Erweiterung der Erdkunde und physikalisches Räsonnement die vorher den übrigen gleichen Flußnymphen zu des Okeanos Töchtern.

Auch über die Dauer ihres Lebens bestimmt im Allgemeinen die älteste Sage nichts. Kalypso die Atlantide ist unsterblich. **) Allein fast möchte ich glauben, daß die Uebrigen, Oreaden, Napaien, Alseiden, Dryaden etc. anfangs alle als Baumbewohnerinnen gedacht, und da es natürlich war zu glauben, daß die Veränderungen an den Gegenständen auch die ψυχας beträfen, †) welche

*) Od. X, 350.

**) Ib. V, 999. so unsterblich nämlich als es die alten Götter überhaupt sind. Sie leben αιεν ηματα παντα, Tag für Tag. Wie weit diese Unsterblichkeit reiche daran denkt der alte Grieche überhaupt nicht; es schwebt ihm nur ganz dunkel vor.

†) Sie fühlen auch in später Dichtung jeglichen Wechsel der Natur; im Sturme heulen sie auf den Bergen (Virg. Aen. IV, 168.) und in der Mittagshitze stecken sie durstig und schüchtern im dürren Sande. Stat. Theb. V, 518.

welche man ihnen zugesellete, für entstehend mit denselben und vergehend, für Hamadryaden gehalten wurden. Denn Hamadryaden machen keinesweges eine besondre Classe von Nymphen aus, sondern jene heißen nur so, weil ihr Entstehn und Vergehn an des Baumes Leben geknüpft war. *) Selbst Ovid **) nennt die Najade des nonacrinischen Quells eine Hamadryas, ja er scheint dort diesen Namen von den Nymphen überhaupt zu gebrauchen. Auch sind es die Bergnymphen des Ida (ορεσκωοι) denen Aphrodte den neugebornen Aineias übergiebt, und von denen der Hymnos †) singt, sie seyen Wesen

Welche den Sterblichen nicht, auch nicht den Unsterblichen folgen.
Lange leben sie zwar und essen ambrosische Nahrung,
Schweben im lieblichen Tanze auch mit den unsterblichen Göttern.
Ihnen mischen Silen' und der listige Argoswürger
Sich in Lieb', im Dunkel versteckt anmuthiger Grotten.

Mit

*) Der Schol. zum Apollon. Rhod. II, 478. δια το ἁμα ταις δρυσι γεινεσθαι, η επει δοκουσιν ἁμα ταις δρυσι φθειρεσθαι.

**) Met. I, 690.
Inter Hamadryadas celeberrima Nonacrinas
Naias una fuit.

†) In Venerem v. 259.

Mit ihnen sproßt die Tann' und hochgewipfelte Eiche
Wenn sie entstehen zugleich auf menschennährender Erde,
Schön in lebendem Grün auf den Spitzen hoher Gebirge
Prangend; das heilige Gut der Unsterblichen nennen die Menschen
Sie, und nimmer berührt sie die schneidende Schärfe des Eisens.
Nahet sich aber nun die schwarze Moire des Todes,
Dann verdorret zuerst der schöne Baum an der Erde,
Und es welket umher die Rind', es fallen die Zweige
Und auch ihre Seel' entweicht dem Lichte der Sonne.

Also erstreckte sich nicht bloß auf die Dryaden das Baumgleiche Leben, obgleich es diese am ungezweifeltsten und ausgemachtesten betroffen hat. Unter diese sind ohne Zweifel auch die alten Νυμφαι Μελιαι *) zu zählen, Nymphen des Eschenbaums, vielleicht die ältesten Baumnymphen. Denn als Fruchtstauden und Bäume sanfterer Nahrung den Griechen bekannter und allgemeiner wurden, so schufen die Dichter auch aus diesen Nymphen, denen sie die Namen ihrer Bäume gaben. **) So

*) Hesiod. Theog. 187.

**) Deipnos. III, c. 5. p. 125. ed. Schaefer.

hatte Pherenikos, wie Athenaios berichtet, gedichtet: Oxylos, des Orios Sohn, habe mit einer Hamadryas die Nymphen Karya, Balanos, Kraneia, Orea, Aigeiros, Ptelea, Syke, Ampelos, (d. h. die Nymphen des Welschennußbaums, der Belonie, der Kornelkirsche, der wilden Esche, der Pappel, der Ulme, des Feigenbaumes und Weinstocks) gezeugt und nach ihnen eine Menge Bäume benannt; weswegen, wie Athenaios fortfährt, der Dichter Hipponax die schwarze Feige (Συκη μελαινα) eine Schwester des Weinstocks (Αμπελος) nenne.

Ich habe gesagt, die Dämonologie sey der erste Schritt, welchen ein Volk consequenter Weise thun könne zum Glauben an höhere umfassende Naturgottheiten und Beherrscher derselben. Der Beweis davon gehört nicht hieher. Allein es ist natürlich, daß die ausgebildete Idee der letztern, ihrer Macht und Unsterblichkeit, auf die Vorstellung von den Genien einen großen Einfluß haben mußte. Vorher einzig unsichtbar, wurden diese jetzt Mittelwesen zwischen jenen höheren und den Menschen, Wesen,

Welche den Sterblichen nicht, auch nicht den
Unsterblichen folgen,

sie leben lange, weit länger als der Mensch, und als vordem, wo sie vom Wechsel ihres bewohneten σωμα abhingen; denn konnten die Flußnymphen, jetzt Töchter des Gottes Okeanos, noch ein so flüchtiges

tiges Leben behalten? Mit ihnen dehnte sich auf das ganze Nymphengeschlecht eine höhere Unsterblichkeit aus. „Die Dichter singen,“ so spricht Pausanias, *) „daß die Nymphen zwar eine lange Reihe von Jahren leben, dennoch aber nicht gänzlich frey sind vom Tode.“ Es konnte auch allerdings nicht fehlen, daß dieß ihr Lebensziel genau gesetzt und bestimmt wurde. Schon Hesiod hat es mit der Dauer der längstlebenden oder so geglaubten Thiere verglichen: **)

Neun Geschlechter lebt die stetsgeschwätzige Krähe
Blühender Männer; der Hirsch noch viermal das Leben der Krähe;
Dreymal so alt wie der Hirsch wird der Rabe; aber der Phoinix
Neunmal lebt er den Raben, und zehnmal das Alter des Phoinix
Ihr, schönlockige Nymphen des Aigisschwingenden Töchter.

Diese Nymphen nun, halb mit göttlichem, halb mit menschlichem, Leben begabt, waren, gleich den freundlichen Genien der übrigen Völker, die wohlthätigen Gottheiten, denen der Grieche zuerst die Aufsicht über seine Saaten beylegte, die

 seine

*) Phoc. s. L. X, c. 31.

**) S. das Fragment bey Plutarch. de oraculorum defectu p. 415.

seine Fluren tränkten, seine Bäume und Triften schützten, seiner Jagd Erfolg, allen seinen ländlichen Arbeiten Gelingen gaben. Darum wird auch ihnen die Erfindung ländlicher Geräthe zugeschrieben, wie der Diktynne die Jagdnetze; *) darum kommen sie auch, selbst ländlich, (αγρονομοι) in das Gefolge der höhern Landgottheit Artemis. Wie diese, so tragen auch sie die Sorge aller Arten des Gewildes: Selbst Odysseus Gefährten erkannten ihre Wohlthat auf der Ziegeninsel. **)

Denn es erregten die Nymphen, des Aigiserschütterers Töchter,
Kletternde Ziegen der Berge zum stärkenden Mahl den Genossen.
(Voß.)

Aber auch zahmen Thieren sind sie vorzüglich hold. Der Orphiker ***) besingt sie:

Hüte-

*) Diodor. Sic. V, c. 76. Sie ist nicht mit der Britomartis zu verwechseln, welche auch Diktynne hieß, weil sie, als Minos sie auf Creta verfolgte, ins Meer sprang, und sich in Fischernetzen (δικτυοις) verwickelte. Callimach. in Dian. 190. und Spanheim daselbst. Dieser hatten die Samier auf der Insel Creta einen Tempel erbaut. Herodot. III, 59. Auch Diana selbst kommt unter diesem Namen vor.

**) Odyss. IX, 154. s. auch Voß zu Virgil. Georg. IV, 233. u. folgg.

***) Orph. Hymn. L, 11.

Hüterinnen der Ziegen, weidende, hold dem
Gewilde,
Fruchtbeglückerinnen —

Keineswegs ward dieß ihr Geschäft von den Griechen gering geachtet; sondern die spätre Zeit ehrte sie deswegen mit dem besondern Namen Επιμηλιδες. *) Auch λειμωνιαδες heißen sie, als Vorsteherinnen der Triften, **) und sie sind der Hirten vorzüglichste Gottheit, die Honig, Oel und Milch, ländliche Gaben, ihnen opfern. ***) Wie allen ländlichen Gottheiten, welche den Lebenden überhaupt wohlthätig sind, so wird auch ihnen Einfluß auf der Menschen Gedeihen, die Κουροτροφια beygelegt; †) und dieß halte ich für den Grund, warum einige von ihnen zu Nährerinnen der Götter und besonderer Menschen, als die nysaiischen Nymphen des Dionysos, welche dafür als Hyaden unter die Gestirne versetzt wurden, Ida und Adrasteia bey den Cretensern, ††) oder Theisoa, Neda und Hagno bey den Arkadiern, †††)

*) S. den kleinen Scholiasten zu Il. XX, 8. αἱ δε των βοσκηματων επιμηλιδες und die Anmerkung aus einem Mſ. des Phrynichos bey Larcher zu Herodot. IV, 61.

**) Apollon. Rhod. II, 687.

***) Theocrit. V, 53. 58.

†) Hesiod. Theog. 346.

††) Apollodor. I, 1, 3, Callimach. in Jov. 45.

†††) Pausan. VIII, c. 38, 2. 3.

oder Ithome und Neda bey den Messeniern, *) des Zeus, die idaischen Nymphen des Aineias, **) andre des Adonis, †) gemacht werden.

Man wird mir diese Abschweifung verzeihen, welche ich hier anknüpfte, nicht bloß weil ich Gelegenheit dazu fand, sondern vielmehr der Sache selbst wegen. Einzelne Mythen und Sagen sind oft deswegen schwer zu erklären, weil die auf sie angewandten Nationalmeinungen selbst noch nicht genug entwickelt und aufs Reine gebracht sind. War deswegen gleich manches von mir Beygebrachte nicht unmittelbar auf die gegenwärtige Materie abzweckend, so diente es doch dazu, das Uebrige direkte dahin Gehörige desto fester zu begründen.

Bey eben dergleichen Mythen kommt es sehr darauf an, genau zu unterscheiden, was in ihnen wesentlich ist und zum Grunde liegt, und was, als Zusatz und Schmuck, der Zeit, dem Munde der Erzähler und Dichter rc., seine Entstehung verdankt. Die Verwechselung zwischen beyden bringt die unglücklichsten Mißgriffe in den Erklärungen hervor, dürfte aber, eben der Schwierigkeit wegen, in manchen Fällen leicht zu entschuldigen seyn. Auch ist nichts unter dem Namen „späterer Zusatz und Schmuck" leicht abzufertigen; son-

*) Id. IV, c. 33, 2.

**) Hymn. in Ven. 257.

†) Servius zu Virgil. Ecl. X, 18.

sondern der gründliche Mythenerklärer muß auch von diesem, wo es möglich ist, (denn es giebt der Nationalsagen unzählige, für deren einzelne Theile oft nur der Zufall verantwortlich seyn kann), Rechenschaft geben, wie er in dem Geiste und Glauben einer Nation gegründet ist.

Wenn daher gleich in unserm Mythos die Existenz der Heerden selbst und ihre Beziehung auf Helios das Wesentliche ist, gleichsam den Kern der ganzen Fabel ausmacht; so glaube ich doch, wird es nach dem vorher Gesagten jetzt einleuchtend seyn, wie Nymphen, überhaupt Nährerinnen des Viehs und aller Lebendigen, sey es von Odysseus, oder den Sängern, welche begierig dieß neue Abentheuer aufsingen, ganz dem Geiste des Zeitalters gemäß, auch den Heerden, welche jener auf Thrinakia fand, zu Hüterinnen gegeben wurden. Es waren einmal Heerden des Helios; wie leicht war es nun, jene auch zu Töchtern des Gottes zu machen! Die Namen Lampetia und Phaethusa, die Strahlende und Leuchtende, geben zu keiner symbolischen Deutung derselben, als personifizirter Sonnenstrahlen, 2c. Grund. Auch des Helios Sohn ist Phaethon, der Leuchtende, der bloß als Sohn des Sonnengottes, ohne andre Beziehung, diesen Namen hat. Auch gesellet die spätere Fabel unsere Nymphen, welche einmal als Sonnentöchter bekannt waren, den übrigen Heliaden, Phaethons Schwestern, der Aigle, Helie, Merope, Phoibe, Aitherie, Dioxippe, *) (meist alle ähn-

 liche

*) Hygin. Fab. 154. 152. Ovid. Met. I, 755.

liche Namen) zu, welche sie zu Töchtern der Merope, andre der Klymene, macht. — Was nur hiebey auffallend seyn kann, ist dieß, daß Helios, der sonst Alles sehende und alles verkündende, der selbst des Ares und der Aphrodite heimliche Liebe entdeckt und dem betrognen Hephaistos hinterbringt, nicht selbst des Frevels gewahrt, der an seinem Vieh begangen ist, sondern erst durch seine Töchter davon benachrichtigt wird. Aber hier zu deuteln und zu enträthseln, würde eben heißen in den willkührlichen und freyen Gang der Phantasie und Dichtung eingreifen wollen.

Aber unsterblich sind ja die Heerden, niemals mehren sich jene, nie auch schwindet die Zahl! Leicht fand dieser Schmuck sich der Fabel, da die gefundnen Rinder einmal Götterrinder waren. Doch selbst dieser athmet griechischen Nationalgeist. Unvergänglich alle Tage und niemals veralternd (αφθιτα και αγηρατα ηματα παντα) sind ja alle Sachen der Götter. Aber vorzüglich treffen, wie wir gesehn haben, das Vieh, welches die weidenden Götter mit gütigem Aug' anblicken, nie hinraffende Seuchen noch einige Krankheit. Diesen Seegen gewähren sie den Heerden sterblicher Menschen — wie viel höher muß die Dauer und Vortreflichkeit ihrer eignen Heerden seyn? Auch die pierischen Rinderheerden, welche im Hymnos auf Hermes *) der neugeborene Gott dem Apollon entwendet, weiden, selbst unsterblich, auf nimmer welkenden Triften.

Aber

*) Hom. Hymn. in Mercur. v. 69.

Aber Hermes,
Kam in eilendem Lauf zu Pieriens schattigen Bergen,
Wo der seligen Götter unsterbliche Rinder grasten,
Weidend die Trift in ewigem Grün und lieblicher Anmuth.

Leicht dehnte sich jetzt der fast in der Sache selbst liegende Schmuck dahin aus, daß die Heerden, wie von Abnahme frey, so auch ohne Zunahme, ganz unwandelbar, wären. Ihre Anzahl ist willkührlich gewählt; nur daß man 7 Heerden annahm, als eine Zahl, womit das Alterthum häufig zu spielen pflegt, und welche hier die Heiligkeit der Heerden vermehrt. Rinder und Schaafe sind zusammen 700. — Wo bleibt bey dem allen das scharfsinnig gedeutete Mondenjahr!

So war die Fabel gestaltet, als Odysseus Heimkehr zuerst seine Abentheuer in Hellas bekannt machte und der Mund der Barden seine Irren verherrlichte.

Ungern verliert eine lebhafte Phantasie die Bilder, womit sie sich lange geschmeichelt; und dringt auch der Verstand zur Wahrheit durch, so webet die Dichtung doch bald ein neues Gewand, mit dessen täuschenden Farben auch hinfort der tändelnde Geist spielt. So bey den Griechen! Dem trägen nordischen Geiste verstattet die angeborene Ruhe nicht, die Puppe wegzuwerfen, die ihm einen so leichten und angenehmen Zeitvertreib ohne

viele

viele Anstrengung gewährt, und deren Spiel mit den ernsteren Beschäftigungen des Verstandes so sonderbar gepaart ist.

Thrinakia ging allmählig aus seinem Nebel hervor und erschien mit deutlichem Umriß als drey-gespitztes Land; auf ihm fand die Phantasie keinen Spielraum mehr, und mit dem westlichen Dunkel entwich das Gebiet der Dichtung weiter dem Sitze der Nacht zu.

Jenseits des Weltstroms Okeanos, welcher das Reich der Wirklichkeit begränzte, hatte beständig seinen Platz gefunden, was, ein freyes Erzeugniß der Phantasie, sich an keinen Gegenstand der Sinnenwelt knüpfte. Ein wirkliches Lokale für dergleichen Dichtungen, wie z. B. die ganze homerische Νεκυïα ist, hier aufsuchen zu wollen, würde ein eben so sonderbares und vergebliches Unternehmen seyn, als genau den Ort zu bestimmen, wohin die Phantasie spätrer Zeiten den Aufenthalt der Seeligen und Verdammten gelegt hat.

Als daher die Sänger der Gigantomachien, aus deren einer vermuthlich Apollodor seine Sage entlehnt hat, *) schon Heerden des Helios in einem Bardengesange vorfanden, welcher öffentliche Gültigkeit und allgemeines Ansehn bekommen hatte, und hierdurch auch, durch das Gewand der Dichtung selbst gewissermaaßen autorisirt, dieselben als unsterblich in die früheren Zeiten der Fabel-lehre

*) Bibl. I, 6, 1:

lehre zurücktrugen; so hatten sie hier ein weites Feld, sich, da Thrinakia ihnen jetzt besser bekannt war, einen neuen Sitz derselben zu dichten. Es war dieß die Insel Frytheia, wovon, wie Apollodor sagt, der Gigant Alkyoneus die Heerden des Helios wegtrieb. Am berühmtesten ist diese Insel durch die Ritterzüge des Herakles geworden, dessen Abentheuer allerdings einen weit wunderbarern Anstrich erhielten, wenn er selbst, den Okeanos durchwatend, des dreykörperigen Gerыons Heerden, nachdem er ihre Hüter, den Riesen Furytion und den zweyköpfigen Hund Orthros, erlegt, von hier entführte. Ohnstreitig nutzten Herakleendichter wieder die Fabel von Heerden, welche schon einmal vom Alkyoneus von dort entwendet waren, und setzten eben darum jene Ritterthat ihres Helden an eben diesen Ort. Aber darum sind noch nicht, wie jeder leicht sieht, des Helios Heerden in die des Geryon, ob man es gleich auch in unsern Zeiten hat finden wollen, verwandelt worden. Man lasse doch jedem sein Eigenthum! Ganz fruchtlos würde es seyn, diese Insel wirklich aufsuchen zu wollen; sie existirte wahrscheinlich nur in der Phantasie der Dichter. Denn schon Hesiod setzt sie, bey Erwähnung jener That des Herakles, *) wie nach ihm Apollodor, **) jenseits des Okeanos und der Säulen des Herakles.

*) Theog. 290.

**) II, 5, 10.

kles. Andre mühten sich sehr die Insel auszumitteln †) und glaubten sie dießseits des Okeanos, gegen des Tartessos Mündungen über, oder in Gades mit seinen Inseln zu finden.

Aber wiewohl Sicilien jetzt frey war von dem ursprünglichen Mythus; so behielt es doch noch späterhin einige versteckte Spuren der alten Dichtung zurück. Zwar existirten Helios Rinder selbst nicht mehr; allein ihre Schwestern fanden sich noch. Die Rinder, welche der bey den ländlichen Dichtern so bekannte Hirt Daphnis weidete, mußten, einer Sage zufolge, welche Aelian aufbehalten hat, ††) die Schwestern der Sonnenrinder seyn. Vielleicht entstand dieß Mährchen aus keiner andern Ursach als eben dem Ruhme und Ansehn des Daphnis selbst, welcher deswegen auch kein gemeines gewöhnliches Vieh weiden konnte, zum Besten.

†) Herodot. IV, 8. Strabo III, p. 148.

††) V. H. X, 18.

II.

Lyttusa und Rhodogune; in der Abh. eines Ungenannten von den im Kriege berühmt gewordnen Frauen, in Biblioth. d. alt. Litteratur u. Kunst St. 6. S. 18. f.

Der Artikel Lyttusa in der Schrift des griechischen Compilators ist aus den Persicis des Hellanicus entlehnt. Eine Königin Lyttusa ist nicht bekannt. Der Herausgeber, Hr. Prof. Heeren, hält das Wort für verdorben und bemerkt, daß mehreres, was hier von der Lyttusa stehe, von andern der Semiramis beygelegt werde. Diese Bemerkung hätte Hr. H. nur etwas weiter verfolgen sollen, so würde er gefunden haben, daß für ΛΥΤΤΟΥΣΑ gelesen werden müsse ΑΤΟΣΣΑ. Wo letztrer Name vorkommt, finden sich gewöhnlich ähnliche Abweichungen in den Handschriften und Ausgaben. So steht im Conon c. 9. in den Ausgaben des Photius Ἀττοσης und der Cod. Steph. 2. hat Αἰγόσσης. So wird auch im Eusebius Atossa, Jossa und Astosa verwechselt. Daß wirk-

wirklich hier Atossa die wahre Lesart sey, wird außer Zweifel gesetzt durch Vergleichung folgender Stelle des Ungenannten: Πρώτην - διὰ βίβλων τὰς ἀποκρίσεις ποιεῖσθαι mit dem Tatian ad Graecos §. 2. p. 5. ed Worthi. Ἐπιστολὰς συντάσσειν συνεστήσατο ἡ Περσῶν ποτὲ ἡγησαμένη γυνὴ, καθάπερ φησὶν Ἑλλάνικος. Ἄτοσσα δὲ ὄνομα αὐτῇ ἦν und mit dem Clemens v. Alexandria Strom. I, 16. p. 307. D. ed. Sylburg. Πρώτην ἐπιστολὰς συντάξαι Ἄτοσσαν, τὴν Περσῶν βασιλεύσασάν, φησιν Ἑλλάνικος. Welche Atossa in diesen Stellen gemeint sey, ist eine andre Frage. Wolf in Catalogo feminar. ill. S. 294. u. Sturz fragmm. Hellanici p. 144 verstehen darunter die Tochter des ältern Cyrus, welche den Cambyses, hernach den Smerdis, endlich den Darius zum Gemal hatte. Aber wenn dieses gleich eine berühmte und mächtige Frau war (s. Valck. z. Herodot 3, 88.): so paßt doch das meiste, was der Ungenannte aus dem Hellanicus von ihr erzählt, daß sie selbst regiert, viele Völker unterjocht, ihr Geschlecht lange Zeit in männlicher Kleidung verborgen habe u. s. w. nicht auf diese, sondern es muß hier eine ältere, wahrscheinlich Assyrische Königin dieses Namens zu verstehen seyn, die etwas unbestimmt die persische Atossa genannt werden mochte, in so fern Persien in früherer Zeit mit zu Assyrien, und Assyrien späterhin mit zum Persischen Reiche gehörte. Hellanicus bey dem Ungenannten nennt sie eine Tochter des Ariaspes. Dieses war ein persischer Name,

me, den auch der Sohn des Artaxerxes Mnemon, nach dem Plutarch, führte. Eusebius nennt eine Atossa, die mit ihrem Vater, dem Assyrischen König Belochus, zwölf Jahre regiert habe. Wer aber auch ihr Vater gewesen sey, genug die älteren Schriftsteller, wie Hellanicus, erzählten von einer Assyrischen Atossa, was die jüngern, z. B. Conon c. 9. Justin. 1, 2. u. a. von der Semiramis, der Gemalin oder Tochter des Ninus, erzählen. Photius sagt vom Conon: ὅσα οἱ ἄλλοι περὶ Ἀτόσσης Ἀσσυρίου (vermuthlich Ἀσσυρίης, wie Kanne vorschlägt) ἀναγράφουσι, ταῦθ' οὗτος (Conon) εἰς Σεμίραμιν ἀναφέρει. Und in der That stimmt das, was Hellanicus beym Anonymus von der Atossa sagt, in der Hauptsache mit dem überein, was bey andern von der Semiramis vorkömmt. Atossa, sagt Hellanicus, sey als Mann erzogen worden und habe die Regierung erhalten. Sie habe aber ihr Geschlecht verborgen und eine Tiara zuerst getragen. Auf ähnliche Weise erzählt Justin aus dem Trogus, Semiramis habe, nach Ninus Tode, nicht geglaubt, daß man ihr als einer Frau gehorchen würde; deswegen habe sie sich für ihren Sohn ausgegeben. Igitur brachia ac crura velamentis, (Aermel, wie es scheint, und Beinkleider) caput tiara tegit; et ne novo habitu aliquid occultare videretur, eodem ornatu et populum vestiri jubet: quem morem vestis exinde gens universa tenet. Eine abweichende Sage erzählt Diodor 2, 6. aus dem Ctesias, Semiramis sey ihrem ersten

Gatten, Menones, nach Baktra nachgereist, und habe unterwegs, um mehrerer Bequemlichkeit willen, Knabenkleider angelegt, so daß nicht zu unterscheiden gewesen, ob sie Mann oder Frau wäre. Die Meder und Perser hätten in der Folge diese Kleidung der Semiramis nachgeahmt. Daß sie Beinkleider (ἀναξυρίδας) zuerst erfunden, giebt Hellanicus auch von der Atossa an. Eben dieser sagt, sie habe zuerst die Bedienung durch Verschnittne eingeführt, und so schreibt Ammianus Marcellinus 14, 6. der Semiramis die Erfindung des Combabusirens zu. Eben darauf bezieht sich eine Stelle des Donat über den Terenz Eun. I, 2, 87 in Sturz fragmm. Hellanici p. 144. n. 135: „Eunuchos a Persis institutos putant ex captivis. A Babyloniis enim Hellanicus auctor est id habuisse.“ Der Worte des Hellanicus: Atossa habe zuerst schriftliche Antworten gegeben, habe ich schon oben gedacht und die Stellen des Tatian und Clemens beygefügt, welche sie ausdrücklich für die erste Briefschreiberin ausgeben. Ob nun gleich Dodwell (praef. ad lib. de aet. Phalaridis et Pythagorae) dieses nicht eigentlich, sondern von der Erfindung einer besondern Form der Brieftäfelchen verstanden wissen will: *) so sehe ich doch zu dieser Erklärung keinen hinrei-

*) Wenn hier Atossa, die Tochter des ältern Cyrus, gemeint wäre, so könnte man freylich bey der ihr zugeschriebnen Einführung schriftlicher Antworten an die Errichtung des Persischen

hinreichenden Grund und wüßte nicht, warum die Fabel nicht dieser klugen Frau die Erfindung der Schreibkunst in Assyrien überhaupt, oder insonderheit den Gebrauch des Briefschreibens, hätte beylegen können. Ctesias beym Diodor 2, 13 läßt auch die Semiramis ihr Bild, umgeben von hundert Trabanten, nebst einer Inschrift von Syrischen Buchstaben, in einen Felsen eingraben. Daß Atossa, nach dem Hellanicus, viele Völker unterjocht und sich in jedem Werk als die kriegerischste und männlichste Frau bewiesen habe, ist gerade das, was Diodor, Justin u. a. m. von der Semiramis erzählen. Heerens Bemerkung 5, 9., daß in Photius Auszug aus Ctesias persischer Geschichte der Name der Semiramis nicht vorkomme, ist dahin zu berichtigen, daß zwar Photius den Theil von Ctesias Werk, welcher von der Semiramis handelte, nicht ausgezogen, indeß doch ausdrücklich p. 66, 17. ed. Höschel 1601. der Reihe der persischen Könige beym Ctesias vom Ninus und der Semiramis an bis zum Artaxerxes gedenkt.

Uebrigens kann die Sturzische Fragmentensammlung des Hellanicus durch die Erzählung dieses Schriftstellers über die Atossa, welche wir dem

Postwesens denken, welche vom Xenophon in der Cyropädie dem ältern Cyrus beygelegt wird: Ἄνδρα ἐφ' ἑκάστῳ τῶν τόπων ἔταξε τὸν ἐπιτήδειον παραδέχεσθαι τὰ φερόμενα γράμματα κ. παραδιδόναι etc.

Ungenannten verdanken, ungemein bereichert werden. Es ist die wichtigste Stelle, die sich aus den Persicis des Hellanicus erhalten hat. Noch eine Stelle, welche von Sturz übergangen worden, will ich bey dieser Gelegenheit nachholen. Hellanicus, sagt der Scholiast des Aeschylus Pers. 719, erzählt, Darius habe eilf Kinder gehabt.

Bey der folgenden Erzählung des Ungenannten über die Rhodogune ist Heeren ebenfalls in Ungewißheit, da dieser Name in den Geschlechtern der Persischen Könige nicht vorkomme. Allein darin irrte er sich: denn Rhodogune war die Tochter des Xerxes, wie Ctesias beym Photius p. 57, 18. berichtet, der ihrer noch einmal p. 59, 12 erwähnt. Der Philosoph Aeschines, aus welchem der Ungenannte schöpfte, scheint sich irgendwo des Beyspiels dieser berühmten Frau bedient zu haben, um die männliche Tugend (ἀνδρεία) zu erläutern.

Gotha.

C. G. Lenz.

III.

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur, und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve. Zweyter Theil. Breslau 1796. 510 S. 8.

Der zweyte Theil dieses schätzbaren Werks enthält vier Abhandlungen. Die erste über zwey Stellen des Herodots; die zweyte über die Vaterlandsliebe überhaupt und über die Vorliebe insbesondere, welche, in einem großen Staate, die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben; die dritte, über die Kunst zu denken, und endlich die vierte, über die Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauspielen, und über den Charakter Hamlets insbesondere.

Es thut uns leid, daß die Gränzen unsrer Bibliothek eine ausführlichere Anzeige der beyden ersten dieser Abhandlungen, von denen wir besonders die zweyte, über die Vaterlandsliebe, mei-

sterhaft finden, nicht gestatten. Dagegen können wir uns um so weniger das Recht nehmen lassen, die dritte und vierte vor unser Forum zu ziehen, indem die erste derselben unstreitig zur Rhetorik, und die letzte offenbar zu dem Gebiete der schönen Wissenschaften gehört.

In der Abhandlung: über die Kunst zu denken, liefert der Verfasser, wie auch schon der Titel anzeigt, nur abgerissene, größtentheils praktische, Beobachtungen. Wir können sie nicht alle anführen, so sehr wir uns überzeugt halten, daß sie sämmtlich beherzigt zu werden verdienten. Aber wir können uns das Vergnügen nicht versagen, die vorzüglichsten auszuheben.

„Der Gang, den der Geist des Menschen beym Nachdenken nimmt, richtet sich nicht völlig nach seiner Willkühr, sondern hängt zum Theil vom Zufalle ab. Aber die Selbstbeobachtung kann doch einige nützliche Regeln für den denkenden Kopf erfinden, der diese seine Fähigkeit mehr in seine Gewalt bekommen, und sie auf die von ihm gewählten Gegenstände mit besserm Erfolge anwenden will.“

Der Verfasser bringt seine Beobachtungen unter zwey Abtheilungen. Die in der ersten betreffen das Denken überhaupt, einige Hülfsmittel und Hindernisse derselben. Die in der zweyten betreffen die Verschiedenheit der Methoden, durch welche sich die Denker von einander unterscheiden, oder zwischen welchen sie zu wählen haben.

In

In der ersten Abtheilung giebt uns der Verfasser unter No. 1. die sehr gute Regel: man solle sich den Hauptgegenstand, worauf sich die Meditation bezieht, zuvor in der Einbildungskraft lebhaft und ausführlich darstellen, oder noch besser, an die Stelle bloßer Dichtungen der Phantasie die Erinnerung an Thatsachen und wirkliche Erfahrungen setzen. Sehr schön sagt er S. 252. „Der Dichter muß dem Philosophen vorarbeiten, und kein „Mensch kann mit seinem Verstande große Dinge „ausrichten, der nicht auch Einbildungskraft ge„nug hat, um dem Verstande die Materialien, die „er verarbeiten soll, in einem gewissen Grade sinn„licher Klarheit darzubieten."

Vortrefliche Bemerkungen enthält No. 3 über die Angemessenheit des Ausdrucks zu den Gedanken. Wir zeichnen hier besonders die Stellen S. 263 aus: „Die Fähigkeit zu sprechen, oder „die Kunst, seine Sprache zu brauchen, kurz, „eine gewisse natürliche Gabe der Beredsamkeit, ist „einem Philosophen eben so nothwendig als die „Gabe der Meditation selbst." — „Wir finden „daher auch, daß die großen Selbstdenker, wenn „sie gleich auf Sprache und Styl keine besondre „Sorgfalt wenden, und selbst dieselbe zu vernach„läßigen scheinen, doch zu gewissen Zeiten sich zu „dem angenehmsten, beredtesten, und selbst dich„terischen Ausdrucke zu erheben wissen. **Leibnitz** „und **Kant**, so von allem Sinnlichen abgezogen, „so tief, so trocken ihre Speculationen zu seyn „scheinen, sind doch zuweilen weit reicher an Bil-

„dern, weit anziehender durch ihre Darstellung der „Sachen, als ihre Nachahmer und Commenta„toren.“ — „Die Schriftsteller des ersten Ran„ges aber, welche einen allgemeinen Eindruck auf „ihre Nation und ihr Zeitalter machen, sind un„streitig diejenigen, die, wie Voltaire und Rous„seau, entweder in dem Geiste ihrer Sprache den„ken, oder diesen Geist nach dem ihrigen zu mo„deln wissen; die entweder ihre Gedanken, ob es „gleich neue und ihnen eigenthümliche Gedanken „sind, doch in die gewöhnlichsten Sprachformen „einzukleiden wissen, ohne ihnen Abbruch zu thun: „oder die, wenn sie, zur Bezeichnung ihrer Ideen, „neue Zusammensetzungen der Wörter wagen, doch „diesen, durch die vollkommene Beobachtung der „Sprachähnlichkeit, das fremde Ansehn zu beneh„men im Stande sind, welches ihre Verständlich„keit hindern könnte.“ — „Die vortreflichsten „Stellen eines Buchs sind immer diejenigen, bey „welchen die Aufmerksamkeit des Schriftstellers „einzig und allein auf die Thatsachen, welche er zu „schildern, oder auf die Lehrsätze, welche er vor„zutragen hatte, gerichtet gewesen ist; Wort und „Ausdruck aber sich ihm von selbst, und ohne eig„ne darauf gewandte Arbeit, dargeboten haben.“

S. 270 findet man eine Behauptung, die wir doch nicht ganz unterschreiben können. Der Verfasser sagt: „Der Unterschied zwischen einem „gemeinen Kopfe und dem Genie eines Newton „besteht vornehmlich darin: daß dieser einer weit „länger anhaltenden Aufmerksamkeit fähig ist, als „jener

„jener.“ Wir sollten glauben, daß mancher Grübeler an Aufmerksamkeit dem Newton wohl an die Seite gesetzt werden könne, ohne darum sein Genie und seinen Scharfsinn zu theilen.

Sehr richtig wird dagegen S. 276 jungen Männern empfohlen, ihre Aufmerksamkeit nur auf eine Sache und auf diese so lange zu richten, bis sie mit ihr zu einem gewissen Ziele gekommen sind, und daß sie sich selbst einen gewissen Zwang anthun lernen, um bey einer und derselben Arbeit eine geraume Zeit auszuharren. Der Verfasser will sogar, daß man in ungünstigern Perioden, da man sich über den Gegenstand seiner Arbeit nachzudenken nicht fähig findet, doch sich nicht erlaube, auf irgend einen andern eine lange Aufmerksamkeit zu richten. Diese letzte Regel dürfte jedoch, nach Verschiedenheit der Charaktere, ihre Einschränkungen leiden. Wenigstens ist es Rec. zuweilen geglückt, eine Arbeit, zu der er sich nicht fähig fühlte, auf mehrere Monate, ja! auf Jahre, zur Seite zu legen, und dann mit erneuerter Lust und Kraft wieder daran zu gehen.

Sehr gut ist S. 281 der Grund entwickelt: warum große Genies sich so gern in vielerley Arbeiten zerstreuen, und so viele angefangene Arbeiten unvollendet lassen. Der Verfasser erklärt dieß aus dem Verdruß, den sie empfinden, in ihrer Arbeit zuweilen nichts vor sich bringen zu können, dem zu entgehen, sie lieber diejenigen Nebenideen verfolgen, die ihnen zufällig aufgestoßen sind. Sehr wahr ist die Bemerkung, daß der Geschäftsmann

wegen der ungefähr gleichen Fähigkeit, die er beynahe immer zu einer der mechanischen ähnlichen Geistesarbeit hat, mehr Zufriedenheit des Gemüths und gute Laune als der Künstler genießt, dessen Kräfte einer größern Ungleichheit ausgesetzt sind.

Der Verfasser giebt S. 285 eine Vorschrift der Sittenlehre für die Schriftsteller und schönen Geister, „daß ihnen nämlich zum glücklichen Arbeiten sowohl als zum zufriedenen Leben nichts nothwendiger sey, als ihrem Willen die Herrschaft über den Gebrauch ihrer Talente zu verschaffen;" die an sich gut, aber doch bey einer übertriebenern Befolgung für die Kunst selbst leicht gefährlich werden kann. So hat Rec. einen Schriftsteller gekannt, der sich es zum Gesetz gemacht hatte, alle Tage einen halben Bogen zu schreiben, und einen Landschaftsmahler, der täglich einen Fuß □ mahlte. Man sah aber ihren Werken auch das Ungenialische aus mancher Spur an, und es ist beynahe unmöglich, daß ein solches Verfahren nicht eine handwerksmäßige Manier hervorbringe.

Als ein Mittel, der stockenden Meditation zu Hülfe zu kommen, und den Zufluß zweckmäßiger Ideen zu befördern, schlägt der Verfasser vor: „denen mit ihrem Hauptgegenstande in Verbindung stehenden Materien eine besondere Untersuchung zu widmen."

Sehr richtig ist die Regel: „sich in der Wahl „des Gegenstandes unsers Nachdenkens, nicht „durch

„durch Einfälle und Launen, sondern durch reife „Berathschlagung über die Wichtigkeit unsers Un„ternehmens und Prüfung unsrer Kräfte leiten zu „lassen, dann aber auch bey der Ausführung zu „beharren." Mit Recht fordert er aber auch S. 300 „zum Muth auf, in Nebensachen und in „einzelnen Theilen auch das minder Vollkommene „und das nicht völlig Ergründete zu dulden. Wer „in seinen Untersuchungen, sagt er, jeden Gegen„stand so weit verfolgen will, bis ihm weder Dun„kelheit noch Ungewißheit zurückbleibt, wird sich „schwerlich durch eine weitläuftige Materie hin„durch arbeiten."

S. 301 — 315 räth der Verfasser, „sich anfangs ohne Zwang und Regeln den Eindrücken der Gegenstände, den von der Erinnerungs- und Einbildungs-Kraft ihnen beygesellten Ideen, und der freyen Thätigkeit seines Verstandes zu überlassen. „Die Schöpferkraft des Geistes, sagt er, „kann nie zu frey und ungebunden würken. Auf „diese Arbeit muß aber die Prüfung, die metho„dische Untersuchung des gesammelten Vorraths, „die Vergleichung der verschiedenen Materialien „unter sich, die Vergleichung aller mit den schon „längst erworbenen Schätzen der menschlichen Er„kenntniß folgen. Eine dritte Arbeit ist die Zu„sammensetzung und Ründung des für brauchbar „anerkannten Stoffs: — Einer vierten ist die „Bekleidung derselben mit den schicklichsten Wör„tern und Ausdrücken vorbehalten." Auf solche Art vereinigt Herr G. die beyden widersprechend-

scheinenden Sentenzen, daß die ersten Gedanken oft die besten sind, und daß man seinen ersten Einfällen nicht trauen dürfe. Diese Methode ist unstreitig besser, als diejenige, welche sogleich beym Nachdenken und Ausfinden der Wahrheit auf rednerischen Schmuck und völlige Vollendung ausgeht, und die der Verfasser mit Recht tadelt. Es ist Rec. daher oft lächerlich gewesen, wenn gewisse Schriftsteller sich vor ihm gerühmt haben, daß sie ihr Manuscript, ohne einen vorherigen Entwurf von ihrem Aufsatze zu machen, oder ein Wort darin auszustreichen, sogleich in die Druckerey geschickt hätten. Inzwischen hat jene Methode doch auch ihre Gefahren. Sehr oft verliebt sich der Verfasser in seine ersten Gedanken, und es kostet ihm Mühe, diese wieder auszustreichen, wenn sie gleich nicht völlig an ihrer Stelle stehen: oder er findet die Mühe zu beschwerlich, sein Werk mehrmals zu überarbeiten, und hält den ersten Entwurf für zureichend. Das Schlimmste aber ist, daß selbst die Ausdrücke bey einer kältern Ausarbeitung nicht so in die Feder fließen, als wenn der Geist von seinem Gegenstande ganz voll ist, und Worte und Gedanken zu gleicher Zeit zuströhmen.

Das glücklichste ist wohl dieß, wenn der Schriftsteller mit einigen aufgeklärten und nachsichtsvollen Freunden an einem Orte lebt, denen er seine Meditationen mündlich vortragen, mit denen er sich darüber bereden kann, und wenn er dann, ermuntert durch ihren Beyfall und auf die Dunkelheiten

heiten und Schwächen seines Raisonnements durch ihre Zweifel aufmerksam gemacht, die Feder ergreift, und nach einem vorhergemachten kurzen Entwurfe, den Aufsatz so ausarbeitet, daß er ihn seinen Freunden zur Prüfung vorlegen kann. Selten aber findet man so günstige Verhältnisse. Demohngeachtet scheint es sehr vortheilhaft zu seyn, sich beym Schreiben in eine solche Lage hineinzudenken, sich einige bestimmte Personen unserer Bekanntschaft als unsre Zuhörer und Beurtheiler vorzustellen, und allenfalls bey der Ausarbeitung mit lauter Stimme herzusagen, was man niederschreibt.

Sehr schön ist die Bemerkung S. 315 bis 319. „Ich wünschte jedesmal, wenn ich eine „Materie als Gelehrter bearbeite, alles Gute, „was über dieselbe geschrieben worden ist, gelesen „zu haben. Aber zur Zeit der Meditation selbst „finde ich es nie rathsam, irgend einen Schrift„steller über den Gegenstand zu Rathe zu ziehn. — „Ein mittelmäßiger nutzt wenig: ein großer führt „uns irre.“

Der Verfasser empfiehlt S. 319 — 327, als eine zur Meditation nöthige Vorbereitung, alles, was man über den Gegenstand derselben in seinem Leben erfahren, im Laufe seiner Studien gelernt, oder durch seine frühern Untersuchungen herausgebracht hat, geflißentlich ins Gemüth zurückzurufen. „Es ist besser,“ sagt er, „wenn „dieß zuerst in stillen Selbstgesprächen, als wenn „es mit der Feder in der Hand geschieht. Ueber-

„haupt

„haupt ist es unglaublich, wie nützlich solche über „die Geschichte unsers vergangenen Lebens, und „über unsre eigenen Gedanken, Empfindungen „und Handlungen angestellte Untersuchungen, die „bisher fast nur die Sittenlehrer zur Erlangung „der moralischen Selbstkenntniß angepriesen ha„ben, auch dem Philosophen überhaupt zur Er„weiterung seiner Einsichten und zu Schärfung sei„nes Verstandes sind! Wie begierig suchen wir „oft Ideen in neuen Büchern, in Gesellschaft, auf „Reisen, die wir, schon vollkommener und reifer, „in unserm eigenen gesammelten Vorrathe finden „würden, wenn wir uns nur Zeit ließen, in uns „selbst hinabzusteigen, und das zu wiederholen, „was wir gesehen, gehört, gelesen und selbst ge„dacht haben."

In der zweyten Abtheilung, die von den Verschiedenheiten der Methoden des Denkens handelt, bringt der Verfasser diese auf zwey Hauptarten, nämlich diejenigen, unter welchen man bey einer und derselben Materie nach Gefallen wählen kann, und diejenige, welche an die Natur des Gegenstandes geheftet sind. Er handelt jedoch nur von der ersten, und bringt diese auf 6 Classen. Die erste nennt er S. 332 — 340. die Methode des **Unterrichts**, oder die systematische, und bemerkt, daß diese Methode nur in solchen Materien angewandt werden kann, mit denen man schon bekannt ist: daß sie der Lebhaftigkeit des Witzes und dem Feuer der Einbildungskraft nicht günstig sey, daß sich daher schöne Geister oder Philosophen,

die

die zugleich dichterische oder rednerische Talente haben, dieser Methode selten bedienen. Rousseau'n selbst sey es nicht gelungen, in dem in dieser Manier gearbeiteten Contrat social Vollkommenheit zu erreichen. Sehr merkwürdig ist die Note S. 340 über die Art, wie Kant wahrscheinlich zu der Erfindung seines Systems gekommen ist.

Die zweyte Methode nennt er die der Erfindung, oder die Sokratische, die von einzelnen Thatsachen, Meinungen, Sagen der Vorwelt, Aussprüchen der Weisen ausgeht, und Begriffe daraus abzieht, oder Erklärungen derselben versucht. Er hält sie für die leichteste, weil sie diejenige ist, nach welcher der Schriftsteller wirklich seine Einsichten erlangte. Er hält sie zu gleicher Zeit für die bequemste zur Mittheilung der Ideen: aber nur für den Selbstdenker.

Sehr wahr ist die Bemerkung, daß sich eine solche analytische Entwickelung der Ideen viel leichter in einem mit mannigfaltigen Kenntnissen bereicherten Kopfe als in demjenigen anspinnt, dessen trockne Philosophie nicht durch Gelehrsamkeit und Umgang mit Menschen unterstützt wird. „Der „bloß speculative Kopf," sagt er, „nimmt immer „gern den Weg a priori: nur der durch Kunst, „Geschichte und Welterfahrung mit sinnlichen und „praktischen Gegenständen bekannte wählt den Weg „a posteriori, und verfolgt ihn mit Glück." Es wird aber zu gleicher Zeit Witz und Scharfsinn dazu erfodert. Bey dieser Gelegenheit erklärt sich

der Verfasser, wie uns dünkt, mit großem Rechte, gegen die gewöhnliche Erklärung des Witzes für die Fähigkeit, die Aehnlichkeiten, und des Scharfsinns für die Fähigkeit, die Verschiedenheiten der Dinge zu finden. Er nimmt als ausgemacht an, daß beyde Fähigkeiten in dem, was sie hervorbringen, dem nachforschenden Verstande gleichen, und in der Art, wie sie es hervorbringen, der dichtenden Einbildungskraft. „Sie „selbst scheinen, wenn sich der Unterschied, der „zwischen ihnen Statt findet, erklären läßt, so „von einander verschieden zu seyn, daß der Witz „der Einbildungskraft, der Scharfsinn dem nach„denkenden Verstande näher verwandt ist. In „beyden ist die denkende Kraft gleichsam spielend, „aber beym Witze wird dieß Spiel selbst mit dem „Sinnlichen, mit Bildern; beym Scharfsinne „mit dem Unsinnlichen, mit Begriffen oder Ideen, „mit allgemeinen Wahrheiten, getrieben.“ Wir gestehen, daß uns diese Erklärung nicht befriedigt, ob wir uns gleich außer Stande fühlen eine bessere an die Hand zu geben.

Die dritte Methode ist die historische (S. 350 — 367). Sie ist eigentlich eine Unterart der Sokratischen, und wird eingetheilt in die Erzählung der Geschichte der Sache, oder der Wissenschaft von der Sache.

Die vierte (S. 367 — 380) ist die widerlegende. Schön ist, was S. 374 über den Skepticismus gesagt wird, und sehr richtig der

der Satz: „Widerlegen und bestreiten heißt noch „nicht selbstdenken."

Die fünfte Methode (S. 380 — 394.) ist die kommentirende. Sehr gut entwickelt der Verfasser die Würkung, welche das Geschäft des Auslegens früherer Schriftsteller zur Aufklärung der Menschen, und zur Erweckung ihres eigenen Nachdenkens hervorgebracht hat.

Die Schwierigkeiten bey dieser Methode, und die Gefahren, die sie mit sich führt, sind gleichfalls richtig angegeben. Eine sehr zu beherzigende Warnung läßt der Verfasser gegen diejenigen Selbstdenker einfließen, die so wenig lesen und die Büchergelehrsamkeit verachten.

Die letzte Methode (S. 394 — 430.) ist die bemerkende oder beobachtende. Der Philosoph, der diese befolgt, setzt voraus, daß seine Leser mit dem Gegenstande seiner Untersuchung bekannt sind, und hat nur die Absicht, ihre Kenntnisse durch seine Bemerkungen zu ergänzen. Die Meditationen dieser Art sind gemeiniglich eine Mischung von Philosophie mit Geschichte und Litteratur. Mit Recht vertheidigt der Verfasser den beobachtenden Philosophen gegen die Verachtung des systematischen. Was darüber S. 400 gesagt wird, ist ein Wort zu seiner Zeit gesprochen. Sollen die Bemerkungen fein und neu seyn, so müssen sie von einem mit dem schönen Geiste verbundenen philosophischen Genie herkommen. Zur bessern Kenntniß dieser Methode der Meditation

vergleicht der Verfasser die Denkart dreyer Männer, die seinem Urtheile nach Meister darin sind: Montaigne, Hume, und Montesquieu.

Diese Entwickelungen sind vortreflich. Der Verfasser theilt uns S. 427 das Bekenntniß mit, daß unter allen philosophischen Schriften keine sind, welchen er seine eigenen Versuche mehr ähnlich zu sehen wünschte, als die des Hume.

An Ende bezeugt er noch seine Achtung für den Baco von Verulam.

Wir reißen uns mit Mühe von dieser vortreflichen, und in so mancher Hinsicht lehrreichen, Abhandlung los, um nun unsre Leser mit der letzten bekannt zu machen.

Ueber die Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauspielen, und über den Charakter Hamlets insbesondere.

Der Verfasser untersucht zuerst: welchen Werth der Wahnsinn als dichterische Maschine habe; unter welchen Umständen und Bedingungen sie Würkung thue; wo sie am rechten Orte angebracht sey; und wo sie gemisbraucht werde.

Die Neigung des Dichters, seine Personen im äußersten Grade leidenschaftlich vorzustellen, führt sehr leicht dahin sie als Halb-Rasende reden und handeln zu lassen, und von da ist nur ein Schritt bis zur gänzlichen Zerrüttung der Werkzeuge des Denkens. Es ist der Charakter der ersten poetischen und schriftstellerischen Versuche, unter

ter Völkern, die sich aus der Barbarey nach dem Muster älterer verfeinerter Nationen empor arbeiten, in allen Dingen das Aeußerste zu schildern: es ist leichter für den Dichter, und von größrer Würkung auf die Menge. Besonders trift dieß auf Shakespear zu. Die Züge jeder Begierde und jedes Gemüthszustandes sind von ihm richtig aufgefaßt, aber ihre Darstellung ist übertreibend. Nahe daran gränzt der Hang, die leidenschaftlichen Personen phantastisch zu machen, oder durch ihre Leidenschaft selbst ihre Vernunft zerrütten zu laßen. Die Leidenschaft äußert sich dann am deutlichsten und unaufgehalten durch den Zwang der äußern Sittsamkeit. Eine eigene phantasiereiche Philosophie ist diesem Schriftsteller außerdem eigenthümlich. Sie hat etwas Schwärmerisches, und knüpft sich gern an groteske und seltsame Bilder an. Je mehr er schwärmt, desto tiefer denkt er. Mit desto mehrerem Glücke philosophirt er. —

Etwas von dieser Neigung ist in dem Nationalcharakter der Engländer zu suchen, welche dieses Hülfsmittel zur Verstärkung eines rührenden und erschütternden Eindrucks gebrauchen. Wahnsinn, Beraubung der Vernunft, muß für eine Nation, die im vernünftigen Nachdenken ihre Freude und vornehmsten Stolz findet, das größte Unglück seyn. Die Engländer wollen anhaltend und stark erschüttert seyn, ehe sie auf irgend eine Art gerührt werden.

Hierbey wird S. 445 in einer Note eine sehr feine Vergleichung zwischen dem Geschmack

der Engländer und Franzosen in Rücksicht auf die Bilder gemacht, an denen sie Gefallen finden. Der Engländer, bey dem die dichtende Einbildungskraft gewiß nicht die vornehmste Fähigkeit ausmacht, liebt in den Geisteswerken, welche zu seinem Vergnügen bestimmt sind, die Geburten der regellosesten Einbildungskraft. Der Franzose, der an ruhiger Vernunft weit hinter dem Engländer zurücksteht, verbannt hingegen alle regellose Ausflüge einer lebhaften Einbildungskraft aus seinen Dichterwerken. „Vielleicht, sagt Garve, sucht „jeder Mensch in den Geisteswerken, die ihn vergnügen sollen, gerade die Vollkommenheit, die „ihm fehlt. Erholung ist immer Uebergang aus „einem gewöhnlichen Zustande in einen ungewöhnlichen. Gute Muster in einer Gattung, zu der „wir selbst nicht Fähigkeit haben, erregen immer „doppelte Bewunderung! — Eine Nation, deren Gemüth zu leicht beweglich ist, verlangt ein „ruhiges, gemäßigtes Feuer, — die nicht so „leicht der Rührung empfängliche will erschüttert „seyn." —

Nachdem der Verfasser auf solche Art die Ursachen entwickelt hat, warum zu gewissen Zeiten und unter gewissen Nationen Schilderungen des Wahnsinns geliebt werden, so frägt er: „was „diese bey uns und zu allen Zeiten werth „sind?" Hier setzt er zuerst zum voraus, daß sie sparsam gebraucht und gehörig motivirt seyn müssen, so daß der Zuschauer den Zusammenhang des Grundes und der Würkung empfinden kann.

Dieß

Dieß vermißt er bey dem König Lear, bey der Ophelia, und der Blanca im Julius von Tarent. In Ansehung der beyden letzten stimmen wir bey: in Ansehung des ersten aber müssen wir von seiner Meynung abweichen.

Der Verfasser räumt die dichterische Würkung solcher Charaktere ein, verlangt aber, daß der Mensch, dessen Wahnsinn in der dichterischen Nachahmung gefallen soll, kein gemeiner Mensch seyn müsse. „Ein eigentlicher Narr, sagt er, ist „ein eckelhafter Gegenstand.“ Ein großer Vortheil, den dann der Dichter aus solchen Charakteren zieht, ist dieser, daß er ihnen seine Philosophie in den Mund legen, und darin seinen Beobachtungen und Lehren eine so erhöhete poetische Farbe, seiner Weisheit durch den Abstich der damit verbundenen Thorheit ein so großes Leben geben kann, als kaum auf einem andern Wege mit Schicklichkeit und Natur verbunden werden mag.

Der Verfasser findet zu viel Wahnsinnige im Hamlet: den Helden des Stücks, Ophelia, den Polonius. Uns scheint es, daß wohl nicht sowohl der Fehler an der Menge der Wahnsinnigen, als in der Art, wie sie dargestellt worden sind, liege. Shakespear hat die drey Gradationen der Geistesschwäche: Albernheit des Alters, Melancholie des Unglücks und völligen Wahnsinns darzustellen gesucht, und mit einander contrastiren lassen wollen. Nun gehört aber die Albernheit des Alters in die Comödie, die Melancholie in den Roman, und der Wahnsinn allein in das Trauer-

 spiel.

spiel. Also ist Ophelia, wie es uns dünkt, allein ein tragischer Charakter, und gerade dieser ist nicht hinreichend ausgeführt.

Der letzte Theil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Entwicklung des Charakters Hamlets. Der Verfasser glaubt mehrere Widersprüche und Unschicklichkeiten darin zu finden, die er mit vielem Scharfsinn zu heben sucht. Er glaubt, daß es außer allem Streit sey, daß Hamlet die Maske eines Wahnsinnigen annehme, um sich entweder vor den Nachstellungen des Kronräubers zu sichern, oder um seine Entwürfe zur Rache zu verbergen. Indem er von dieser Voraussetzung eines verstellten Wahnsinns ausgeht, sucht er die Widersprüche, die alsdann zwischen dieser angenommenen Rolle und dem übrigen Benehmen Hamlets auf allen Seiten vorkommen, daraus zu erklären:

1) Daß der Dichter die Schöpfungen seines eigenen Geistes mit den Erdichtungen oder Geschichten einer ältern Zeit zusammengeknüpft habe, ohne immer zu prüfen, ob beyde mit einander übereinstimmten.

2) Daß er über dem Ausmahlen einzelner Züge, von welchen er sich Würkung versprach, die Haltung des ganzen Gemähldes vernachläßigt habe. Die Dunkelheiten, die daher entstehen, abgerechnet, erhält er folgendes Bild Hamlets:

„Ein andres ist der eigenthümliche und natür„liche Charakter Hamlets, ein anderes ist die be„sondere Gemüthsstimmung, in die er durch den „Tod seines Vaters gerathen ist. Die Würkun„gen

„gen von beyden sind in seiner Rolle vermischt. „Nach dem ersten ist er ein philosophirender, dich„terischer Kopf, mit einem Herzen, das schneller „und heftiger Eindrücke, besonders aber einer gros„sen Sympathie mit seinen Nebenmenschen fähig „ist. Diese sympathetischen Gefühle, verbunden „mit einer Größe der Seele, die ihn über selbsti„sche Bedürfnisse und Leidenschaften hinwegsetzt, „machen aus ihm einen biedern, redlichen, der „Freundschaft fähigen Mann. Aber diese natür„liche Anlage zur Sittlichkeit wird durch den Un„gestüm schnellaufsteigender, besonders finsterer „und trauriger Leidenschaften, oft gestört. Und „diese Leidenschaften stehen hinwiederum unter der „Herrschaft seiner Imagination und seiner Philo„sophie, und werden durch die Bilder der erstern „und die Nachforschungen der andern bald umge„staltet, bald unterbrochen. Er ergreift jeden „Gegenstand, der sich ihm darbietet, mit einer „außerordentlichen Hitze. Aber indem er von „einem neuen eben so lebhaft angezogen wird, und „sich eben so ausführlich mit ihm beschäftigt, er„kaltet sein Eifer in Absicht des alten: — wenig„stens wird seine Thätigkeit in der Ausführung „seiner Entwürfe gehemmt. Er denkt mehr nach, „als er empfindet, und er empfindet mehr, als „er handelt. Auch bey ihm ist, was jemand von „Fontenellen sagte, Gehirn an der Stelle, wo „das Herz seyn sollte. — — — Er verliert „sich gleichsam in seinen Ideen bey jedem Anlasse, „und muß zu seinen Vorsätzen immer erst wieder

 „durch

„durch neue Aufforderungen zurückgerufen wer„den.

„Zu diesen natürlichen Anlagen seines Geistes, „die sich auch in ruhigen und glücklichen Zeiten „würden entwickelt haben, kommt nun noch eine „zufällige Modification desselben hinzu: und diese „selbst ist zusammengesetzt, — eine wirkliche Ver„stimmung des Gemüths, und eine geflissentliche „Affektation des Wahnwitzes."

Der Verfasser glaubt jedoch, daß verstellter Wahnsinn und wirkliche Verwirrung des Gemüths nicht wohl in einem und demselben Menschen beyeinander bestehn können, und daß, wer so eine Larve annehmen, und eine solche Rolle spielen will, in einem hohen Grade besonnen und Herr über sich selbst seyn müsse. Sollten nun wirklich in Hamlets Rolle beyde Sachen mit einander vermischt seyn, so könne er dieß für nichts anders, als für eine Abweichung von der Natur und Wahrheit gelten lassen. Inzwischen mag Hamlets Wahnsinn Natur oder Kunst seyn, fährt er fort, so erreicht er allemal den Zweck, der bey Schilderungen dieser Art gesucht wird, und der Eindruck des Ganzen bleibt — ein schmerzhaftes Bedauern, daß ein so edler Geist von unglücklichen Zufällen überwältigt worden sey.

Dieß ist der Inhalt dieser höchst scharfsinnigen Abhandlung.

Recensent hat bey dieser Gelegenheit dasjenige wieder gelesen, was Göthe in seinem Wilhelm Meister im 4ten Buche S. 201 und S. 271

und

und f. über Hamlets Charakter sagt. Er hat darauf auch das Stück selbst wieder durchgelesen.

Göthe erwähnt des künstlichen Wahnsinns nicht. Hamlet ist ihm „ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche „Stärke, die den Helden macht. Ihm wird eine „große That auf eine Seele gelegt, die der That „nicht gewachsen ist. Er geht unter einer Last zu „Grunde, die er weder tragen noch abwerfen kann. „Jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das „Unmögliche wird von ihm gefordert; nicht das „Unmögliche an sich, sondern was ihm unmöglich „ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor- „und zurücktritt; immer erinnert wird, sich immer „erinnert, und zuletzt fast seinen Zweck aus dem „Sinne verliert, ohne jedoch jemals wieder froh „zu werden."

So Göthe: fast scheint es, Hamlet sey nach ihm gar nicht verwirrt; nur schwermüthig, trübsinnig.

Unsrer Meinung nach läßt es sich gar nicht verkennen, daß Hamlets Vernunft durch Trübsinn und Melancholie, und zwar von der schwarzgallichten Art, (atrabilis) wie er sie selbst in der 2ten Scene des zweyten Akts andeutet, und in der 6ten desselben Akts beschreibt, und ihr nur eine falsche Ursach beylegt, angegriffen und verwirrt ist. Allein er ist nicht derselben beraubt, wie Ophelia, nicht kindisch wie Polonius, nein! er ist nur abwechselnd so gespannt und so niedergedrückt, daß er weder die gehörige Betriebsamkeit

zur Ausführung seiner Plane beybehält, noch seine Worte und Handlungen den Umständen immer angemessen einrichten kann. Er wird zum Träumer mit vorübergehenden Anwandlungen wirklicher Verrückung. Sein Zustand ist abwechselnd schlimmer oder erträglicher, je nachdem gewisse fixe Ideen ihn überwältigen, und gewisse Personen, die seinen Haß besonders auf sich gezogen haben, seine Galle in Bewegung setzen. Ob ein verstellter Wahnsinn mitwürke? läßt sich zwar nicht mit Gewißheit entscheiden, besonders da die alten Novellen-Dichter, aus denen Shakespear den Stoff zu seinem Heldengedichte entlehnt hat, gern Situationen aus der alten Geschichte genutzt haben, und der verstellte Wahnsinn des Brutus ihnen gewiß nicht entgangen ist. Demohngeachtet können wir uns davon nicht überzeugen, daß des Dichters Absicht dahin gegangen sey, eine so zweckwidrige und so wenig hervorgehobene Maschinerie zu nutzen. Im Ganzen scheinen doch die Gründe, welche Garve S. 469 für den künstlichen Wahnsinn anführt, nicht durchschlagend zu seyn. Die Worte des Schwurs, den Hamlet dem Horatius und Marcellus ablegen läßt, deuten überhaupt auf ein seltsames unerklärbares Betragen hin, dessen Zweck seinen Freunden nicht bekannt war, dessen Grund, wenn es andern und ihnen auffiel, sie nicht verrathen sollten. Daß Hamlet schon damals, und gleich nach der Erscheinung des Geistes, den Plan zu einem verstellten Wahnsinne gefaßt haben sollte, ist um so unwahrscheinlicher, da ihn der König

aller Kunstgriffe unfähig erklärt. Wenn er aber eine solche Rolle spielen wollte, warum spricht er nur von gewissen Zeiten in denen sein Betragen seltsam seyn würde? Warum wollte er nicht immer wahnsinnig scheinen, da dieser Zusammenhang doch von der Wahrheit seines Zustandes mehr überzeugen mußte? Aus eben diesem Grunde scheinen die Worte Hamlets gegen die Kundschafter seiner Aeltern: „Ich bin nur bey Nord-Nord-Westwinde verrückt; wenn der Wind in Süden steht, so weiß ich Weiß und Schwarz recht gut zu unterscheiden," keinen verstellten Wahnsinn anzudeuten. Wer sich zu seiner Sicherheit und zur Befriedigung seiner Rachsucht einer solchen Maske bedienen will, wird überhaupt nicht Tief- und Trübsinn — denn der ist gefährlicher als die Vernunft selbst, und wird auch von Hamlets Stiefvater dafür erkannt; — sondern Albernheit, kindisches Wesen affektiren, wie dieß Brutus, der Geschichte nach, auch gethan haben soll. Endlich finden wir nicht, daß Hamlets Reden mit seinem Freunde Horatius immer ganz vernünftig wären, und beziehen uns dieserhalb auf die siebente Scene des dritten Akts. Gesetzt aber dieß wäre der Fall, so würde dieß für die von Garve angenommene Meynung nichts beweisen, da der Melancholische hauptsächlich in Gegenwart solcher Personen irr zu reden pflegt, die ihm zuwider sind und seine Leidenschaft reizen.

Gesetzt aber Shakespear hätte wirklich die Idee gehabt einen verstellten Wahnsinn mitwirken

zu

zu lassen; so glauben wir doch, daß der Schauspieler sehr wohl thun wird, dieß bey seiner Rolle ganz zu vergessen, und sich bloß in die Lage eines durch Melancholie verwirrten Gemüths zu versetzen. Nur dadurch werden sein unthätiges Betragen, und das Uebermaaß in der Rachsucht gegen den Stiefvater, bey einem so gut gearteten Naturell, hinreichend motivirt erscheinen, und eine Menge von Widersprüchen werden verschwinden, die sonst den Zuschauer stören und aufhalten.

Uebrigens müssen wir uns noch eine Bemerkung über die Erklärungen dramatisch dargestellter Charaktere überhaupt erlauben: Wir ehren den Scharfsinn eines Johnson, Garve, Göthe. Er ist unstreitig für die Psychologie und Aesthetik von Nutzen. Nur können wir uns nicht davon überzeugen, daß der Dichter sich seine Personen so detaillirt und deutlich denkt, wie der Philosoph, der nachher seine Darstellungen entwickelt. Jener faßt den Charakter im Ganzen, versetzt sich in ihn hinein, und redet aus ihm heraus, mehr nach gewissen aesthetischen und dunkeln Gefühlen, als nach bestimmten Begriffen. Man wird uns sagen: das versteht sich von selbst! Wohl! Aber dann muß man sich auch nicht daran stoßen, wenn Hamlet-Shakespear nicht imer so consequent spricht und handelt, als ein reiner Hamlet in der Natur reden und handeln würde. Man muß dem Dichter, um der intensiven Wahrheit seiner Charaktere willen, immer einige Unwahrheiten in der Extension

sion verzeihen. Der gutgeartete, geistreiche Jüngling nach den Ideen des Zeitalters des Dichters und seiner Nation, dessen edle Anlagen durch Melancholie zu Grunde gerichtet sind, ist in den Hauptzügen auffallend richtig gefaßt und dargestellt. In den Nebenzügen guckt der Dichter heraus. Diese in das Bild des Helden so hineinpassen zu wollen, daß sie wie charakteristische Merkmahle zu seiner Bezeichnung dienen könnten, scheint uns ein Unternehmen zu seyn, das man schwerlich von dem Vorwurfe eines künstlichen Zwanges freysprechen wird.

IV.

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur, und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve. Dritter Theil. Breslau 1797. 428 S. 8.

Dieser dritte Theil der Garveschen Versuche handelt von der Gesellschaft und Einsamkeit. Der Verfasser will den Einfluß beyder auf Verstand, Charakter und äußere Sitten untersuchen.

Der erste Abschnitt handelt von dem Einfluß der Gesellschaft und Einsamkeit auf die Bildung des Verstandes, und zu dieser gehört theils die Einsammlung von Kenntnissen, theils die Uebung seiner Kräfte. Die erste Rücksicht macht auch die erste Abtheilung des ersten Abschnitts aus.

Das Wichtigste, was wohl die Gesellschaft lehrt, ist praktische Menschenkenntniß, besonders diejenige, die durch den Umgang mit großen, weisen und kraftvollen Männern erhalten wird. Dann aber gewährt der Umgang auch in Ansehung aller

 Arten

Arten von Kenntnissen gewisse Hülfsmittel, die auf keinem andern Wege zu erhalten sind.

Die Gesellschaft erweckt die Wißbegierde, reizt zum Nachdenken, und ermuntert zur Mittheilung der Gedanken. Diese hat bey allen Völkern zuerst Dichter, Redner und Philosophen erzeugt. Der stille einsame Genuß unsrer eignen Fähigkeiten ist für den Menschen nur in den Zeiten der größten Verfeinerung aufbehalten. Zwar sind unsre gesellschaftlichen Zusammenkünfte eben nicht gemacht, ernstere Gegenstände darin abzuhandeln und zu erschöpfen; indessen gewähren sie doch manche andere Vorzüge des gesellschaftlichen Unterrichts. Man lernet darin eine leichte und gefällige Einkleidung der Gedanken, die auch selbst dem Schriftsteller einen vorzüglichen Werth gibt. Die lebende Rede ist theils verständlicher, theils eindringender. Oft wird das Nachdenken im Gespräche mehr geschärft; inzwischen ist der Umgang nicht in Absicht aller Arten der Kenntnisse gleich lehrreich.

Es sind hauptsächlich politische und ökonomische Kenntnisse, welche wir durch ihn zu erhalten hoffen können. Geschichts-Anekdoten liefert er besonders, nur müssen sie mit Behutsamkeit für wahr angenommen werden. Oft irren sich die Personen, die selbst an den Begebenheiten Theil genommen haben, mehr als der spätere Geschichtschreiber. Die isolirten, an einzelne Begebenheiten geknüpften, von der eigenthümlichen Lage der Personen eingegebenen, mehr geahneten als durch-

durchdachten Ideen sind dem Umgange vorbehalten. Im Politischen machen gerade diese die eigentliche praktische Weisheit aus. Die Unterredungen der Weiber über Sachen, welche besonders die Verhältnisse ihres Geschlechts betreffen, lassen sich aus dem Umgange besser als aus Büchern erlernen. Ersterer wird auch wichtig, um fremde Länder durch solche Reisende kennen zu lernen, die mit Rücksicht auf individuelle Zwecke reisten.

Der Widerspruch der Meynungen, die Begierde, sich deutlich zu machen, gewährt eine Belehrung in der Unterredung, welche das Kabinet weder durch Lesen noch durch Nachdenken geben kann.

Endlich kann durch die Gabe eines guten Vortrages manche Wahrheit im geselligen Umgange verbreitet werden, für die sich sonst die Gesellschaft im Ganzen nicht interessirt haben würde.

Die Einsamkeit erleichtert dagegen besonders das Studieren und die mechanische Arbeit: auf dem Lande gewährt sie in dieser Rücksicht noch mehrere Vortheile, als in der Stadt. Aber die Arbeiten des Handwerks machen zu einseitig, und der wachsende Flor der Gewerbe und des Handels vermehrt die Hindernisse, welche sich dem Fortschreiten der untern Klassen in Einsichten und Sittlichkeit entgegen setzen. In der Maaße, als die Handarbeiten sich der Kunst nähern, und die Nachahmung der Natur, oder Hervorbringung des Schönen mit ihren besondern Endzwecken verbinden, in der Maaße können sie auch in Absicht der Geistesbildung den

Man-

Mangel des Umgangs ersetzen. Inzwischen geht dem bildenden Künstler und Musiker die Entwicklung ihrer Begriffe durch Worte ab; welcher Mangel doch immer der Deutlichkeit der Vorstellungen und Empfindungen entgegen steht. Das Studieren ist es also eigentlich, dessen Einfluß auf die Belehrung des Menschen, gegen den Einfluß des Umgangs, mit Nutzen abgewogen werden mag. Man unterrichtet sich gründlicher aus dem ersten. Schon die dialogische Form der Sokratischen Gespräche ist geschickter dazu, Irrthümer zu widerlegen, als Wahrheiten zu lehren. Man kann sicher annehmen, daß die Schriftsteller aller Zeiten ihre besten Gedanken in ihre Schriften niedergelegt haben, und daß, wenn wir das Glück gehabt hätten mit Plato, Cicero, Baco oder Leibnitz umzugehen, wir nichts Lehrreicheres und Angenehmeres von ihnen würden gehört haben, als wir jetzt in ihren Büchern lesen können.

Außer dem Vortheile, daß wir den vollständigsten Unterricht aus Büchern erlangen, haben wir noch den, daß beym Lesen unsre Aufmerksamkeit weniger gehindert wird. Jede Leidenschaft, die in der Einsamkeit schläft, wacht in der Gesellschaft auf, weil sie hier entweder Mittel zu ihrer Befriedigung, oder Hindernisse, die sich ihr entgegen setzen, oder Nebenbuhler, mit welchen sie wetteifert, oder endlich ähnliche Leidenschaften andrer Menschen findet, durch die sie bald gereizt und bald verstärkt wird.

In der Gesellschaft achten wir auch zu viel auf dasjenige, was wir selbst sagen wollen. Es gibt mehrere Menschen, die gut zu reden, als solche, die gut zu hören verstehen. (S. 66 wird gesagt: „bey unterrichteten und gelehrten Selbst„denkern kann der Fall weit seltener eintreten, wo „sie einen ihrer Einfälle für wichtig und neu genug „halten, um ihm, mit Vernachläßigung der Ge„sellschaft, worin sie sich befinden, ihre ganze Auf„merksamkeit zu schenken." Dieß ist jedoch Recensentens Erfahrung völlig zuwider, indem er unter den gelehrtesten und aufgeklärtesten Männern den von Garve gerügten Fehler eben so häufig, als unter den Halbgelehrten und Halbklugen, angetroffen hat; nur daß er in dem ersten Falle weniger als in dem letzten beleidigte).

Alles, was Stille, Muße, Beharrlichkeit in der Beschäftigung zur Cultur des Geistes beytragen können, das hat der Einsame vor dem Geselligen voraus. Aber er hat Erschlaffung, Trägheit und eine gewisse Niedergeschlagenheit zu fürchten. Die Würkung des einsamen Studierens auf den großen, mittelmäßigen und den gemeinen Kopf ist sehr verschieden. Der erste kann der Gesellschaft eher entbehren, als die übrigen. —

Vortrefliche Regeln, wie die Lesung eines Buchs in einen Umgang mit dem Autor zu verwandeln, und durch eine eigene, freywillige Thätigkeit diejenigen Vortheile zu erhalten stehen, welche in der Gesellschaft durch die äußern Unstände

ge

gewährt werden, werden S. 76 u. s. w. geliefert. Es kömmt besonders darauf an, tief in den Geist des Autors einzudringen, und dann von den Eindrücken, welche er auf uns macht, uns Rechenschaft zu geben. Die mehresten Kenntnisse werden itzt durch Bücher erlangt. Der Umgang ist immer ärmer am Stoffe der Unterhaltung geworden, so wie der Reichthum der Kenntnisse im menschlichen Geschlechte zugenommen hat. Jede Wissenschaft fordert ihren Mann allein: Der Gegenstände, welche Alle kennen, sind jetzt weniger, als im Alterthume. —

Einsamkeit ist besonders denjenigen Wissenschaften günstig, welche ein ununterbrochnes Studium erfordern. Der Mathematiker kann sie am besten ertragen: der schöne Geist wird nach Gesellschaft streben: der Philosoph steht zwischen beyden in der Mitte. Die Menschenkenntniß, welche das eigenthümliche Gebiet desselben ist, so wie sie durch die Moral einen Endzweck bestimmt, auf welchem sich alle andre Kenntnisse vereinigen, schließt sich auch durch die Methode ihres Unterrichts an alle andre Zweige der Kenntnisse an. Sie hat einen Theil, der bloß Beobachtung, einen andern, der tiefsinnige Wissenschaft ist. Jene Beobachtungen erfordern nothwendig Umgang: diese Wissenschaft kann nur in der Ruhe der Einsamkeit erlernet werden. Man muß daher Weltkenntniß mit dem Studio der Bücher vereinigen. Zu Erwerbung keiner Kenntniß ist die Abwechselung von

Muße und Geschäftigkeit, von Einsamkeit und Gesellschaft so nützlich, als zur Erwerbung der Menschenkenntniß.

Zweyte Abtheilung des ersten Abschnitts. Von dem Unterschiede der Einsamkeit und Gesellschaft in Absicht der Uebung des Geistes.

Zu an einander hängenden Untersuchungen und zur Zusammenreihung vieler Bilder — ist die Einsamkeit besonders nützlich; sie ist daher allen philosophischen und dichterischen Genies von jeher am angenehmsten gewesen. Es sind aber zwey Abwege bey einsamen Beschäfrigungen zu fürchten: Träumerey und Schwärmerey. Die Einsamkeit gibt dem Verstande nicht die Zucht, welche die Gesellschaft ihm auflegt. Sie liefert an sich keinen Stoff zum Denken, sie ist aber ein sehr schicklicher Zustand für einen Menschen, welcher den schon gesammelten Stoff bearbeiten will. Langsames und reifes Nachdenken ist die Sache des Einsamen: im Umgange und in der gesellschaftlichen Betreibung der Geschäfte lernet man schnell denken. Dabey liegt nicht bloß die Nothwendigkeit, sondern auch die Belebung der Sinne zum Grunde. Es wird aber zweyerley dazu erfordert: 1) daß der Mensch seine Aufmerksamkeit ungesäumt und gleich anfangs scharf auf jeden ihm vorgelegten Gegenstand richten lerne, und 2) daß er

er sich aller seiner auf den Gegenstand Bezug habenden Kenntnisse geschwind zu erinnern wisse; mit welchen dann auch die schicklichen Ausdrücke sich in das Gedächtniß einfinden werden.

Es ist sehr nöthig, daß der Mann, der mit der Welt in weniger Verbindung steht, und auf Arbeiten des Cabinets eingeschränkt ist, zuweilen die Gesellschaft aufsucht, um im Austausche seiner Gedanken mit andern den Gang derselben zu beschleunigen, gerade so, wie der vernünftige Welt- und Geschäftsmann, dem es um Gründlichkeit seiner Kenntnisse und um die Reife seiner Ideen zu thun ist, sich zuweilen in die Einsamkeit zurückziehen wird; um von der Eile, in welcher sein Geist gemeiniglich zu seyn pflegt, auszuruhen, und eine langsame und stetige Betrachtung der Dinge auf die prompte oder oberflächliche derselben folgen zu lassen.

Ein zweyter Vortheil, den das gesellschaftliche Denken mit sich führt, ist der, daß es vor Einseitigkeit bewahrt. Drey Sachen sind es, durch welche sich ein Mensch in Beziehung auf seine Geistesbildung von andern und von dem Allgemeinen der Gattung unterscheidet. Zuerst die eigentliche Art oder Methode des Denkens. Hier verhindert nun der gesellige Umgang den zwiefachen Fehler, zu sehr in abstracto oder zu sehr in concreto zu denken, indem der praktische Kopf mit dem speculativen zusammen kömmt. Geselligkeit befördert auch eine gedrängte und doch vollständige

Entwicklung der Ideen, sichert vor zu großer Ausführlichkeit, vor dem übertriebnen Aphoristischen, und überhaupt vor Schiefheit des Geistes.

Die zu einseitige Schätzung des Werths der Dinge, auf die wir unsre Untersuchungen richten, rührt theils von der angebornen Neigung her, die das Genie begleitet, theils von der Gewohnheit, sich ausschließlich mit einer Sache zu beschäftigen. Diesem Fehler arbeitet die Gesellschaft entgegen. (Der Verfasser nährt (S. 135) die Hoffnung: der Zeitpunkt werde nicht sehr weit mehr entfernt seyn, wo auch der Kaufmann und Gelehrte den verständigen Handwerker nicht ungern an seinem Tische aufnehmen, und dieser sich in einer solchen Gesellschaft nicht an der unrechten Stelle finden werde. Wir müssen jedoch an der Erfüllung dieser Hoffnung und selbst an ihren glücklichen Folgen nach demjenigen, was der Verfasser früher von dem Stande der Handwerker gesagt hat, billig zweifeln.)

Dagegen verliert der Mensch auch leicht in der Gesellschaft etwas von seiner Selbstständigkeit. Er läßt sich leicht von dem Strome fremder Meynungen fortreißen, oder opfert sein beßres Urtheil der Mode aus Menschengefälligkeit auf.

(Hier macht der Verfasser die richtige Bemerkung, daß die Schnelligkeit, mit der sich bey den Franzosen Meinungen und Leidenschaften mittheilen, viel zu ihrer Versabilität in politischen Verhältnissen beygetragen hat.)

Was endlich die dritte Verschiedenheit, nämlich die der Meynungen selbst, betrifft, welche das Gedanken-System eines jeden ausmachen, so wird der Mensch dasjenige, was er geflißentlich studiert, am besten von seinen Lehrern oder aus Büchern, oder durch wiederholtes Nachdenken lernen; was er aber eigentlich nicht studiert und worin er doch nicht ganz unwissend bleiben darf, darüber wird er sich am besten im Umgange mit verständigen Männern unterrichten. Der Umgang ist nun besonders nützlich, uns von Vorurtheilen in solchen Dingen zu heilen, denen wir kein anhaltendes Studium haben widmen können. Damit der freymüthige aber freundschaftliche Streit über gewisse Materien den Verstand schärfe, wird erfordert, daß die Männer, welche mit einander streiten, an Talenten, Wissenschaften und Wahrheitsliebe sich ungefähr gleich sind. Dann aber ist ein solcher Streit außerordentlich nützlich, und mancher gelehrte Mann verdankt seine Aufklärung erst der Gesellschaft. Unter Männern, die mit Wahrheitsliebe und Talenten nur das vertheidigen, was sie selbst glauben, und nur bestreiten, was sie wirklich für irrig halten, wird die Wahrheit zuletzt den Sieg erkämpfen. Im schlimmsten Falle ist die Geschicklichkeit, gut und mit Anstand zu streiten, ein Talent das nicht geübt werden kann ohne daß alle Geisteskräfte dadurch an Vollkommenheit gewinnen. Verschieden von diesem Talent ist das, einen gesellschaftlichen Streit schicklich einzuleiten. Man kann mit Recht die Debatte als

das Ideal des Gesprächs, als das Meisterstück der Kunst desselben ansehen. Es werden aber nicht blos Gaben des Geistes, sondern auch Tugenden des Charakters dazu erfordert. (Vortreflich ist dasjenige was hierüber S. 153 — 155 gesagt wird.) Durch das Gespräch wird die Pflicht, unsern Gedanken eine vollendete Deutlichkeit und allgemeine Verständlichkeit zu geben, nicht bloß befördert, sondern auch erleichtert. Besonders lehrt der Umgang die sogenannte argumentationem ad hominem, die unter gewissen Umständen keinesweges ohne Nutzen und verächtlich ist.

Zur vollständigen Einsicht des Verhältnisses, welches Einsamkeit und Gesellschaft zur Geistesübung hat, wird nun noch der Werth und der Gebrauch des Schreibens betrachtet. Es hat vor dem Reden einige sichtbare Vorzüge. Es fordert zu einer sorgfältigen Wahl und einer methodischen Anordnung unsrer Gedanken auf. Wir können bey mehrerer Muße und Ruhe jene höhere Vollkommenheit leichter erreichen. Die Einsamkeit führt beynahe von selbst auf das Bedürfniß des Schreibens. Die Verfertigung solcher schriftlichen Aufsätze, bey denen Entwicklung oder Aufbewahrung unsrer eigenen bessern Ideen die einzige Absicht ist, ist die Würkung der reinsten Wahrheitsliebe, und das Mittel, den unbefangensten Blick auf die wahre Gestalt der Dinge in dieser Welt zu werfen. Aber diese Geistesübung ist selten, und kann nur von Wenigen gebraucht werden. Der

Briefwechsel unter vertrauten Freunden, oder mit einer beträchtlichen Anzahl mannichfaltiger Correspondenten, ist eine der nützlichsten Uebungen für den Verstand und die Gabe des Ausdrucks. Aber auch diese ist sehr eingeschränkt. Sobald das Schreiben eine befohlne Arbeit ist, oder einen bestimmten öffentlichen Endzweck hat, ist es nicht mehr eine reine und völlig zweckmäßige Uebung des Verstandes. Der Schriftsteller berechnet schon die Würkung: es ist ihm nicht mehr bloß um Wahrheit zu thun, und dann wird er nicht so leicht in Feuer gesetzt, in Spannung erhalten, und wenn er vom rechten Pfade abweicht, so zeitig wieder zurückgeführt, als wenn er mit gegenwärtigen Freunden gemeinschaftliche Untersuchungen anstellte.

Die Behauptung des Monboddo über das Schreiben: es sey als Hülfsmittel der Aufbewahrung oder der Entwicklung unsrer Ideen mehr schädlich als nützlich; gibt dem Verfasser Gelegenheit einige sehr feine Betrachtungen über den Werth der schriftlichen Aufsätze, im Verhältniß zu den Aufbewahrungen des Gedächtnisses und der Meditationen im Kopfe, zu machen: Er folgert daraus, daß das Aufschreiben unsrer Gedanken die Stelle des Umgangs und des Gesprächs nicht ersetzen könne: Ferner, daß wer die Einsamkeit zum Vortheile seiner Geistesbildung recht nutzen will, nicht bloß lesen und schreiben, sondern auch zuweilen ganz frey, nur innerlich bey sich selbst, über das Gelesene sowohl, als über die Gegenstände selbst nachdenken müsse.

Der mündliche Vortrag der Gedanken ist nach Garve auch die vollkommnere Uebung des Denkens. Ein großer Redner, oder ein geistreicher und unterhaltender Gesellschafter wird, sobald er will, auch ein guter Schriftsteller seyn, vorausgesezt daß er von Dingen schreibt, die er versteht. Wer aber seinen Styl bloß durch Verfertigung schriftlicher Aufsätze in seinem Cabinette gebildet hat, ist deswegen zur angenehmen Mittheilung seiner Gedanken im Gespräche noch nicht fähig. Ohne Zweifel kömmt derjenige an Vollkommenheit am weitesten, welcher beyde Uebungen mit einander verbindet.

Schön schildert der Verfasser die Wollust des einsamen und stillen Nachdenkens S. 183; bemerkt aber zugleich, daß hierzu besondere Geisteskräfte und das Schweigen der Sinnlichkeit erfordert werde, und daß sonst die Ermunterung zu solchen Meditationen mehr schädlich als nützlich seyn dürfte. Er schließt diesen Abschnitt durch zwey allgemeine Anmerkungen. Die erste ist: daß unter den verschiedenen Fähigkeiten des Menschen Einbildungs- und Dichtungskraft weit weniger Nahrung und Uebung in der Gesellschaft als Verstand und Scharfsinn finden; die zweyte: daß das menschliche Geschlecht mit derjenigen Uebung des Verstandes anfängt, die durch Gesellschaft und Umgang erhalten wird, und von hier zu dem einsamen Studiren übergeht. Der einzelne Mensch fängt hingegen in unserm Zeitalter bey dem einsa-

men

men Studium an, und vollendet seine Geistescultur durch Gesellschaft.

Der zweyte Abschnitt S. 190 u. s. f. handelt von dem Einfluß der Gesellschaft und der Einsamkeit auf den sittlichen Charakter. Der Verfasser fängt mit Ausstellung einiger Thatsachen und gemeinen Meynungen an, aus denen er Folgerungen zieht, und die er einer nähern Prüfung unterwirft. Bey den niedern Ständen wird der Hang zur Eingezogenheit gewöhnlich gebilligt, bey den höhern gewöhnlich getadelt. In dem Mittelstande kommen beyde Forderungen zusammen, und schränken sich wechselweise nach den besondern Umständen eines jeden ein. Also nicht die Liebe zur Einsamkeit wird an sich als Tugend angesehen, so wenig wie die Liebe zur Gesellschaft. Nur das wird gebilligt, was in den Neigungen des Menschen seinen Umständen angemessen zu seyn scheint: nur dasjenige wird getadelt, was mit seiner Lage und Endzwecken nicht übereinstimmt. Die Verbindlichkeit zum Fleiße, zur Sparsamkeit, die Art der Gesellschaft, Belustigungen und Sitten, welche man darin voraussetzt, geben die Bestimmung des Urtheils an die Hand. (Bey dieser Gelegenheit behauptet der Verfasser S. 202 in der Note sehr richtig, daß selbst in demokratischen Staaten sich eine gute Gesellschaft bilden, das heißt, sich eine gewisse Anzahl von Familien im Besitze der Artigkeit glauben, mit einander zusammen halten, und deswegen dem Umgange mehr

Zeit

Zeit widmen würden, weil sie von sich und ihres Gleichen eine größre Meynung hätten.)

Gegen denjenigen, der sich von feinen, artigen, geistreichen Leuten zurückzieht, waltet immer ein nicht unbegründetes Vorurtheil ob, daß es ihm an gutem Geschmack, oder an geselligen Vorzügen fehle.

Aus diesen Erfahrungen zieht der Verfasser folgende Grundsätze:

1) ein zu großer Hang zur Gesellschaft, und eine zu große Erweiterung unsers Umgangs können der Ausübung unsrer Pflichten in so fern schädlich werden, als sie uns zu viel von unsrer Zeit wegnehmen, Abhaltungen von unserm Berufe herbeyführen, und eine Menge kleiner Begierden und Leidenschaften in uns rege machen.

2) Die Einsamkeit begünstigt die Tugend der Sparsamkeit: die Gesellschaft gibt Versuchung zur Verschwendung, folglich ist besonders bey denjenigen Klassen, wo Verschwendung die Quelle vieler Laster, die Sparsamkeit hingegen die Mutter vieler Tugenden ist, die Eingezogenheit dem moralischen Charakter förderlicher als das zerstreute Leben.

3) Der gesellige Umgang ist moralisch nützlich, wenn die Gesellschaft selbst gut ist: er ist moralisch schädlich, wenn die Personen, mit welchen man umgeht, an Geist und Sitten verdorben, oder ungebildet sind. In dem letztern Falle erfordert sogar die Moral uns solcher Gesellschaft zu enthalten.

So

So viel über den Werth, der im gemeinen Leben der Gesellschaft und der Einsamkeit beygelegt wird. Nun: was sagen die Sittenlehrer, besonders diejenigen welche ihre Moral auf Religion gebauet haben? Sie haben die Menschen von jeher geneigt gemacht zu glauben, daß in einer einsamen Lebensart sich ein höherer Grad der moralischen Vollkommenheit erreichen lasse, und daß also die Wahl einer solchen Lebensart auf Zeitlebens ein höherer Grad der Tugend sey. Man wähnte, daß zu den Uebungen der Andacht Stille und Ruhe nöthig sey. Man wollte den Versuchungen der Welt entgehen. Man hielt endlich dafür, daß man durch die Einsamkeit seine Sünden abbüße. Der Verfasser zeigt das Irrige in diesen Meynungen, zugleich aber das Wahre, was dabey zum Grunde liegt, nämlich: daß die willkührliche Entziehung der Gesellschaft ein Mittel ist die Selbstbeherrschung zu vermehren. Die Schwärmer aber machten aus der Vorübung zur Tugend die Tugend selbst.

So nützlich die Einsamkeit für die Moralität seyn kann, so dient sie doch auch oft zur Befriedigung sinnlicher Triebe, befördert den Hang zur Trägheit, Schüchternheit und zu geheimen Ausschweifungen. Im Grunde ist die Einsamkeit der Tugend nicht günstiger, als die Gesellschaft, doch muß die erste dem großen Haufen mehr gepredigt werden, weil der Hang zur letztern allgemeiner ist.

Hei-

Heilige und Mörder, beyde wohnen in Höhlen. Die schwärmerische Begierde, sich zu veredeln, und der höchste Grad bösartiger Neigungen, beyde verführen den Menschen sich von ihres Gleichen abzusondern. Auch gröbere Wollüstlinge suchen die Einsamkeit auf. Oft bringt die Einsamkeit auf die Erweckung und Ausartung wollüstiger Begierden.

Zuletzt macht der Verfasser auf den anscheinenden Widerspruch aufmerksam, der zwischen dem Dichter und Weltweisen auf der einen, und der Weltgeschichte auf der andern Seite, über den Einfluß der Gesellschaft überhaupt, und besonders der Höfe auf die Sittlichkeit herrscht. Die ersten preisen das Glück und die Unschuld eines stillen Privatlebens, und schildern Welt und Hof als Sitze des moralischen Verderbnisses. Die Geschichte hingegen lehrt uns, daß mit der wachsenden Geselligkeit auch die Sittlichkeit fortgeschritten sey, und daß selbst die Errichtung von Residenzen und Hofhaltungen diese befördert habe. Aus allen diesem zieht der Verfasser den Schluß, daß weder die Einsamkeit an sich, noch die Gesellschaft an sich mit der moralischen Verbesserung oder Verschlimmerung des Menschen einen nothwendigen und gleichförmigen Zusammenhang habe: daß der Mensch für keinen von diesen beyden Zuständen ausschließend gemacht sey: daß ihm bald die Einsamkeit, bald der gesellige Umgang zur Bildung seines sittlichen Charakters nützlich sey, nachdem entwe-

entweder er selbst, oder nachdem die Gesellschaft beschaffen ist, zu welcher er Zutritt hat: daß in der Regel Einsamkeit und Gesellschaft, Umgang mit uns selbst und Umgang mit andern mit einander abwechseln müssen, wenn nicht irgendwo im Geist oder Charakter ein roher ungebildeter Theil übrig bleiben soll.

Um diese Mannichfaltigkeit von Einflüssen mit mehrerer Genauigkeit und Ordnung zu übersehen, sondert er den allgemeinen Einfluß, den Einsamkeit und Geselligkeit auf den moralischen Charakter überhaupt haben, von demjenigen Einflusse ab, durch den sie auf jede der Haupttugenden insbesondere würken. Jenen allgemeinen Einfluß bringt er wieder unter drey Hauptstücke: Er betrifft entweder die Grundsätze und das moralische Gefühl, oder die Uebung der Moralität durch äußere Handlungen. Dieß letzte wieder auf doppelte Weise: 1) in so fern die Gesellschaft oder die Einsamkeit zur Ausübung gewisser Pflichten die Gelegenheit und den Schauplatz darbietet, 2) in so fern die eine oder die andere die Gewohnheit, auf gewisse Weise zu handeln, befördert. (Es sind im Grunde nur zwey Hauptstücke, wie denn auch der Verfasser in der Folge seinen Vortrag nur unter zwey Abtheilungen gebracht hat.)

In der ersten Abtheilung frägt nun der Verfasser: Was kann Einsamkeit oder Gesellschaft zur Bildung moralischer Grundsätze und Gesinnungen beytragen? Zwey Untersuchungen sind es vornehmlich,

lich, die dem tugendhaften Manne unentbehrlich sind: Untersuchung dessen, was Recht und Unrecht ist, und die Prüfung seiner eignenen Handlungen. Die Bildung moralischer Grundsätze geschieht besser in der Einsamkeit. Die Gesellschaft wird uns schädlich durch Gedankenlosigkeit und Frivolität: durch ein zu starkes Interesse für sinnliche Gegenstände, endlich durch die Einstimmung in Meynungen, welche man bey einem großen Theile der feinen Welt angenommen findet, oder durch die Beyspiele derselben gerechtfertigt glaubt. In Absicht der Bildung und Aufrechthaltung moralischer Grundsätze hat die Einsamkeit ihre eigenen Vorzüge und ihren entschiedenen Werth. Inzwischen ist zu nützlichen Selbstbetrachtungen eine Abwechselung geselliger Thätigkeit mit einsamer Sammlung des Gemüths vortheilhafter, als ein immerwährend einsiedlerisches Leben. In diesem erhält man zu wenig Reiz, über sich selbst, sein Leben und seine Aufführung ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Unsre moralischen Kenntnisse werden durch Erfahrung und Versuche vermehrt, verfeinert, und überhaupt vervollkommnet. Nicht bloß der Ehrgeiz und der Hang zum Vergnügen, sondern auch die Liebe zur moralischen Vollkommenheit kann dem Menschen den Wunsch ablocken, aus der Dunkelheit eines niedrigen Standes ans Licht und aus der Abgeschiedenheit einer zu eingeschränkten Lage in den Umgang mit der Welt versetzt zu werden. (Fein ist die Bemerkung, daß der gute Ruf, in welchem von jeher das Landleben bey dem Moralisten gestanden

ganden hat, nicht sowohl von denjenigen Personen herrühre, die ihren beständigen Wohnsitz und ihre Geschäfte auf dem Lande haben, als von denen, die sich aus der Stadt und dem Geschäftsleben aufs Land zurückziehen, um der Muße und Einsamkeit zu genießen).

In der zweyten Abtheilung untersucht der Verfasser den Einfluß der Einsamkeit und der Gesellschaft, insofern sie entweder zu gewissen Handlungen die Gelegenheit darbieten, oder zu gewissen Gewohnheiten den Grund legen. Diese Abtheilung umfaßt theils einige allgemeine Betrachtungen, theils diejenigen, welche die Rücksicht auf die verschiedenen Arten der Tugenden an die Hand gibt. Die allgemeinen Betrachtungen sind folgende:

1) In so fern die Einsamkeit und Gesellschaft als Gelegenheit betrachtet wird Gutes oder Böses zu thun, und der Mensch oft in der Gelegenheit auch eine Triebfeder findet so oder anders zu handeln, scheint der moralische Einfluß der Einsamkeit null, der Einfluß der Gesellschaft stark, aber nach beyden Seiten gerichtet und nach Umständen zur Tugend und zum Laster gleich würksam.

Vornehmlich wird in einem ausgebreiteten Umgange die Selbstbeherrschung geübt; er ist aber auch der Boden, in welchem der Saamen übelartiger Neigungen die ihm angemessenste Nahrung findet. Man kann also in dieser Rücksicht sagen, daß die einsam lebenden Menschen gemeiniglich unschuldiger, aber verdienstloser sind.

2) Die Gesellschaft läßt uns durch Erfahrung die Nothwendigkeit gewisser Tugenden so augenscheinlich einsehen, daß wir weit stärker als bey einer einsamen Lebensart angetrieben werden, sie uns zu eigen zu machen. Besonders gehört hierhin das Worthalten und die Verschwiegenheit, so wie alle Regeln, welche das Gesetzbuch der Ehre enthält. In diesem gibt es zwar viele Uebertreibungen und einseitige Vorstellungen, allein es empfiehlt gewisse für das gesellige Leben unentbehrliche Tugenden.

3) Die dritte Betrachtung betrifft den Einfluß einzelner Beyspiele und des Ansteckenden einer in gleichen Gesinnungen und Handlungen übereinstimmenden Menge. Beyspiele würken in der Gesellschaft stärker zum Nachahmungstriebe, theils durch den Reichthum, das Ansehn und die Macht der Vorbilder — (diesen Einfluß nennt der Verfasser den aristokratischen) oder durch die Gunst, in welche sich gewisse Personen durch sinnliche Annehmlichkeiten, durch die Gabe Vergnügen zu machen, oft durch unnennbare Kleinigkeiten, bey der Gesellschaft gesetzt haben. (Diesen Einfluß nennt der Verfasser den demokratischen).

Unter dem Ansteckenden einer in gleichen Gesinnungen und Handlungen übereinstimmenden Menge gibt es besonders drey Sachen, welche der Jüngling gerne mitzumachen sucht: Wein, Spiel und Liebe. Die Bemerkungen, welche der Verfasser über den Einfluß macht, den diese Dinge

auf Glück und Tugend haben, zeugen von der tiefsten Menschenkenntniß, und nur mit Mühe enthalten wir uns, einen umständlichern Auszug daraus zu liefern. Doch müssen wir Einiges anführen. Zeitvertreibe nennt er solche Beschäftigungen, die ein gewisses Interesse erregen, die sich jedesmal, sobald man sie verlangt, von selbst darbieten, und wenn man sie einmal erlernt hat, nur eine mäßige Aufmerksamkeit fordern, um ihrem Zwecke ein Genüge zu thun. — Spiele nennt er Arten von Wetten, wobey ein Preis auf den Erfolg einer Begebenheit gesetzt wird, die man entweder bloß vom Zufalle erwartet, oder durch Kunst und Geschicklichkeit zu veranstalten sucht. Sie setzen den Eigennutz und den Ehrgeiz zugleich in Bewegung. Die kleinen Spiele haben einen merklichen Einfluß auf den Charakter der Nationen in Europa in der neuern Zeit gehabt. Sie haben die Geselligkeit vermehrt, die ungleichartigsten Menschen zusammengebracht, beyde Geschlechter näher vereinigt. Die Menschen sind dadurch sittlicher, aber frivoler geworden. Die leidenschaftlichen Liebhaber des kleinen Spiels werden nicht unmittelbar verschlimmert; aber abgehalten, etwas bessers zu thun, und verleitet, das Pflichtmäßige zu vergessen. Leerheit des Kopfs verführt besonders Weiber zu einer leidenschaftlichen Liebe des kleinen Spiels. Zuweilen kann das Spiel die Fertigkeit zu gewissen Tugenden, z. E. der Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit, Standhaftigkeit, befördern, die entgegengesetzten Fehler aber auch

vergrößern. Die Folgen des großen Spiels werden vortreflich entwickelt.

Seite 314 wendet sich der Verfasser nunmehro zu dem Einflusse, den die Gesellschaft und die Einsamkeit auf die einzelnen Tugenden haben. Er nimmt mit den alten Philosophen vier Haupttugenden an. Die erste ist die Klugheit. Sie besteht aus zwey Stücken,

1) aus dem Anbaue des Verstandes und der Erwerbung von Kenntnissen überhaupt,
2) aus der Anwendung dieser geübten Verstandeskräfte und dieser erworbenen Kenntnisse auf das praktische Leben insbesondere, und auf die Handlungen und Geschäfte, welche täglich darin vorkommen.

In Ansehung des ersten Stücks hat er nun schon das Nöthige im ersten Theile dieser Abhandlung beygebracht: folglich hat er sich nur noch über das zweyte hier zu äußern.

Der Hauptunterschied zwischen der praktischen Klugheit und der theoretischen Einsicht besteht darin, daß zum Handeln die Beurtheilung des Individuellen in dem Menschen und Dingen, und daß eine schnelle Beurtheilung derselben nöthig ist. Hierzu ist das gesellschaftliche Leben eine beßre Schule als das einsame.

Sehr richtig bemerkt jedoch der Verfasser, daß es Menschen gibt, welche derselben nicht bedürfen, und aus einer tiefen Einsamkeit gleich als ganz brauchbar im gemeinen Leben hervorgehen.

„Es

„Es ist unglaublich, sagt er, wie viel ein „verständiger Mann von Dingen, die er auch nie „selbst beobachtet hat, errathen kann, und wie „viel ein Leichtsinniger und Unverständiger von den „Sachen nicht sieht, die täglich vor seinen Augen „vorgehen."

Die zweyte Haupttugend, die Gerechtigkeit, theilt er in die Gerechtigkeit im engern Sinne, welche sich dessen enthält, was andere Menschen beleidigt, und in die Wohlthätigkeit oder Menschenliebe, welche wirklich Gutes thut, und sich beeifert, andern Menschen zu nutzen. In Ansehung der ersten sind Geselligkeit und Einsamkeit beynahe gleichgültig; doch erregt die Gesellschaft leichter die hassenden Leidenschaften, zerstreut sie aber auch leichter: in der Einsamkeit entstehen sie nicht so leicht, sind aber dauernder. Die Gesellschaft befördert mehr den Ehrgeiz, die Einsamkeit mehr den Geldgeiz; sie können also beide Quellen verderblicher Leidenschaften werden.

Bey der Wohlthätigkeit kömmt es hauptsächlich auf wohlwollende Neigungen an: die Einsamkeit aber macht das Herz kalt, da hingegen die Gesellschaft sie erwärmt. Ein eingezogenes Leben ist jedoch noch kein einsiedlerisches. Die häuslichen Verbindungen sind vielmehr die beste Schule wohlwollender Neigungen, der sich nur die Freundschaft an die Seite setzen kann. Um folglich den Einfluß der Einsamkeit auf die geselligen Neigungen zu beurtheilen, muß man den Einsamen der

Familie und des Freundes berauben. Der einsiedlerische Mensch wird nun leicht egoistisch, störrig und steif von Charakter, bequem, ungebührlich gemächlich, träg, mürrisch, übellaunig, oder schwermüthig.

Bey dieser Gelegenheit zeigt der Verfasser den Einfluß, welchen der Gegenstand seiner Untersuchung auf die Leidenschaften des Stolzes und der Eitelkeit hat. Mit dieser letzten ist die Begierde nach Gesellschaft unausbleiblich verbunden. Sie findet ihre Verstärkung durch den Beyfall, den uns die Gesellschaft gewährt. Keiner ist so sinnlich-berauschend als derjenige, den man unsern gesellschaftlichen Annehmlichkeiten und Verdiensten zollt. Sehr richtig wird bemerkt, daß der Mittelstand hauptsächlich nach ausgebreiteten geselligen Verbindungen lüstern ist, und daß derjenige Beyfall am meisten schmeichelt, der uns in dem Staate, in der Stadt und Gesellschaft, worin wir leben, wiederfährt. Daß nun aber dieser oft auf sehr unbedeutenden Gründen beruhe, und daß daher die Eitelkeit dem Charakter sehr nachtheilig seyn könne, versteht sich von selbst. Die Einsamkeit ist der Eitelkeit nicht zuträglich, sie befördert aber bey solchen, die keine Eitelkeit haben, leicht Unthätigkeit und Arbeitsscheue.

Dem Ehrgeize, sich durch große Thaten oder Werke auszuzeichnen, ist die Einsamkeit sehr wichtig; sie verleitet uns aber leicht, nur eine Seite an uns auszubilden, und unsre übrige Person zu vernachläßigen.

Es

Es folgen jetzt einige sehr feine Bemerkungen über den Einfluß der Gesellschaft auf diejenigen Arten der Eitelkeit und des Stolzes, die sich auf Geburt, Stand und Rang beziehen. Der Stolz des Adlichen wird nicht immer durch seinen Umgang am Hofe und mit den Gesellschaften seines Standes in großen Städten vermehrt; aber seine Eitelkeit wird daselbst mehr befriedigt. Darum zieht er sich dort mehr von dem Nichtadlichen zurück. Auf der andern Seite hat niemand eine höhere Idee von seinem Adel als der Landjunker, der doch mit Bürgerlichen umgeht. Der Grund liegt darin, daß dieser letzte unaufgeklärt ist: der andere ist aufgeklärter in seinen Grundsätzen, aber sein Gefühl reißt ihn hin. Sein Stolz wächst, so wie er in größrer Anzahl bey einander ist. Dieß ist auch der Fall bey Gelehrten auf Universitäten, bey Kaufleuten in Handelsstädten.

Die dritte Haupttugend ist die der Mäßigung, womit der Verfasser das griechische Sophrosyne mehr zu bezeichnen, als auszudrücken glaubt. Sie ist der gesunde Sinn, die Gesundheit der Seele, und die Mäßigkeit ist von ihr wie die Art von der Gattung verschieden. Dieser Tugend ist nun die Einsamkeit, der Regel nach, besonders zuträglich. Aber es gibt Ausnahmen, und wir finden, daß diejenigen oft die mäßigsten sind, die beständig an allen Vergnügungen der Welt Theil nehmen, da hingegen die Einsamkeit oft nur als ein Schlupfwinkel aufgesucht wird, um die unsittliche Befriedigung der Lüste vor den Augen der Welt zu verbergen.

bergen. Der Verfasser bringt hierüber mehrere sehr schätzbare Erfahrungen bey, und zieht daraus folgende drey Resultate.

1) Die Mäßigung, welche mehr vom Temperamente der natürlichen Schwäche der Begierden, und von der Unbekanntschaft mit ihren Gegenständen, als von der Beherrschung der Begierden herkömmt, wird in einem eingezogenen Leben leichter aufrecht erhalten. Diejenige Mäßigung, welche aus dem Siege der Vernunft über die Leidenschaften entsteht, wird durch das gesellschaftliche Leben besser geübt.

2) Diejenigen Begierden, welche den meisten Menschen gemein sind, und gleichsam zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehören, werden durch das gesellschaftliche Leben entflammt: die sonderbaren hingegen, die ungewöhnlichen, die jeder Person ganz eigenthümlichen werden durch die Gesellschaft zurückgehalten, und kommen in der Einsamkeit eher zu einer mit der Vernunft, Sittlichkeit und Gemüthsruhe streitenden Stärke.

3) Die wahrhaft gute Gesellschaft befördert die Mäßigkeit im engen Verstande, durch das geistige Vergnügen, das sie mit jedem sinnlichen Genusse verbindet, und Mäßigung überhaupt durch den Beyfall, welchen sie den Personen von gesetztem Charakter ertheilt: die glänzende oder üppige, — die von den Eiteln oder Sinnlichen am meisten gesuchte Gesellschaft, setzt, durch Erhöhung der leidenschaftlichen Reize und durch die Ansteckung der bösen Beyspiele, die Tugend der Selbst-

Selbstbeherrschung in augenscheinliche Gefahr: die zu ausgebreitete, zu häufig genossene endlich, stöhrt durch die bloße Zerstreuung das Nachdenken und die Gemüthsruhe — wovon das eine das größte Hülfsmittel, die zweyte die beständige Begleiterinn der Mäßigung ist.

Die 4te Haupttugend ist die des Muths, oder nach dem griechischen Worte: Tugend der Männlichkeit. Sie rührt zum Theil mit von natürlichen Anlagen her. Gesellschaft und Einsamkeit haben weniger Einfluß auf sie, als auf andere Tugenden, die von der Freyheit abhängiger sind. Es gibt mehrere Arten des Muths. Die eine ist die Kühnheit, sich einer augenscheinlichen Lebensgefahr auszusetzen. Sie hängt zwar größtentheils von der augenblicklichen Stimmung des Körpers und des Geistes ab, aber auch Grundsätze, Gewohnheit, Meynungen und selbst Vorurtheile haben darauf Einfluß; und in so fern wird sie mehr im gesellschaftlichen als im eingezogenen Leben befördert. Eine zweyte Art des Muths ist die gesellschaftliche Dreistigkeit, und daß auf diese die Gesellschaft den größten Einfluß habe, ist unläugbar. Inzwischen findet man doch oft, daß Menschen erst ihre Dreistigkeit im Umgange mit der Welt verlieren, besonders wenn sie dadurch das Gefühl ihres Abstandes von den Höhern und Reichern erhalten. Oft aber findet man auch unter den Einsamen höchst unerschrockene Menschen, die sich sogar mit unerhörtem Stolze über alle Rücksichten von Anstand wegsetzen. Eine dritte Art von Muth heißt Standhaftig-

haftigkeit, wenn er beym Harren eines Unternehmens, Geduld, wenn er beym Ertragen eines Leidens bezeigt wird.

Auch zur Standhaftigkeit scheint das gesellige Leben von vortheilhafter Würkung zu seyn. In Rücksicht der Geduld kömmt es sehr darauf an, welche Uebel sie ertragen soll. Unglücksfälle, welche bloß wehmüthig und betrübt machen, ohne zu kränken und niederzuschlagen, und ohne körperlichen Schmerz zu erregen, werden leichter in Gegenwart anderer Menschen ertragen. Dieß ist noch mehr der Fall, wenn sie uns zu gleicher Zeit Ehre bringen. Körperliche Leiden hingegen werden leichter in der Einsamkeit erduldet. Im Ganzen genommen ist es leichter, sich beym Leiden innerlich zu beruhigen, als sich vor Andern anständig zu betragen. Ueberhaupt und der Sache nach scheint Gesellschaft für die Zeiten der Gesundheit, der Heiterkeit und des Vergnügens gemacht, die Einsamkeit aber der natürliche Zufluchtsort des Kranken, Betrübten und Gebeugten zu seyn.

Dieß ist der Inhalt dieses Bandes. Die Untersuchung ist, wie man sieht, noch nicht geschlossen. Es ist nicht allein der Abschnitt von dem Einflusse der Gesellschaft und Einsamkeit auf die äußern Sitten noch zurück; sondern der Verfasser verspricht auch in der Einleitung, in einem vierten, die verschiedenen Arten der Gesellschaft und Einsamkeit zu klassificiren, und das Eigenthümliche

liche jeder Art in Beschaffenheit und Einfluß aufzusuchen.

Unserer Einsicht nach hätte dieser vierte Abschnitt allen übrigen voran gehen sollen. Dadurch würde der Verfasser sich nicht allein manche Wiederholungen erspart haben, die bey der von ihm gewählten Methode unvermeidlich seyn werden; er würde auch viele Unbestimmtheiten vermieden haben, die wir jetzt in diesen zwey ersten Abschnitten angetroffen haben, und von denen auch der dritte, der Natur der gewählten Ordnung nach, nicht frey bleiben kann.

Was heißt Einsamkeit? Was Gesellschaft? Diese beiden Fragen hätten, wie uns dünkt, nothwendig erst beantwortet werden müssen; um so mehr da Zimmermann, in seinem Buche über die Einsamkeit, bereits ein warnendes Beispiel geliefert hat, wohin die Unbestimmtheit dieser Begriffe führen kann. „Einsamkeit, sagt dieser Schriftsteller, ist eine Lage der Seele, in der sie sich ihren eigenen Vorstellungen überläßt,“ und verwechselt Einsamkeit mit Sammlung, Gesellschaft mit Zerstreuung der Gedanken. Garve unterscheidet in der Einleitung sehr gut den Umgang, den die Geschäfte des bürgerlichen Lebens von selbst veranlassen, von demjenigen, welchen die Menschen, des geselligen Vergnügens wegen, veranstalten. Er deutet in dem Laufe des Werks verschiedentlich auf den Unterschied zwischen einem einsamen und einsiedlerischen Leben hin. Allein er hat diese Verschiedenheiten nicht immer fest im Auge behalten,

und daher Manches der Einsamkeit zugeschrieben, was nur auf die Einsiedeley paßt; umgekehrt Manches dem geselligen Umgange, was nur dem Umgange mit der großen Welt, ja! überhaupt einer besonders günstigen Lage zur Gesellschaft zugerechnet werden kann. In dem ersten Abschnitte wird diese Unbestimmtheit weniger fühlbar. Man denkt sich bey der Einsamkeit, die auf Ausbildung des Verstandes Einfluß hat, ein für allemal dasjenige, was nicht aus eigener Beobachtung des Menschen, oder aus Ueberlieferung, es sey eine abgesehene oder abgehörte, erlernt wird. Demohngeachtet stößt man schon hier auf manche Behauptung, die nur nach vorgängiger näherer Bestimmung dessen, was man Einsamkeit und geselligen Umgang nennt, für wahr und richtig angenommen werden kann. Dann hätten doch die Perioden, worin wir Stoff zum Nachdenken einsammeln, von denjenigen, worin wir ihn bearbeiten, unterschieden werden sollen. In jener kann wohl Niemand, sey er auch der abstrakteste Philosoph, des Umgangs mit Menschen, ohne Nachtheil, entbehren: in dieser muß sich ein jeder, selbst der zerstreuetste Geschäfts- und Weltmann, wenn er anders überhaupt nachdenkt, in sich selbst zurückziehn.

Dieser Mangel an Methode zeigt sich aber noch viel auffallender bey dem zweyten Abschnitte, wo der Einfluß der Gesellschaft und Einsamkeit auf den sittlichen Charakter geschildert wird. Hier ist beynahe überall gesellige Zerstreuung, mit Zusammenleben und Zusammenhandeln; Alleinseyn, mit

Einge-

Eingezogenheit, oder auch mit Absonderung von dem Getümmel der großen Welt verwechselt.

Soll der vierte Abschnitt diese Unbestimmtheiten wegräumen, so wird er in manchen Stücken eine Umarbeitung der vorausgegangenen enthalten müssen.

Auch die Eintheilung unserer moralischen Vollkommenheiten und Pflichten in vier Haupttugenden können wir nicht billigen. Offenbar fließen die Tapferkeit, die Mäßigung und die Klugheit dergestalt in einander, daß sie nicht wohl getrennt werden können, wenn wir sie als Tugenden betrachten sollen. Denn zur Mäßigung wird Festigkeit erfordert, und ohne Klugheit ist der Muth Tollkühnheit. Wie kann man auch gerecht und wohlthätig seyn, ohne Muth, ohne Mäßigung, ohne Klugheit? Bey den Alten hatte diese Eintheilung ihren Grund in der Rücksicht, die sie auf die Qualität des weisen Mannes, als aktiven Staatsbürgers, nahmen. Dieser kann im Kriege tapfer, und doch nicht klug in der Führung der Geschäfte, nicht gerecht und wohlthätig, alles dieß aber ohne Mäßigung in seinem Betragen als Privatperson, oder als ein abgerissenes Mitglied des Staats im Verhältnisse gegen diesen seyn. Auf unsere Zeiten und Verfassungen scheint diese Eintheilung nicht zuzutreffen.

Diese Zweifel gegen die Methode, welche der Verfasser gewählt hat, werden zu gleicher Zeit die einzelnen Stellen bezeichnen, worin wir mit dem Verfasser nicht einig seyn können. — Es sind al-

le

le diejenigen, worin er der Einsamkeit und Gesellschaft zu unbedingt einen Einfluß gewisser Art zuschreibt. Aber diese Bedenklichkeiten halten uns nicht ab, der Feinheit, Neuheit und Richtigkeit seiner mehrsten Bemerkungen die völligste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Welch ein Unterschied zwischen diesem Werke und dem Zimmermannschen in Rücksicht auf den philosophischen Geist, der in beiden herrscht! Wie sehr steht das letzte daran gegen das erste zurück! — Wir sind dem Verfasser doppelten Dank schuldig, daß er diesen Gegenstand einer neuen Prüfung unterzogen hat, da wirklich der Credit des geselligen Umganges bey manchem Leser der Zimmermannschen Schrift unverdienter Weise gesunken war, und die vor uns liegende besonders dazu eingerichtet zu seyn scheint, ihm das Wort zu reden, und ihm seine Rechte neben denen der Einsamkeit zu sichern.

* * *

Während des Abdrucks dieser Anzeige ging die Nachricht von dem Absterben des Herrn Professor Garve, unsers verehrten Freundes und ehmaligen fleißigen Mitarbeiters an dieser Bibliothek, ein; der auch noch ganz kürzlich ein paar seiner letzten Ausarbeitungen in unser Journal niederlegte. Eine langwierige, durch ein nahe an dem linken Auge entstandenes Geschwür veranlaßte, Krankheit löste seinen Körper nach und nach auf; aber

aber seine Seele behielt ihre völlige Kraft bis zu ihrer Trennung von dem Gefährten hienieden. Die Vorsehung, die ihm körperliche Leiden nicht erspa- ren konnte, führte ihm, gerade als er anfangen mußte sich aus der Gesellschaft zurück zu ziehen, einen jungen Mann zu, der recht dazu geeignet war, ihm Seelenfreuden zu verschaffen: Herr Pro- fessor Manso ward von Gotha nach Breslau ver- setzt. Ihm verdanken wir die schriftstellerische Thätigkeit eines Garve nahe vor seinem Ende. Nicht mit jugendlichen, mit männlichen Versuchen erschien dieser wahre Philosoph vor dem Publico; denn philosophische Untersuchungen müssen zwar in der Jugend vorbereitet, aber im reifern Alter erst ihre Vollendung erhalten, wenn sie nicht mehr Leuchtkugeln, als einem nährenden Feuer zur Be- fruchtung des wissenschaftlichen Erdreichs gleichen sollen. Vielerley Entwürfe fanden sich in seinem Pulte, und so konnten kurz hintereinander Wer- ke, die mehrere Jahre schon auf die letzte Hand ihres Urhebers harrten, noch in der letzten Herbstmesse zwey Theile Fragmente zur Schilde- rung des Geistes, des Charakters und der Regie- rung Friederich II. ferner eine Uebersetzung der Ethik des Aristoteles, begleitet mit einer vortrefli- chen Uebersicht der vornehmsten Principien der Sit- tenlehre von dem Zeitalter des Aristoteles an bis auf unsere Zeiten, erscheinen; welche letztere auch einzeln verkauft und worin die kritische Philosophie unter andern mit einer Scharfsichtigkeit und Unpar- theiligkeit untersucht wird, Kants ächte Verdien-

ste

sie aber auf eine Art bestimmt werden, die diese Schrift zu einem bleibenden Denkmahl für historisch-philosophische Untersuchungen machen. Als Anhang zu dieser Uebersicht erschien vor wenigen Tagen: Eigene Betrachtungen über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre. Sie sind dem Herrn Rektor Manso gewidmet. Diese rührende Zuschrift ist vom 3ten November datirt, und den 1sten December entschlief unser Freund in seinem 57sten Lebensjahre.

V.

V.

Vermischte Nachrichten.

Der würdige Gelehrte, dessen Bildniß diesen Band ziert, ließ bey einer im vorigen Frühjahr angestellten Reise, die ihn aber nicht zu seinem alten Freund Gleim nach Halberstadt brachte, eine poetische Epistel an denselben drucken, mit der er ihm sein und des Herrn von Sonnenfels Bildniß überschickte, und worin er ihm von seinen Empfindungen während der Reise Rechenschaft ablegt. Wir würden sie ganz hier einrücken, hätte nicht bereits Herr Hofrath Wieland seinem teutschen Merkur solche einverleibt, worin man auch Gleims Antwort findet. Beide poetische Briefe sind nun auch zu Wien zusammen gedruckt erschienen.

Englische Literatur.

An Epistle to a Friend, with other Poems. By the Author of the Pleasures of Memory. 1798. 4. 47 S. Der Verf. dieser Epi-

 stel

stel Mr. Rogers, erscheint hier, nach einem langen Stillschweigen, von neuem vor dem Publicum. Seine ersten Produkte erhielten großen Beyfall; vorzüglich aber wurden die Pleasures of Memory bewundert und fleißig gelesen. Die gegenwärtige Epistel verdient dieses nicht weniger. Fülle der Gedanken ist mit einem leichten und klassischen Ausdruck gepaart. Die Absicht derselben ist, wie der Verf. sich ausdrückt, die Kraft wahren Geschmacks zu zeigen, und darzuthun, wie viel er dazu beytrage das Leben zu erheitern und zu schmücken. Wahrer Geschmack, fährt er fort, ist ein vortreflicher Oekonom. Er beschränkt seine Wahl auf wenige Gegenstände und setzt sein Vergnügen darein, große Würkungen durch kleine Mittel hervorzubringen. Dieser Absicht gemäß, beschreibt er das Innere seiner Wohnung:

Here no state-chambers in long line unfold,
Bright with broad mirrors, rough with fretted gold;
Yet modest ornament, with use combin'd,
Attracts the eye to exercise the mind.
Small change of scene, small space his home requires,
Who leads a life of satisfied desires.
What, tho' no marble breathes, no canvas glows,
From ev'ry point a ray of genius flows!
Be mine to bless the more mechanic skill,
That stamps, renews, and multiplies at will;
And cheaply circulates, thro' distant climes,

The

The fairest relics of the purest times.
Here from the mould to conscious being start
Those finer forms, the miracles of art;
Here chosen gems, imprest on sulfur, shine,
That slept for ages in a second mine;
And here the faithful graver dares to trace
A *Michael's* grandeur, and a *Raphael's* grace!
Thy gallery, Florence, gilds my humble walls,
And my low roof the Vatican recalls.

Die Beschreibung des Bades wird mit einer neuen und anziehenden Empfindung eingeleitet:

Tho' my thatch'd bath no rich mosaic knows,
A limpid spring with unfelt current flows.
Emblem of Life! which still as we survey,
Seems motionless, yet ever glides away!
The shadowy walls record, with attic art,
The strength and beauty that it's waves impart,
Here Thetis, bending with a mother's fears,
Dips her dear boy, whose pride restrains his tears.
There, Venus, rising, shrinks with sweet surprize,
As her fair self reflected seems to rise!

Der Anhang besteht aus drey kleinern Gedichten, von denen wir eines hier ausheben:

To The Gnat.

When by the greenwood side, at summer eve,
Poetic visions charm my closing eye,
And fairy scenes, that Fancy loves to weave
Swift to wild notes of sweetest minstrelsy;

'Tis thine to range in busy quest of prey,
The feathery antlers quivering with delight,
Brush from my lids the hues cf heav'n away,
And all is solitude, and all is night!
— And now thy barbed shaft, relentlest fly,
Unsheaths it's terrours in the sultry air!
No guardian sylph, in golden panoply,
Lifts the broad shield, and points the sparkling spear.
Now near and nearer rush thy whirring wings,
Thy dragon scales still wet with human gore:
Hark thy shrill horn its fearful larum flings!
J wake in horror, and dare sleep no more!

The Druriad; or Strictures on the principal performers of Drury - lane Theatre: A Satirical Poem; with Notes critical and explanatory. 1798. 4to. Seit Churchill haben mehrere englische Dichter die Bühne zum Gegenstand ihrer Satyre gemacht. Die gegenwärtige ist nicht ohne Verdienst. Die Schilderung der berühmten Miß Siddons mag hier zur Probe stehn:

Siddons, great mistress of each magic art,
To raise contending passions in the heart,
When wretched Shore, depressed with grief and pain,
Calls upon death, her last resource, invain;
Or when, unaw'd by conscience or by fear,
Macbeth drives on her impious mad career,
When horrid dreams at length her guilt reveal,
And on her hand she shews the bloody seal;
When

When poor Cordelia, after war's allarms,
Expires with anguish in her father's arms;
In Beverley's distress and piercing moans;
In Isabella's shrieks and dying groans;
O Siddons! thou alone the soul canst thrill,
And melt us down, like Circe to thy will.

Die Anmerkungen sind sehr zahlreich.

Hobby-Horses, a Poetic Allegory, in Five Parts. By Jenkin Jones. 1798. 144 Seiten 4to. Der Verf. dieser Satyre, welche mannichfaltige Gegenstände umfaßt, zeigt ein warmes Gefühl für Menschheit und Tugend. Er besitzt richtigen Takt, um zur rechten Zeit zu schwatzen und ernsthaft zu seyn. Die Thorheiten des Tages werden mit fröhlicher Laune gerügt, während das Laster mit unerbittlicher Strenge gezüchtigt wird. In folgender Stelle versichert der Vf. eine wirkliche Scene mit historischer Treue geschildert zu haben:

O God of boundless mercy! hear this pray'r!
Open our hearts, a brother's pain to share;
Let not in selfish cares our wishes close,
But give us souls to feel for other's woes!
So never more mine eyes this sight shall greet,
A man left starving in the public street!
Was this a time to want for food and clothes,
When on his faded cheek the big tear froze?
Yet J beheld him stript of his last rags,
Stretch'd on a cold, damp vault's uncover'd flags,
No generous friend, no kind supporter nigh,

Despis'd, neglected, left alone to die.
Ah, who can tell, what pow'rs that breast possess'd,
What flames of lambent genius warm'd his breast!
Perhaps a man in ew'ry gift profuse,
Of noble sentiments, exalted views,
Of curious observation, deep research;
One, whose pure morals might have propp'd the church:
One, on the music of whose fluent tongue
Convincing trust and soft persuasion hung;
One, whose fine sense of delicacy taught
Graces beyond the reach of Stanhope's thought,
One, who could yield to laws the best support,
Have polish'd states, and civiliz'd a court.
Was there a wretch so lost to honest worth,
To deem such sights a spectacle of mirth?
There was. — —

Poems by *J. Hucks.* A. M. Fellow of Catharine Hall. Cambridge 1798. 190 S. 12. Der größere Theil dieser Verse ist reimlos; der Vf. besitzt die Kunst, den Mangel des Reims durch Mannichfaltigkeit des Rhythmus und rasches Fortschreiten vergessen zu machen, nicht genug. Das meiste Talent zeigt er für beschreibende Poesie. Ueberall offenbart sich eine gute Beurtheilungskraft und große Reinheit der Denkungsart. Seine Manier werden folgende Zeilen an Rogers, bey der Lectüre der Pleasures of Memory, charakterisiren:

O teach me, Thou! who with prophetic fire

To

To memory erst hast struck thy silver lyre;
Sweet bard! who with creative pow'r canst give
Te faded hours of life again to live;
Teach me, like thee, to feel the pensive theme,
And draw ideal bliss from memory's dream.
But fond enthusiast! can thy magic art
Erase the written troubles of the heart?
Was life's long voyage e'er pass'd with guiltless ease,
With skies unclouded and unruffled seas?
Does recollection leave no sting behind,
Nor sad associations cross the mind?
No secret pang the afflicted bosom rend,
When memory speaks of a departed friend?
The obdurate heart no deep-felt sorrow move,
When snatch'd by cruel fate from those we love?
No fond regrets, no sigh unbidden rise
To think, how fast life's envied morning flies?
Could man reject from memory's crouded page,
The crimes that sully each succeeding age;
Blot from the tablet many a mournful tale,
And draw o'er sorrow's form oblivions veil;
From memory's fount revolving hours to cheer,
Or stay the thought that woke the latent tear;
Then would J dwell with thee, mysterious Power!
In lonely vale or pleasurable bower;
And backward oft would turn my anxious view
To youth's blithe hour, and all its scenes renew;
Muse o'er the happy past with careful eye,
And hail thee, source of bliss, o pensive Memory!
But fond enthusiast! on this earthly vale,

Youth's adverse hours what countless thousands wail?
And ah sweet bard! it is not theirs to sing
The sunny hours of youth's delightful spring;
No more for them hope's renovating power
Gladdens the morn, or gilds the evening hour:
To them the forms of other times appear
Dark as the storms of the departing year:
Hence then, loath'd Memory, to thy secret cell,
There bound in chains eternal ever dwell:
Oh, may some dim horizon intervene,
And close my thickening clouds the backward scene;
Nor more the records of the past renew,
Lost in the gulph of time for ever from my view.

Naucratia; or Naval Dominion. A Poem. By *Henry James Pye*. 1798. 4. Die Entstehung und Vervollkommnung der Schiffkunst ist der Inhalt dieses Gedichts. Den Mangel der historischen Nachrichten ersetzt der Verf. durch Vermuthungen; und in diesem Theile seines Werks sind die Ideen eben so philosophisch als poetisch. Der Zusammenhang ist natürlich und das Interesse erhält sich so lange der Dichter in den frühern Perioden verweilt. Weiter hin scheinen die Uebergänge oft hart und allzu wenig vorbereitet. Den letzten Theil des Gedichts füllt die Geschichte der gegenwärtigen Regierung. Die Sprache ist durchaus kräftig und beseelt; aber bisweilen etwas dunkel und hart. Zu den schönsten Stellen in demselben kann man folgende Schilderung des brittischen Seemanns rechnen:

'Tis

'Tis not the oak whose hardy branches wave
O'er Britain's cliffs, and all her tempests brave;
'Tis not the ore her iron bowels yield,
The cordage growing on her fertile field,
That form her naval strength. — 'Tis the bold race
Laughing at toil, and gay in danger's face,
Who quit with joy, when fame and glory lead,
Their richest pasture and their greenest mead,
The perils of the stormy deep to dare,
And jocund own their dearest pleasures there.
One common zeal the manly races inspires,
One common cause each ardent bosom fires,
From the bold youth whose agile limbs ascend
The giddy mast when angry winds contend,
And while the yard dips low its pointed arm,
Clings to the cord, and sings amidst the storm,
To the experienced chief, who knows to guide
The labouring vessel through the rolling tide;
Or when contending squadrons fierce engage,
Directs the battles thunder where to rage: —
All, all alike with cool unfeign'd delight
Brave the tempestuous gale, and court the fight.
Britain! with jealous industry maintain
The sacred sources of this generous train,
Daring beyond what fable sings of old,
Yet mild in conquest, and humane as bold;
Now rushing on the foe with frown severe,
Now mov'd to mercy by compassion's tear. —
Fierce as the ruthless elements they brave
When their wrong'd country calls them to the wave;
Mild as the softest breeze that fans thy isle;

When sooth'd by peace and wooing beauty's smile.
A race peculiar to thy happy coast,
But lost by folly once, for ever lost.
Ne'er from the lap of luxury and ease
Shall spring the hearty warrior of the seas. —
A toilsome youth the mariner must form,
Nurs'd on the wave and cradled in the storm.
This school thy coasts supply - the unwrought ore
Wafted from port to port around thy shore,
The northern mines, that sable stores unfold
To chase from blazing hearths frore winter's cold; —
These nurseries have train'd the daring crew
Through storms and war thy glory to pursue;
These have thy leaders train'd, and naval fame
Reads in their rolls her Cook's immortal name.
O' ne'er may Commerce with misdeeming zeal
Weaken this source, her own, her country's weal,
And the canal, by tortur'd streams supplied,
Along our coasts with baleful labour guide,
Then boast, if war insults our chalky shores,
It yields safe conduct to our arms and stores.
Perish such safety! — ne'er may commerce know
Safe conduct here but from a vanquish'd foe. —
When mountain forests spread their deep' ning shade,
Where metals lurk beneath the midland glade,
Where mingled art and industry combine,
Weave the rich web, the liquid ore refine,
Let the canal, scoop'd out with plastic care,
To distant marts the useful produce bear;

But

But never may its stagnate waters lave
The sandy borders of the briny wave,
Or the rude bargeman's vile inglorious race
The generous hero of the sea replace.

Epistle from Lady Grange to Edward D — Esqu. Written during her confinement in the Island of St. Kilda. 1798. 4. Der Inhalt dieser Epistel ist aus Boswells Reisen nach den Hebriden entlehnt. Diesem zu folge wurde Lady Grange, die Gemahlin eines der ersten schottischen Lords, aus unbekannten Ursachen des Nachts ergriffen und zuerst an die Küsten des Hochlandes, und dann weiter zur See auf den entfernten Felsen St. Kilda gebracht. Hier brachte sie einsam zu, bis sie nach einem Versuche von Befreyung auf ein anderes Eyland gebracht wurde. Diese Geschichte, welche sich in dem laufenden Jahrhundert ereignet hat, ist von dem Dichter etwas verschönert worden. Die Ursache der Verbannung ist bey ihm ein Ehebruch der Lady, dessen sie sich aber nicht mit Reue sondern mit Wohlgefallen rühmt. Der Dichter zeigt eine ungewöhnliche Stärke der Einbildungskraft. Die Versification ist harmonisch und kräftig, der Ausdruck etwas düster und so wie er sich zu der Situation der Schreibenden paßt.

Elegies and other small Poems. By *Matilda Betham.* 1798. 12. Die meisten dieser mannichfaltigen Gedichte zeigen wahre Phantasie und ächt poetisches Talent. Das Kolorit ist meisten-

meistentheils etwas traurig und finster. Die Versification ist bisweilen incorrect, im Ganzen aber harmonisch und gefällig. Hier ist eines ihrer kürzern Gedichte:

The Terrors of Guilt.

Yon coward, with the streaming hair,
And visage madden'd to despair,
With step convuls'd, unsettled eye,
And bosom lab'ring with a sigh,
Is *Guilt!* — Behold, he hears the name,
And starts with horror, fear and shame!
See, slow Suspicion by his side,
With winking, microscopic eye!
And Mystery his muffled guide,
With fearful speech and head awry.
See! scowling Malice there attend,
Bold Falsehood, an apparent friend;
Avarice, repining o'er his pelf,
Mean Cunning, lover of himself;
Hatred, the son of conscious Fear,
Impatient Envy, with a fiend-like sneer,
And shades of blasted Hopes, which still are hovering near.
All other woes will find relief,
And time alleviate every grief;
Memory, though slowly, will decay,
And Sorrow's empire pass away.
Awhile Misfortune may controul,
And Pain oppress the virtuous soul,
Yet Innocence can still beguile
The patient sufferer of a smile,
The beams of Hope may still dispense

A

A grateful feeling to the ſenſe;
Friendſhip may caſt her arms around,
And with fond tears embalm the wound,
Or Piety's ſoft incenſe riſe,
And waft reflection to the ſkies;
But thoſe fell pangs which he endures,
Nor Time forgets, nor Kindneſs cures;
Like Ocean's waves, they ſtill return,
Like Etna's fires, for ever burn.

Round him no genial zephyrs fly,
No fair horizon glads his eye,
No joys to him does Nature yield,
The ſolemn grove, or laughing field;
Though both with loud rejoicings ring,
No pleaſure does the Echo bring.
Not bubbling waters as they roll,
Can tranquillize his burſting ſoul,
For Conſcience ſtill, with tingling ſmart,
Aſſerts his empire o'er his heart,
And even when his eye-lids cloſe,
With clamorous ſcream affrights repoſe.

Oppreſs'd with light, he ſeeks to ſhun
The ſplendid glories of the ſun;
The buſy crowds that hover near,
Torment his eye, diſtract his ear:
He haſtens to the ſecret ſhades,
Where not a ray the gloom pervades;
Where Contemplation may retreat,
And Silence take his moſſy ſeat:
Yet even there no peace he knows,
His fev'riſh blood no calmer flows;
Some hid aſſaſſin's vengeful knife

Is rais'd to end his wretched life.
He shudders, starts, and stares around,
With breathless fright, to catch the fancied sound;
Seeks for the dagger in his breast,
And gripes it 'neath (beneath) his ruffled vest.

Poems by *William Cowper*, of the Inner Temple. Esqu. A new Edition. 2. Vol. 1798. Cowper gehört zu den vorzüglichsten Dichtern, welche England in neuern Zeiten hervorgebracht hat. Der erste Theil seiner poetischen Werke erschien im Jahr 1782. Der zweyte 1785. Beyde erhielten den Beyfall aller Leser von Geschmack. Hier erscheinen seine Gedichte zum Theil verbessert und mit einigen neuen Arbeiten vermehrt.

The Influence of local Attachment with Respect to Home, a Poem in seven Books: a new Edition, with large Additions, and odes with other Poems. In two Volumes. By Mr. *Polwhele.* Die Anordnung der Materialien in diesem Gedichte, das wir bey seiner ersten Erscheinung angezeigt haben, ist an mehrern Stellen mit Einsicht geändert und hin und wieder neue Zusätze eingeschoben. Unter den neu hinzugekommenen Gedichten sind mehrere, die sich durch Lebhaftigkeit der Phantasie und Zartheit der Empfindung auszeichnen.

Fran-

Französische Literatur.

Satires *d'Young*, traduites de l'Anglais par T. *P. Bertin*, à Paris, chez l'auteur. 1798. 18mo. Eine freye Uebersetzung oder vielmehr Nachahmung der sieben Satyren des bekannten englischen Dichters. Der Verf. hat alles weggelassen, was den französischen Sitten fremd war und sieben Gedichte in zwey zusammengezogen. Er hat in das eine alles, was die Männer, in das andere alles, was die Weiber betrift, aufgenommen. Durch dieses Verfahren, welches sich freylich mit unsern Vorstellungen von Treue nicht recht reimen will, ist es dem Verf. gelungen, ein Buch zu machen, das für seine Nation lesbar ist.

Almanach des Muses, pour l'an VI de la République française 1798 v. l. st. à Paris. Man findet hier neben den Namen von Lebrun, dessen Ode sur la Vieillesse und das Exegi monumentum aufgenommen sind, und Delille, aus dessen Georgiques françaises sich hier zwey Fragmente finden, vorzüglich die Namen Andrieux, St. Ange, Legouvé, Colin-Harleville, Parny, Piis, Desprex u. a. m. Zum erstenmal tritt Chénedolé mit einem Fragment aus seinem Gedicht Sur la nature auf, welches voll schöner und

und erhabener Stellen ist. Einen Theil des Almanachs füllen Uebersetzungen, und unter diesen eine Uebersetzung von *Pope's* Windsor Forest. Die schöne Apostrophe an den Frieden (V. 405. bis 420.) ist hier folgendermaaßen übergetragen:

Douce fille des cieux, porte au loin ton empire!
Périsse l'esclavage! et que la guerre expire!
Des peuples de l'Indus va proteger les jours;
Et mets en liberté leurs champs et leurs amours,
Laisse au Pérou ses Rois; que le Mexique encore
De son or indigène à son gré se décore;
Attache la Discorde à des chaînes d'airain:
Le gigantesque Orgueil, l'Ambition sans frein,
Et la pâle Terreur seront vaincus comme elle.
Etouffe sous tes pieds la faction rebelle.
La Persécution, sourde à de si longs cris,
Des sanglans échaffauds pleurera les débris.
L'Envie et les Remords, sombres Parens des Crimes,
De leurs propres serpents deviendront les victimes.
La Vengeance, des Lois respectant le pouvoir,
Sur son glaive rompu déposera l'espoir;
Et ces filles d'Enfer, de l'Enfer abhorrées,
Seront de sang humain vainement altérées.

Der Verf. dieser wohlgerathenen Uebersetzung ist Boisjolin. Von Gresset findet man les Souvenirs d'un Chartreux. Der Dichter fingirt, daß ein Cartheuser ein Frauenzimmer einen Augenblick in seiner Zelle sah. Das Gedicht schließt mit folgenden Versen:

Con-

Contraint de dévorer mes peines
Parmi le Silence et l'effroi
De ces retraites souterraines,
Toujours seul, toujours avec moi,
Exclu de l'asile ordinaire
Que la nature ouvre au malheur,
Je suis privé dans ma misère
De pouvoir répandre mon coeur
Dans le coeur d'un ami sincère:
Il faut renfermer ma douleur.
Rien n'offre en mon desert sauvage
Ni soulagement, ni pitié;
Et pour en achever l'image
On n'y connait point l'amitié.

Eines der artigsten und geistreichsten Gedichte dieser Sammlung ist ein Arrêté qui érige en fête la récolte des pommes, extrait des régistres de la Sociètè de Pomone von Duault, welches eine Reihe lachender Gemählde enthält. Der Beschluß ist in mehrere Artikel getheilt:

1. Arrêtons, que dans les vergers
Qui de nos soeurs sont tributaires,
Nous nous rendrons tous en bons frères,
Sans aucun sécours étrangers;
Et que là, chacun avec zèle,
Assisté d'une soeur fidelle,
Cueillant le fruit sur le rameau,
En remplira, soit le chapeau,
Soit le tablier de la belle,
Qui posant, pour fixer l'échelle,
Son pied sur le prémier barreau,

Pourra du jeu de ſa prunelle
Animer encore le tableau.

. . . .

3. Arrivés au lieu de la fête,
Tous s'élançant dans le jardin,
Iront d'abord ſe mettre en quête
Pour rapporter roſes, jasmin,
Dont les uns orneront le ſein
Qui leur donne martel en tête;
Et dont les autres en retour
Feront des guirlandes légères,
Qu'elles attacheront autour
Des chapeaux de leurs très-chers frères.
Et pour que ce don mutuel
Augmente et ſoutienne leur zèle,
Exigeons que chacun le ſcelle
D'un baiſer archi-fraternel.

4. Le baiſer pris, la troupe ſainte
Savourant ſa douce onction,
Deux-à-Deux en proceſſion
Du verger gagnera l'enceinte;
Et là chacun ſur ſon pommier
S'établiſſant en diligence,
Agira comme l'ordonnance
Le dit à l'article premier.

Man bemerkt unter den vorzüglichern Stücken dieſer Sammlung einen Dialog von Collin d'Harleville, le Poète et ſon Jardinier, der ſich durch Leichtigkeit und Grazie des Styls auszeichnet. Der Dichter ſucht ſeinem Gärtner zu erklären, was ein komiſcher Dichter iſt:

Le

Le Poète comique est un homme de bien,
Qui de vices, au moins de travers innombrables,
Voudrait tout doucement corriger ses semblables:
Va-t-il d'un Magister prendre l'air imposant?
Au contraire, il annonce un spectacle imposant:
On y court; il présente alors maint personnage:
Chacun parle, ou du moins doit parler son langage,
Quelquefois vicieux, ridicule souvent;
Et tel des spectateurs, en ce tableau vivant,
Pour peu qu'il le voulût, pourrait se reconnaître,
Mais reconnait plutôt ses voisins, qui peut-être
Lui rendent la pareille, aveugles comme lui.
— C'est donc comme chez-nous? Chacun y rit d'autrui.
— Oui, mais tout en riant, au fond, la comédie
Marche droit à son but, avec art s'étudie
A corriger les sots, les fripons, les méchans,
Et n'amusant jamais que les honnêtes gens,
Avec l'air du plaisir qu'elle promet et donne,
A le secret d'instruire aussi bien que le prône.
— Je commence à comprendre; et même à ces sermons
On ne dort pas, je gage. — Eh non! quand ils sont bons.

Oeuvres de *Diderot*, publiées sur les manuscrits de l'Auteur, par *Jacques-André Naigeon*, de l'Institut national de France. Paris an VI. 15 Bände in 8vo. mit dem Bildnisse des Verfassers und andern Kupfern. Der Herausgeber der Werke des bekannten Philosophen wurde zu diesem Unternehmen vorzüglich durch die

Bewunderung Diderots veranlaßt. Er setzt ihn unmittelbar nach Voltaire: Si l'on en excepte, sagt er in der Vorrede, les Oeuvres de Voltaire, monument immortel du génie de cet homme extraordinaire, je dirais presque unique, il n'a paru dans aucun siécle et chez aucun peuple, sur des matières d'Art, de Litérature, de Moral et de Philosophie, une collection qu'on puisse, je ne dis pas préférer, mais seulement comparer à celle que je publie aujourdhui. In der That gehört Diderot unter die geistreichsten Schriftsteller der neuern Zeit, und ob er schon in Rücksicht auf die Leichtigkeit und Anmuth des Vortrags, so wie auf die Mannichfaltigkeit der Formen, Voltairen weit nachsteht, so hat er doch vor diesem den Vorzug, daß er eine innige und warme Theilnahme an dem, worüber er schreibt, an den Tag legt, und seine Leser für das Gute erwärmt. Nur daß er sie auch leicht verführt, Geschmack an Paradoxien zu finden, mit Erbitterung gegen das zu sprechen und zu schreiben, was ihnen Vorurtheil zu seyn dünkt, und nach einseitiger Untersuchung über Gegenstände zu entscheiden, die der menschliche Geist nicht zu ergründen vermag. Er hatte zu viel Imagination für einen Philosophen und zuviel Grübelsucht für einen Dichter. Daher er nur in Schilderungen, sowohl sinnlicher als geistiger Gegenstände, eigentlich sich auszeichnete. Ohne das Mindeste von Malerey zu verstehen, beschrieb er ein gesehnes Gemälde so anschaulich, daß ein

Künst-

Künstler es nach dieser Beschreibung zeichnen könnte; und gleich treflich schilderte er die innern Gefühle, die wohlwollenden wie die ausschweifenden, ohne darum tugendhaft oder ausschweifend zu seyn. Nur sein Kopf, nicht sein Herz, war bey der Arbeit in Feuer, und weil er dieses nicht zu Rathe zog, führte ihn jener oft irre; jedoch seltner bey Handlungen als in Schriften. Er empört und entzückt, lehrt Tugend und Laster, Enthaltsamkeit und Ausschweifung, Gehorsam und Zügellosigkeit: seine Schriften sind daher nur Männern lehrreich, und haben die Kunst, dem Unrecht den Anstrich des Rechts zu geben, worin Frankreichs Schriftsteller itzt so sehr Meister sind, zuerst in neuern Zeiten wieder in Gang gebracht. Der erste Band dieser Sammlung enthält eine Vorrede des Herausgebers, welcher einer der vertrauten Freunde Diderot's war; ein Essai sur le mérite et la vertu, aus dem Englischen von Shaftesbury frey übersetzt; *) die Pensées philosophiques mit Zusätzen: Suffisance de la réligion naturelle; l'Introduction aux grands principes; Suite de l'apologie de l'Abbé de Prades; ein Brief Diderot's an seinen Bruder sur la tolérance; l'Entrétien d'un Philosophe avec la Maréchale de **. Der zweyte Band wird mit fünf Me-

*) Diese Bearbeitung des Shaftesburyschen Versuchs ist zu Leipzig, im Verlag der Dykischen Buchhandlung, in einer vortreflichen, von Hrn. Prof. Engel durchgesehnen deutschen Uebersetzung erschienen.

Memoiren über verschiedene Gegenstände der Mathematik eröfnet, auf welchen der Brief über die Blinden, und ein anderer über die Stummen und Tauben folgt. Vorzüglich interessant sind die Recherches sur l'origine et la nature du beau, in welcher die Meynungen der berühmtesten Philosophen über das Schöne geprüft werden. Dritter Band: Einige Aufsätze über die Herausgabe der Encyklopädie, auf welche sich auch die beyden Briefe an den Père Berthier beziehn. Auf diese folgen Pensées sur l'interprétation de la nature, nebst einigen andern vermischten Aufsätzen von geringerer Wichtigkeit. Vierter Band: Der natürliche Sohn und der Hausvater nebst dem Brief an Grimm über die dramatische Poesie. Der fünfte, sechste und siebente Band enthalten die Meynungen der alten Philosophen, d. h. eine kurze Darstellung aller Systeme der Philosophie, die bey verschiedenen Völkern geherrscht haben, Biographien ihrer Urheber und vornehmsten Anhänger, Bemerkungen über die Uebereinstimmung der alten Systeme mit neuern, kritische Untersuchungen über den Gang des menschlichen Geistes in verschiedenen Zeitaltern. Achter Band: Essai sur les règnes de Claude et de Néron ou la vie de Senèque füllt diesen ganzen Band und einen Theil des neunten. Diese Schrift, welche auch unter uns bekannt genug ist, vertheidigt den lateinischen Philosophen, mit dem Diderot selbst viele Aehnlichkeit hatte, gegen die Beschuldigung, daß er allzu nachsichtig gegen seinen Zögling gewesen sey und im

Schoo-

Schooße des Ueberflusses Verachtung der Reichthümer gepredigt habe. Mit dieser Lebensbeschreibung sind Untersuchungen über Seneca's Schriften verbunden, die der Herausgeber mit zahlreichen Anmerkungen begleitet hat. Den Rest des neunten Bandes nehmen einige kleinere vermischte Schriften ein: Eloge de Richardson; Bemerkungen über Terenz: über die Systeme der Musik bey den Alten; Lettre d'un citoyen zélé, qui n'est ni médécin, ni chirurgien, à M. D. M. maître en chirurgie, über den Streit der Aerzte und Wundärzte über die Gränzen und den Rang ihrer Kunst. Sur l'histoire de la chirurgie par Peyrille; l'Entretien d'un père avec ses enfans oder über die Gefahr, sich über die Gesetze hinwegzusetzen, Dieses Gespräch ist zuerst unter uns in einer deutschen Uebersetzung von Geßner bekannt geworden. Principes de politique des Souverains; Kritik der Geschichte des Parlaments zu Paris von Voltaire; sur la Princesse D'ashkow. (Daschkoff.) Ein Aufsatz, welcher einiges über die Rußische Revolution enthält; Regrets sur ma vieille robe de chambre oder Rath für die, welche mehr Geschmack als Vermögen besitzen, ein Aufsatz voll Laune und Originalität; Lettre sur l'Abbé Galiani; lettre sur les lettres d'un fermier de Pensylvanie, nebst einigen andern Briefen. Zehnter Band: Les Bijoux indiscrets; l'Oiseau blanc, ein Roman, der hier zum erstenmal erscheint. Eilfter Band: Jacques le Fataliste, welcher hier zum

erstenmal nach einem Manuscript des Verfassers abgedruckt ist. Bekanntlich ist auch dieser Roman zuerst durch eine deutsche Uebersetzung bekannt geworden. Zwölfter Band: La Réligieuse, nebst der litterarischen Correspondenz, die diesen Roman auch in andern Ausgaben begleitet. Les deux Amis de Bourbonne; Ceci n'est pas un conte; l'Inconséquence du jugement public, de nos actions particulières; Erzählungen voll Originalität, die eben so sehr durch ihren philosophischen Inhalt, als ihre gefällige Form und den piquanten Vortrag anziehn. Bemerkungen über die Weiber, eine Art von Kritik der Schrift von Thomas über denselben Gegenstand, endigt diesen Band. Diderot wirft Thomas den Mangel an Wärme vor: Il a voulu, sagt er, que son livre ne fût d'aucun sexe, et il n'y a malheureusement que trop bien réussi. C'est un hermaphrodite qui n'a ni le nerf de l'homme, ni la molesse de la femme: on y remarque de l'érudition, de la raison, de la finesse, du style, de l'harmonie, mais pas assez de variété, de cette souplesse propre à se prêter à l'infinie diversité d'un être extrême dans sa force et dans sa faiblesse, que la vue d'une souris ou d'une araignée fait tomber en syncope, et qui sait quelquefois braver les plus grandes terreurs de la vie. C'est surtout dans la passion de l'amour, les accès de la jalousie, les transports de la tendresse maternelle, les instans de la superstition, la manière dont elles partagent les émotions épidémiques et populaires, que les femmes étonnent: belles comme les Séraphins de

de Klopstock, terribles comme les diables de Milton,... Quand on écrit des femmes, il faut tremper sa plume dans l'arc en ciel, et jeter sur la ligne la poussière des ailes du papillon. Indem er hierauf von den Vortheilen spricht, welche der Gelehrte aus dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte schöpfen kann, sagt er: On s'apperçoit aisément que Jean-Jacques a perdu bien des moments aux genoux des femmés, et que Marmontel en a beaucoup employés entre leurs bras. On soupçonnerait volontiers Thomas et d'Alembert d'avoir été trop sages. Dreyzehnter Band: Le Salon de 1765, über die Ausstellung der Gemälde und Kunstwerke dieses Jahres. Diese äußerst belebte und geistreiche Beschreibung ist von einem Essai sur le Peinture begleitet, welcher scharfsinnige Bemerkungen über die Malerkunst enthält. Der vierzehnte Band enthält le Salon de 1767, wovon die Fortsetzung noch einen Theil des funfzehnten Bandes ausfüllte. Auf diese folgen: Pensées détachées sur la Peinture, la Sculpture, l'Architecture et la Poesie; réflexions sur l'Art de peindre par Watelet; sur la Peinture, poème en trois chants par Lemière; Extrait d'un Ouvrage Anglais sur la Peinture; Observations sur la Sculpture et sur Bouchardon; Histoire et Sécret de la Peinture en cire; Observations sur les Saisons (von St. Lambert.) Lettre à Voltaire und Réponse de Voltaire; Avis à un jeune Poète; Lettre de Mdmoiselle Riccoboni à Diderot; Notice sur La-

 fon-

fontaine; Réflexions sur l'Ode les Eleuteromanes ou abdication d'un Roi de la fêve. — Die Aufsätze Diderots für die Encyklopädie, welche in diese Sammlung nicht aufgenommen worden sind, würden mehr als drey Quartbände betragen. — Man erwartet von dem Herausg. historische und philosophische Memoiren über das Leben und die Werke von Diderot, welche er in der Vorrede ankündigt.

Le Chansonnier des Grâces, avec la musique gravée des airs nouveaux. à Paris. 1798. 150 S. 18mo. Der Inhalt der meisten Gesänge dieser Sammlung ist Zärtlichkeit und Liebe. Sie enthält wenig neues, und unter den alten vieles was einer Wiederholung nicht werth war.

L'Institution des Enfans, ou Conseils d'un père à son fils, imités des Vers que Muret a écrits en latin pour l'usage de son neveu, et qui peuvent servir à tous les jeunes écoliers, par *N. François de Neufchateau*. 16 S. 1798. Man kennt die lateinischen Disticha Muret's an seinen Neffen M. Antonius, die er demselben mit Anmerkungen begleitet, im Januar 1578 übersendete. (Opera Mureti Tom. I. S. 805. ff. ed. Ruhnk.) Sie erscheinen hier in einer poetischen Nachahmung, die zwar nicht die zierliche Kürze, aber doch die Klarheit des Originals hat. Das dritte Distichon, das sich der Verf. als Minister merken sollte, ist z. B. hier so ausgedrückt:

Gar-

Garde-toi de mentir: cette habitude est vile;
Elle aggrave les torts qu'elle veut déguiser.
La fraude est toujours basse et n'est jamais utile;
Tandis qu'un franc aveu peut tout faire excuser.

Im Original:

Mentiri noli: nunquam mendacia prosunt.
Si quid peccaris, venia est tibi promta fatenti.

Bisweilen nehmen diese Moralités eine etwas lebhaftere Wendung:

As-tu joué? Du tems c'est un abus frivole;
Que t'en reste-t-il-? Rien .... peut être des regrets.
As-tu lû? De l'emploi de ce tems qui s'envole
L'utile souvenir ne s'efface jamais.

Indessen ist das Original auch hier viel gedrängter und piquanter:

Ludo indulsisti? subito evolat illa voluptas.
Legisti? utilitas studio percepta manebit.

Le Mariage des fleurs en vers latins par *D. Delacroix*, avec la traduction française et des notes. Quatrième édition. à Paris. 1798. 8vo. avec figures. Das lateinische wenig bekannte Original erschien zuerst in der Vorrede von Vaillant's Botanicon Parisiense, Leyden 1723. Delacroix war Vaillant's Schüler in der Botanik. Das Gedicht beginnt mit dem Lobe dieses berühmten Botanikers. Es besteht aus

aus 500 Versen und ist an den Bruder des Vfs. gerichtet. Der letzte Vers Altera quam meditor, fratrum optime, plura docebit, zeigt, daß Delacroix seine Materie noch weiter auszuführen willens war. Die hier beygefügte prosaische Uebersetzung ist steif, ohne Genauigkeit, und ohne poetischen Geist. Sie war um desto unnützer, da es eine weit beßre von Berenger gibt, welche erst vor kurzen neu aufgelegt worden ist. Das lateinische Original ist in der gegenwärtigen Ausgabe mit nützlichen Anmerkungen bereichert.

Oeuvres d'Horace, traduites en Vers par *Pierre Daru*. Deux Volumes in 8vo. avec le texte à côté. à Paris. 1798. Der Muth und die Geschicklichkeit dieses neuen Uebersetzers eines großen Dichters verdient Lob, wenn man auch seiner Arbeit nicht durchaus Beyfall geben kann. Das Bestreben nach Treue hat den Ausdruck oft frostig und schwach gemacht. Aber auch da, wo er mit Geist übersetzt, vermißt man doch Horazens Geist und Manier. Doch fällt dieß weniger auf die Rechnung des Uebersetzers, als seiner Sprache, die sich wohl schwerlich je einen römischen Charakter aufdrücken lassen wird. Wir wollen einige Stellen aus den Oden zur Probe hierhersetzen: (L. III. Od. XV.)

Chloris épouse surannée
Du trop malheureux Ibicus,
Modère une ardeur effrénée,
Rénonce au culte de Venus.

Le

Le tombeau, voilà ton partage;
Fuis la jeunesse, fuis les jeux,
Et ne mêle pas un nuage
Parmi des astres radieux.

Ta fille peut avec ivresse
Suivre de folâtres amans;
Mais ce qui sied à la jeunesse
Ne sied point à tes cheveux blancs.

Die bekannten kräftigen Verse der 2ten Ode des 3ten Buches; Dulce et decorum est ꝛc. sind hier so übertragen:

Mourir pour la patrie est doux et glorieux,
La mort atteint le lâche en sa fuite rapide;
Elle n'epargne point la jeunesse de ceux,
Qui vers le champ d'honneur tourpent un dos timide.
La vertu ne craint point la honte d'un refus;
Ce n'est point à la voix d'un peuple méprisable
Que les honneurs lui sont enlevés ou rendus;
Son éclat lui vient d'elle et reste inaltérable.

Der erste Band dieser Uebersetzung enthält die Oden und Epoden, mit Ausschluß derer, in denen die Erlaubniß alles zu sagen über Gebühr benutzt ist; der zweyte die Episteln und die Dichtkunst. Die Satyren sind ganz übergangen, weil, wie der Vf. sagt, allzu viele Züge für uns verlohren seyn würden. Dieses gilt aber von den Episteln in dem nämlichen Grad. Bey der Uebersetzung der leztern hat er sich der Hülfe seines Bruders Le-

Lebrun bedient. Im Ganzen ist sie wohl gerathen: aber in einzelnen Stellen sinkt die Sprache in die Prose herab. Hier sind einige Verse zur Probe: (II. Ep. I. 103. — 117.)

Etudier les lois, écouter la vieillesse,
Apprendre à modérer ses coupables désirs,
De nos premiers Romains tels furent les plaisirs.
Mais ce peuple volage, ardent en ses caprices,
D'écrire maintenant fait ses seules délices.
Jeunes gens et vieillards, Plebéïens, Sénateurs,
Dictent des vers à table, et se ceignent de fleurs:
Moi-même qui promis de ne jamais écrire,
Promt à me parjurer, quand le jour vient à luire,
Je demande à grands cris de l'encre et du papier.
Cependant sur les mers un nouveau nautonier
De conduire un vaisseau n'aura pas l'imprudence;
Celui qui d'Esculape ignore la science,
Jamais à un malade, avec un front serein,
N'osera présenter l'absynthe ou le cumin;
Pour chanter seulement le musicien s'engage;
Chaque ouvrier, enfin, se borne à son ouvrage;
Tandis, qu' habile ou non, tout veut faire des vers.

Am Ende eines jeden Bandes findet man einige erklärende Anmerkungen, die sich durch Auswahl und Kürze empfehlen. Leser, welche keine klassische Erziehung genossen haben, werden sie bisweilen zu sparsam finden.

So-

Socrate fou, ou les Dialogues de Diogène de Sinope et sa République, tirés d'un ancien manuscrit; par Wieland. à Paris. 1798. 260 S. 12. Die Uebersetzung der Dialogen des Diogenes ist wohlgerathen. Der Styl ist leicht, einfach und klar. Hier ist das Ende der Unterhaltung Alexanders mit dem Cyniker: Pendant que je parlais, Alexandre était assis, la tête baissée, et paraissait enseveli dans ses réflexions. Je suppose que ma morale l'avait un peu assoupi. Peu après que j'eus cessé de parler, il s'éveilla, se léva, et me dit qu'à la pointe du jour il comptait partir de Corinthe. Sérieusement, Diogéne, ajouta-t-il, ne puis-je t'être bon à rien? Les Corinthiens, à ce que je vois, ne sentent pas ton mérite. — Tout ce que je leur demande, c'est de ne pas me faire de mal. Des âmes comme la tienne sont faites pour la bienfésance. Ah! Alexandre, il y a dans ce moment tant de milliers d'individus qui gémissent dans la misére et dans l'oppression; si tu voulais faire bénir à ces infortunés le jour de ta naissance, tu m'aurais fait tout le bien que le plus grand des Rois puisse me faire. — Tu es un heureux homme, Diogène; je ne puis me fâcher que tu sois le seul individu qui refuse mon amitié. — Alexandre, je t'honore plus que n'ai jamais honoré un mortel, mais je ne puis te dire ce que je ne pense pas: Un Roi ne peut être un ami, et ne peut avoir d'amis. — Que le ciel te confonde avec ta sincérité! mais brisons-là. Tu serais cause que je désirerais être dans ton tonneau, et le monde a assez d'un Diogène. —

Je

Je l'ignore; mais ceque je sais, c'est q'avec deux Alexandre il serait annéanti. — Vieillard, adieu. — Das Aeußere dieser Uebersetzung ist sehr häßlich. Der Druck wimmelt von Fehlern.

Poësies philosophiques et descriptives des auteurs qui se sont distingués dans le dixhuitième siècle. à Paris, 1798 3 Vol. 8. Die meisten und besten Gedichte dieser Sammlung sind von Voltaire, Thomas, Laharpe, Marmontel, Colardeau, Delille, Chamfort, Ducis. Neben diesen figurirt Lemierre, Dorat, St. Marc, Willette, Paris, Tressan. Hier vermißt man Strenge der Auswahl und Richtigkeit des Geschmacks. — Die Vorrede enthält einige Bemerkungen über die Vereinigung der Poesie mit der Philosophie und über die beschreibende Poesie. Vorzüglich schätzbar sind die litterarischen und kritischen Einleitungen, die den Arbeiten eines jeden der hier aufgenommenen Dichter vorgesetzt sind.

Oeuvres complettes de Mr. le C. de B*** de l'Académie française. Nouvelle édition. Deux Volumes in 8vo. à Lausanne. 1797. Diese Sammlung der Werke des im J. 1794 verstorbenen Cardinal Bernis enthält seine prosaischen und poetischen Schriften, mit Ausschluß des nach seinem Tode durch den Ritter Azara edirten Lehrgedichts La Réligion vengée. Man findet hier also in dem ersten Theil den Discours sur la Poësie, die Episteln, einige vermischte, lyrische und didactische Gedichte; die Ta-

ges-

ges- und Jahreszeiten und endlich die Romanze les Amours infortunées de Mysis et de Zara. Der zweyte Theil enthält fast nur prosaische Arbeiten; die Réflexions sur les Passions, mit dem auch in andern Ausgaben angehängten beschreibenden Gedichte le Nouvel Elisée; Réflexion sur la Métromanie, zu denen ein lachendes Gemälde der Musen bey der Tafel (Souper d'Eté) gehört; Réflexions sur la Curiosité; Réflexions sur le Goût de la Campagne; Einige akademische Reden und ein Anhang von Gedichten, welche an den Verfasser gerichtet sind.

Etrennes aux jolies femmes de Paris. ou le Chansonnier du tems passé rajeuni, et mis à l'usage des jeunes Gens du tems présent. 1798. à Paris. 144 S. 12mo. Der größte Theil der Lieder, welche diese Sammlung enthält, sind aus Singspielen entlehnt, welche während der Revolution in so großer Menge fast auf alle Theater gebracht worden sind. Viele derselben haben daher ein revolutionäre Tendenz; andere sind verliebten Inhalts, noch ander enthalten kleine Erzählungen, die nicht immer von der ehrbarsten Gattung sind. Folgendes kleine Gedicht gehört zu der besten dieser Sammlung:

Baiser charmant, signal des plaisirs,
Du tendre amour flatteuses prémices,
Quel doux espoir reluit à mes desirs
Sous tes heureux auspices,
Quels feux naissans,
Quels transports pressans,

La pudeur farouche
Cède et consent,
L'âme est sur la bouche;
Par elle se touche
Par elle on se rend.
Baisers charmans etc.

Fleurs vous naissez,
Vous embellissez;
Mais le jour expire,
Vous languissez,
Le tendre zéphire
Vous baise, soupire,
Et vous renaissez,
Baisers charmans etc.

Der Sammler hat sich nicht auf Chansons allein eingeschränkt; er gibt am Ende auch einige Fabeln, Madrigallen und Epigrammen. Wir wollen eines der letztern hier auszeichnen:

Plus Robespierre et ses deux acolites,
En plein sénat prêchaient la piété,
Moins je croyais à la divinité,
Tant les coquins me semblaient hypocrites!
Mais suis changé depuis leur trahison:
Si que voyant les trois rois en charette,
Leur ai crié dans ma joie indiscrette:
Il est un Dieu! Vous aviez bien raison.

Voyages d'Antenor en Grèce et en Asie, avec des Notions sur l'Egypte; Manuscrit grec trouvé à Herculanum, traduit par *E. F. Lantier*, avec Figures. à Paris, de l'Im-

l'Imprimerie de Belin. An VI de la Républ. Tome. I. 336 S. II. 343 S. III. 359 S. 8. Der Ephesische Antenor, dessen Reisen der Bürger Lantier aus den Herculanischen Manuscripten gefunden haben will, ist ein Nachfolger des jungen Anacharsis, dessen Reisen mit so vieler und so verdienter Bewunderung aufgenommen worden sind. Aber der Scythe übertrift den Griechen an Geschmack, an Wißbegierde, an Kenntnissen und Geist so weit, daß sie ihr Vaterland gegenseitig vertauscht zu haben scheinen. In der That hat der Verf. nichts unterlassen, um das Vorgeben, worauf sich dieses ganze Werk stützt, selbst zu vernichten, und die Täuschung vor den Augen eines jeden nicht ganz unwissenden Lesers zerrinnen zu lassen. Antenor ist zugleich ein Zeitgenösse der Sappho und des Bion, des Alcibiades und des Aristides; er findet zu Ephesus den Philosophen Heraclitus, zu Athen den Aristipp, und zu Babylon einen Mann, der die Semiramis gekannt hat. Mit einem Wort, der Verf. hat alle Zeitalter zusammengeworfen und geplündert, um hinreichenden Stoff für sein Werk zu gewinnen; ohne doch selbst durch dieses Verfahren so viel zusammen zu bringen, als zur Füllung von drey Bänden erforderlich war. Denn ob er gleich seine Reisen auch auf Asien ausdehnt, weitläuftige Nachrichten über Aegypten und Judäa einschaltet, und besonders die alten und neuen Anekdotensammler plündert, so hat er dennoch den größern Theil des Werks mit eignen Erdichtungen, Romanen und Liebeshändeln anfül-

len müssen. In der That ist das, was er über die Gegenden, die er bereist, über alte Kunstwerke, über Sitten und Verfassung sagt, größtentheils so dürftig und mager, daß nur eine reiche Zugabe von Erdichtung die Blöße einigermaaßen zu decken im Stande war. Wie geistlos ist z. B. folgende Beschreibung des Jupiter von Phidias (T. III. S. 8.) Il est à Olympie; c'est l'ouvrage de Phidias, un de nos plus habiles statuaires. Sa hauteur est de soixante pieds; et quoi qu'assis sur un trône, il touche presqu'au plancher. — Phidias a placé au haut du trône, sur la tête du Dieu, d'un côté les trois Grâces, et de l'autre les Heures, au nombre aussi de trois. Les Heures sont filles de Jupiter et gardent les portes du ciel etc. und wie frostig der Enthusiasmus in der Beschreibung der Venus des Praxiteles: Au sortir du Pécyle (Pécile) nous allâmes voir la Vénus du Gnide de Praxitéle. (Die Venus des Praxiteles war in Gnidus, nicht in Athen.) Cette célébre statue, me dit Lasthenie, est une copie de la fameuse Phryné, l'une des plus belles femmes de Grèce. Cet artiste après avoir étudié plusieurs attitudes, s'arrêta à celle-ci, la jugeant la plus favorable à faire briller tous les charmes de sa taille et toutes les perfections de sa figure. Quel chef d'oeuvre! il semble qu'elle s'émeut, s'anime: on croit l'entendre: et souvent l'illusion est si forte, que nombre d'amateurs finissent par appli-

quer

quer leurs lèvres sur celles de la Déesse. Das was hier von der Nachbildung der Phryne gesagt wird, ist wörtlich aus Pauw Récherches sur les Grecs, (T. II. S. 72.) entlehnt; ein Werk, das unserm Verf. eine Menge richtiger und falscher Bemerkungen zugereicht hat. So ist das, was Polenne im III. Th. 251. ff. über die Sitten der Athenienser vorliest, fast wörtlich aus demselben entlehnt. Der Verf. scheint in einem Alter zu seyn, wo der Geist noch weit von seiner Reife entfernt ist. Seine Kenntnisse sind oberflächlich und auf gut Glück zusammengerafft; sein Geschmack ist unsicher, sein Stil ungleich und oft nachläßig. Oft bemerkt man einen auffallenden Mangel an Nachdenken. Aus folgender Stelle II. Th. 25. S. Pour plaire aux femmes il avait étudié la matière des cosmétiques, et inventé, *pour les embellir*, plusieurs sortes de fards, des compositions pour teindres les cheveux et *la barbe*, würde man schließen müssen, daß der Verf. den griech. Weibern Bärte beylege. Eine hundertjährige Spartanerin, welche Agenor (II. S 88.) in einer einsamen Gegend von Laconien antrift, erzählt, daß sie hier schon vor 86 Jahren den König Agesilaus bewirthet habe, ob sie gleich, wie es S. 89 ausdrücklich heißt, diese Gegend erst seit 80 Jahren bewohnt. Ein Mangel an Geschmack zeigt sich in häufigen Uebertreibungen und gespannten unnatürlichen Ausdrücken; — Er beschreibt die Geliebte des Bion (I. S. 258.) Sa taille, élevée avec la flexibili-

té du jonc, son organe doux et flatteur pénétrait dans les replis de l'âme: elle battait le beurre et nous le fit goûter: pêtri par une si jolie main nous le primes pour de l'ambrosie — noch öfterer aber in einer frostigen Persiflage, die der V. fälschlich für Witz nimmt. — Der Begleiter Antenors ist in die Hände der Priester der Cybele gefallen, die ihn eingekerkert halten und auf das härteste behandeln, um ihn zu nöthigen in ihren Orden zu treten. Als er eines Tages vor sie gebracht wird, (II. S. 284.) sagen sie zu ihm: Il faut vous soumettre à l'opération que nous avons essuyée, et sacrifier à la bonne déesse les organes qui entrétiennent en vous les desirs charnels et impurs: Er antwortet: La bonne déesse n'a que faire de mes organes: si l'on vous a privés des votres, tant pis pour vous; mais j'aîme mieux être profâne et homme que d'être corybante et mutilé. Gardez vos honneurs pour d'autres plus dignes que moi; j'ai besoin de toutes mes pièces. Der Erfolg ist wie man denken kann. Nichts ist, in unsern Augen, läppischer als der Charakter dieses Phanor, den der Verf. selbst als das Muster eines liebenswürdigen, wenn schon unbesonnenen Jünglings preißt. In seinen zahlreichen Liebeshändeln zeigt sich ein gänzlicher Mangel der Leidenschaft und des Gefühls, welches allein die Begierde veredeln und verschönern kann. Was kann platter seyn, als seine Urtheile über die spartanischen Sitten, die er alle in Verbindung mit den Gedanken an eine gewisse Aspasie setzt, deren Reize er in

der

der Palästea enthüllt gesehn hat. Wenn er bey dem Gebrauche des Aussetzens schwacher Kinder sagt: Quels hommes! quelle barbarie! Ah sans les belles formes des jeunes filles, il faudrait détruire cette ville; oder gar, als er von der Gemeinschaft der Güter hört: Cet usage et celui des jupes courtes est ce qu'il y a de mieux dans ce pays — so werden Leser, welche Griechen hier suchen, nur Franzosen, französische Denkungsart und französisches Kolorit finden. Und unglücklicher Weise scheint der Verf die Denkungsart, die Sprache und den Ton der zügellosen Pariser Jugend für wahre Weisheit und für den Ton des ächten Geschmacks und der vollkommensten Liebenswürdigkeit gehalten zu haben.

Essais en vers et en prose; par *Joseph Rouget de Lisle*; à Paris de l'imprimerie de P. Didot l'ainé. 157 S. gr. 8. Mit Kupfern. Wahrscheinlich aus Schonung für den Verfasser des beliebten Soldatenliedes, l'Hymne des Marseillois genannt, hat kein Pariser kritisches Journal dieser Prachtausgabe aller je von diesem jungen Offizier verfertigten Reime, (die jedoch nicht hinreichten ein Bändchen zu füllen, daher auch eine schlecht geschriebne prosaische Erzählung mit aufgenommen werden mußte,) erwähnt. Eines der letzten Stücke ist überschrieben Moi und zeigt den Geist der ganzen Sammlung, daher wir es abschreiben.

Parler sans art,
Penser sans fard,
C'est ma devise.
Aller, venir,
Rester, courir,
Veiller, dormir,
Tout à ma guise,
C'est mon plaisir.
Femme discrete,
Et joliette,
Mais pas coquette,
C'est mon desir.
Pour la patrie
Donner ma vie,
C'est mon espoir.
Mauvaise tête,
Le coeur honnête,
C'est mon avoir.
Amour extrême
Aux bonnes gens,
Guerre aux méchans,
C'est mon Systême.

Nur in den Schlachtgesängen und Freyheitsliedern weht einiger Dichtergeist. Hier sprach das Herz; die übrigen Stücke liefern Reminiscenzen.

Vie de *J. P. Florian* par *A. J. Rosny*; à Paris, chez Lepetit. 134 S. 12. wird auch als 15ter Band der Oeuvres de Florian ausgegeben. Das Wichtigste, was sich darin findet, gehört auch ihm zu; es sind dieß nämlich zehn an Boißy d'Anglas, während der Jahre 1791 und

und 92 geschriebene Briefe, worin er seinem zum politischen Gesetzgeber erhobenen jungen Landsmann, der ihm seine erste von der Tribune herab gehaltene Rede gedruckt übersandt hatte, zwar die Versicherung ertheilt, er denke mit ihm über vieles gleichförmig und hoffe die Erfüllung seiner gethanen Vorschläge zum Besten der Menschheit: mais, setzt er hinzu, il ne suffit pas de bien dire, lorsque l'on est législateur; il faut nous donner la paix, il faut nous établir l'ordre, il faut que nous puissions conduire gaiement nos troupeaux sur les bords fleuris de la *Sorgue* ou du ruisseau *d'Annonci*, et que rien ne trouble le doux plaisir que nous avions autre-fois à écouter les vers du chantre de Vaucluse. J'aime toujours les vers, moi, et je tremble que quelqu'un de vos confrères, ennemi des académies comme Monsieur *Bontibout*, (welcher zuerst auf die Abschaffung der gelehrten Gesellschaften antrug) ne fasse une motion contre les vers, *attendu que ceux de Racine ne sont pas libres*. Mais je compte sur le brave *Gauvin*, pour repousser Monsieur Bontibout. Gauvin ist der Titel eines Ritterromans von Boißy d' Anglas, der noch nicht erschienen ist und dessen Vollendung durch die plötzliche Versetzung des Verfassers aus der litterarischen in die politische Lage verhindert ward. Auf diesen Roman bezieht sich auch folgende Stelle im vierten Brief: Je passe doucement ma vie au coin de mon feu, lisant Voltaire, regrettant *Gauvin*, et fuyant des sociétés qui sont devenues des arénes affreuses où tout le monde hait la raison, où les vertus ne sont

même plus louées, où l'humanité, la première des vertus, et la moderation, la première des qualités, sont méprisées par tous les partis. Gleich vorher hatte er ihm gesagt: Ce qui me fait pardonner à ces circonstances, c'est qu'elles me procurent le plaisir de lire vos beaux discours, vos beaux mémoires d'administration, que je trouve fort éloquens, et que j'ai le projet de mettre en vers (vermuthlich weil es Luftgebilde waren) un de ces jours, en y joignant de petits morceaux anacréontiques que je viens de faire sur la force publique et la perception des impôts. Je ne doute point, mon cher confrère, (weil Beide Mitglieder einer und derselben gelehrten Gesellschaft waren) — et cela sans aucune espèce de poesie ou de plaisanterie — que vous ne soyez infinément utile au pays que vous habitez: (jetzt aufhalten; Boißy d'Anglas lebte vordem nicht zu Paris:) si tout le monde avait votre amour pour le bien, et vos moyens de le faire, nous n'en serions pas où nous sommes; mais l'on a perdu de vue la belle fable que faisoit *Fontenelle* avec ses doigts, lorsqu'il parloit des vérités. Delà je crois vient tout le mal; c'est à vous de le réparer, ou du moins de l'empêcher de croître; j'applaudirai à vos succès comme citoyen, comme confrère et comme ami. Unter dem 27. messidor an 2 (der Gründung der Republik) meldet er ihm seine Gefangennehmung, deren Grund er nicht anzugeben wisse. Vielleicht, sagt er: Peut-être ai-je mal pris mon moment pour faire la demande de réquisition que votre zèle a sollicitée. Cette idée est superflue, avec une ame

amicale comme la votre, pour vous engager à faire ce qui sera en votre pouvoir pour abréger ma captivité. Je vous le dis du profond de mon ame; si j'ai péché, c'est par ignorance. S'il est possible de faire abréger un chatiment plus grand pour les malheureux poètes que pour les autres, le comité exercera un acte de *justice* et de *bienfaisance.* Ces deux mots sont les plus beaux de toutes les langues; et quand je songe à vous, je trouve que le plus doux est celui de *l'amitié.* Auch sein Biograph giebt über die Veranlassung dieser Gefangennehmung keine Auskunft; er erzählt blos, daß als Boißy d'Anglas die Befreyung seines Freundes zu bewürken versuchte, man ihn spöttisch gefragt habe: wie ein Exadlicher, der noch dazu eines seiner Werke (den Numa) der vormaligen Königinn dedicirt habe, unschuldig seyn könne? Boißy d'Anglas konnte die Befreyung seines Freundes daher erst nach Robespierre's Tode bewürken, jedoch mußte sich Florian, wegen seiner adlichen Geburt, sogleich von Paris entfernen, ohne nur eine Stunde mit irgend jemand sprechen zu können. Wir haben bereits im 56ten Bande dieser Bibl. S. 87 — 93 eine Nachricht von dem Absterben und den Schriften des Dichters aus der Decade philosophique et littéraire mitgetheilt, die wir nun aus der vorliegenden Schrift ergänzen wollen: sie rührt freylich von einem jungen Manne her, der weder in den sittlichen noch dichterischen Charakter seines Helden einzudringen vermochte, und nur wieder erzählt, was er gehört und gelesen hat.

hat. Glücklicherweise thut er es ohne Anmaßung.

Jean-Pierre Claris de Florian ward auf dem Landgute Florian in Languedoc 1755 geboren. Sein Vater bewirthschaftete es selbst, nachdem er sich aus dem Soldatendienst, in welchem er aus Mangel an Gönnern nicht emporkommen konnte, zurückgezogen und mit der Fräulein Gillette de Salgué, aus einem alt-adelichen castilianischen Geschlechte, verheirathet hatte. Diese starb, indem sie, noch kein Jahr nach ihrer Verheirathung, unsern Dichter zur Welt brachte. Der Vater blieb Wittwer und wandte alles, was er erübrigen konnte, auf die Erziehung seines Sohnes, der frühzeitig die schönsten Hofnungen blicken ließ. Fleiß und ein gefühlvolles Herz machten ihn schon in seiner Kindheit liebenswürdig. Herr Rosny erzählt mehrere Anekdoten aus derselben, die wir übergehen, auf die wir jedoch diejenigen aufmerksam machen, die Lesebücher für die Jugend herausgeben. Frühzeitig erlernte er die spanische Sprache, und die Erinnerung an seine Mutter machte sie ihm werth. Voltaire war sein naher Verwandter, ließ ihn nach Ferney kommen, gab ihm Unterricht und war so mit ihm zufrieden, daß er ihn nur sein liebes Blümchen (son cher *Florianois*) zu nennen pflegte. Um ihn in der Welt einzuführen, brachte er ihn nachmals als Page zu dem Duc *de Penthièvre*, dem Schwiegervater des durch die Revolution so berüchtigten Orleans. Dieser gewann ihn bald lieb, ernannte ihn zum Kammer-

herrn

herrn und verlieh ihm eine Schwadron bey seinem Dragoner-Regiment, mit der damals gewöhnlichen Erlaubniß, nicht beym Regiment, sondern in Paris zu leben. Florian that aber doch jedes Jahr einige Monate lang Dienste. 1782 erschien sein erstes Werk Galathee. Bald darauf die beiden ersten Theile seines Theaters. Mit den letztern war sein Beschützer, der Duc *de Penthièvre*, wegen der darin vorkommenden Rolle des Harlekin, nicht zufrieden. Um dessen Gunst wieder zu gewinnen, schrieb er das Gedicht Ruth, welches mit mehrern kleinen Stücken, von denen eines, nämlich Voltaire et le serf du Mont-Jura, den Preiß bey der Akademie erhalten hatte, in einem Bändchen, Mélanges betittelt, erschien. Sein Gönner war über das ihm gewidmete Gedicht Ruth dermaßen entzückt, daß er ihm die Herausgabe des dritten Theils seines Theaters itzt übersah. Diesem folgte Estelle, und dieser Schäferinn der Gesetzgeber Numa, ein Produkt des Zeitgeistes, indem man, während der ersten Versammlung der Notabeln, in allen Pariser Gesellschaften von nichts als Gesetzgebung sprach. Gonzalve de Cordoue erhöhte noch seinen schriftstellerischen Ruf. Zwey Bändchen Novellen und ein Bändchen Fabeln erwarben ihm den Beynamen l'Homme de la Nature. Immer hatte er den größten Theil des Jahres auf dem Lande verlebt, die Revolution machte ihm vollends Paris zu einem unangenehmen Aufenthalt. Um sich zu zerstreuen, da keine vernünftige Unterhaltung in

dieser Periode mit irgend jemand Statt fand, fing er an den Don Quichotte zu übersetzen; eine Arbeit, die ihn auch im Gefängnisse beschäftigte, deren Vollendung aber der Tod unterbrach.

Noch ist die Rede angehängt, die er bey seiner Aufnahme in die Académie françaiſe, den 14ten May 1788, hielt, so wie Sedaine's Antwort auf dieselbe. Aus der ersten wollen wir einige nützliche Wahrheiten abschreiben, die zugleich einen Blick in das liebenswürdige Herz dieses Dichters gewähren.

— ſi l'amour du travail rend heureux dans tous les âges, il eſt ſurtout utile dans la jeuneſſe: C'eſt lorsque les paſſions fougueuſes luttent ſans ceſſe contre une raiſon foible; lorsque le coeur ſans défenſe, et ouvert pour ainſi dire de toutes parts, s'offre de lui-même à toutes les ſéductions; que l'ame avide d'émotions nouvelles, vole au devant de tout ce qui peut l'affecter: C'eſt alors qu'il est néceſſaire de donner de l'aliment à cette activité inquiète, de diriger vers un but utile cette ardeur dont on doit profiter, et d'arracher ſa vie à l'ennui, après lequel marchent ſouvent les vices.

Vainement, dans le monde, s'occupe-t-on ſans ceſſe d'échapper à cet ennui; la peur qu'il y inspire prouve ſa préſence dans ces aſſemblées tumultueuſes, où l'on s'eſt cherché ſans deſir, ou l'on ſe quitte ſans regret. L'homme capable de penſer ſent bientôt le vuide qui l'environne; il ſe trouve ſeul, ſans être avec lui-même: celui ſurtout que ſa jeuneſſe ſoumet plus qu'un autre à ces vains dehors, à ces frivoles

voles devoirs. La seule règle sur laquelle on le juge, ne peut, sans un danger extrême, déployer un moment son caractère; s'il ose désapprouver ce qu'il blâme, sa franchise paroît de l'orgueil; s'il attend d'être convaincu pour se rendre, son courage est opiniâtreté; s'il garde le silence, on le dédaigne; et s'il parle, on l'humilie. Ah! qu'il rentre dans l'asyle où il a le droit de penser! L'étude, en le préservant du tourment de dissimuler, ou du malheur de déplaire, lui donnera cette paix du coeur, premier et seul bien de la vie; abrégera les longues heures, charmera le moment présent par les plaisirs qu'elle procure, embellira d'avance les jours futurs par les succès qu'elle promet, et fera revivre pour lui le passé par les fruits qu'il en recueille sans cesse.

Ce goût du travail, cet amour de la gloire, me furent inspirés par vos écrits; dès mon enfance ils étoient dans mes mains. Que de charmes cette douce occupation a répandus sur mes jours! Elevé chez le digne prince, dont les bontés faisoient tout mon héritage, je contemplois de près la vertu; elle s'offroit à moi dans tous ses charmes. Vos ouvrages, en m'éclairant, m'apprenoient à la mieux sentir, à la respecter davantage: je lisois chez vous le précepte; le même jour je voyais l'exemple.

Forcé bientôt, par mon état, d'aller passer mes jeunes années dans ces villes guerrières, où l'homme sensible est si souvent seul, où les amis sont d'autant plus rares que les compagnons sont plus nombreux, où le temps se partage sans cesse entre la fatigue et l'oisiveté,

com-

combien de fois j'ai trouvé dans vos écrits le délassement et la paix dont mon esprit avoit besoin! combien de plaisirs vous m'avez valu! Qu'il étoit doux pour moi, au sortir d'un exercice, d'aller relire sous un arbre les Géorgiques ou les Saisons; ou bien, me transportant en idée à ce théâtre dont j'étois si loin, de verser des pleurs délicieux pour l'épouse de Lincée! Plus souvent méditant les devoirs de l'homme, et cherchant à devenir meilleur, j'écoutois le vieillard Bélisaire, et je sentois mon ame s'élever en même tems que mon esprit s'éclairoit. Je relisois ces Contes charmans, où la brillante imagination embellit les préceptes de la morale, les fait pénétrer dans le coeur en flattant sans cesse le goût, et jette sur la vérité un voile riche et transparent, qui augmente ses charmes. Ainsi je vivois avec vous, Messieurs, et je ne vous connoissois point encore; vous étiez les bienfaiteurs de ma raison, et j'étois ignoré de vous.

Nourri de ces utiles lectures, je sentois déjà le besoin d'imiter ce que j'aimois, lorsqu'appelé par ma famille auprès de ce grand homme que les siècles auront tant de peine à reproduire, je connus Voltaire; je vis ce vieillard courbé sous les lauriers et sous les années; rassasié de triomphes, et toujours prêt à rentrer dans la lice au seul cri de l'humanité; attirant dans sa retraite, des extrémités du monde, les princes, les voyageurs, et se plaisant davantage à donner un asyle aux infortunés; honoré de l'amitié, des bienfaits de plusieurs Souverains, et partageant avec l'indigence les biens

biens que la fortune étonnée avoit laissé conquérir au génie.

Ce beau spectacle m'enflamma; je me livrai sans résistance au charme qui m'entraînoit, sans examiner si j'avois reçu de la nature une étincelle de ce feu sacré dont vous seuls, messieurs, conservez le dépôt. Je pris mon ardeur pour de la force, et mon attrait pour du talent; j'écrivis. Dès ce moment, toutes mes jouissances furent doublées, toutes les facultés de mon ame s'augmentèrent, toutes mes sensations devinrent plus vives, rien ne fut plus indifférent à mes yeux. L'aspect d'une campagne riante me transporta; le chant des oiseaux, le murmure de l'onde, le tranquille silence des bois, tout me parla, tout me fit éprouver des émotions qui m'étoient inconnues. L'arbre, que je n'avois pas daigné regarder, m'arrêta sous son ombrage, me fit réver délicieusement. La solitaire fontaine, que je n'avois cherchée autrefois que pour m'y désaltérer, je la cherchai pour m'y plaire, pour écouter le bruit de ses eaux. Les déserts mêmes, les monts escarpés, les lieux incultes et sauvages, eurent des charmes pour moi; tout s'embellit à mes regards. Chaque objet, devenu modèle, me fit méditer un nouveau tableau; je sentis enfin la nature, premier bienfait de l'amour des arts.

Nachdem er von der Freude gesprochen hat, die er bey der Nachricht von seiner Aufnahme zum Mitgliede der Academie empfand, setzt er hinzu:

Le bonheur n'est jamais sans mélange: j'ai perdu Gessner quand vous m'adoptiez. Les félicitations de mes amis ont été troublées par les plaintes dont retentissent les monts helvétiques, par les regrets de tous les coeurs sensibles, qui redemandent Gessner à ces plaines, à ces vallons qu'il a dépeints tant de fois; à ce printems qui renaît sans lui, et qu'il ne chantera plus. Ah! quoiqu'il ne fût pas Français, quoiqu'il ne tînt à cette académie que par ses talens et par ses vertus, qu'il me soit permis, au milieu de vous, de lui offrir mon tribut de respect, d'admiration. Que mes nouveaux bienfaiteurs me pardonnent la reconnoissance, et me laissent jeter de loin quelques fleurs sur le tombeau de mon ami; sur ce tombeau où la piété filiale, la tendresse paternelle, la discrette amitié, l'amour pur et timide, pleurent ensemble leur poète, le chantre d'Abel, de Daphnis, le peintre aimable des moeurs antiques. Celui dont les Idylles touchantes laissent toujours au fond de l'ame ou une tendre mélancolie, ou le desir de faire une bonne action, ne peut être étranger pour vous: en quelques lieux que le hasard les ait placés, tous les grands talens, tous les coeurs vertueux sont frères; ils ressemblent à ces fleurs brillantes qui, dispersées dans tout l'univers, ne forment pourtant qu'une seule famille.

Glücklicher konnte ein Dichter, wie Florian, gewiß nicht eine solche Rede schließen; und wie sehr muß man bedauern daß ihm nicht an demselben Orte eine Lobrede, nach seinem Absterben, hat gehalten werden können!

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Zwey und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1799.

Digitized by Google

VI.

Ueber die Frage: warum stehen die Deutschen, nach dem Geständniß ihrer besten Schriftsteller, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzosen und Engländer, zurück? und welches ist der besten deutschen Prosaisten charakteristisches Verdienst? Ein Fragment *).

Wenn die besten Schriftsteller zugestehen, daß die deutsche Nation hinter den alten und den genannten neuern in der Schreibart zurücksteht; so hätte ich gewünscht, daß sie sich deutlicher erklärt hätten, was sie damit meynen. Bey einer Frage über die Ursachen der Dinge, scheint es mir immer das erste, die Richtigkeit des zu erklärenden Factums zu untersuchen: und um das Factum zu prüfen, muß man es zuvor bestimmt kennen. Wenn man

*) Veranlaßt durch eine Preisfrage der deutschen Gesellschaft in Manheim.

man fragt: steht eine Nation hinter der andern in der Schreibart zurück, so kann dieß auf eine doppelte Art verstanden werden. Entweder heißt es: hat es in Deutschland noch gar keine so gute Prosaisten gegeben, als die Römer, Griechen, Engländer und Franzosen aufzuweisen haben, und sind die besten Prosaisten der Deutschen den besten Prosaisten jener Alten und Ausländer nicht zu vergleichen? Oder es heißt: ist unter den Schriftstellern in Deutschland überhaupt die gute Prosa seltener und also der prosaische Styl im ganzen, sowohl in der Sprache selbst als in der Nation, weniger gebildet, als im Alterthume und im Auslande.

Die Beantwortung der ersten Frage ist schwer, weil so viele Arten der Vollkommenheit zu einem guten Prosaisten gehören, keiner der Alten noch der Neuern dieselben alle vereinigt besessen hat, und zu der Vergleichung der Vorzüge auf der einen, und der Mängel auf der andern Seite der Maaßstab fehlt, in dessen Ermangelung, nach der Verschiedenheit der Denkungs- und Empfindungsart der Leser, der Ausspruch sehr verschieden ausfällt. Ist Lessings oder Rousseaus Prose vollkommener? Schreibt Mendelssohn oder Addison besser? In eines jeden geistreichen Mannes Schreibart mischen sich die Eigenthümlichkeiten seines Genies ein. Der Eine hat mehr Scharfsinn, der Andre mehr Einbildungskraft: welches von beyden ist besser? Diese Frage ist unauflöslich.

Aber jene Fragen werden oft in einem Sinne genommen, in welchem man eher mit ihrer Beant-

wor-

wortung fertig wird. Hat Lessing oder Rousseau, Mendelssohn oder Addison einen größern Eindruck bey seiner Nation gemacht? Von welcher Nation haben die Schriftsteller auch bey den Ausländern den allgemeinsten Beyfall erhalten? Dieser Maaßstab der Vortreflichkeit, wenn auch nicht der absolut-richtige, führt doch zu einer Entscheidung; und wenn nach demselben die Deutschen mit ihren Rivalen in Parallel gesetzt werden; so muß man allerdings zugeben, daß diese einen Vorzug vor jener behaupten.

Um die obigen Fragen mit gutem Erfolge zu beantworten, muß man, glaube ich, die Ordnung derselben umkehren. Es muß eine kurze Schilderung der vornehmsten Prosaisten der Deutschen und der fremden Nationen, zwischen welchen der Vorzug entschieden werden soll, vorangehen. Dann müssen sie, ihr Ruhm, und der Eindruck, den sie auf ihre Zeitgenossen und die Nachwelt gemacht haben, mit einander verglichen werden, damit erst das Factum ausgemacht sey, ob die Deutschen wirklich ihre prosaische Rede weniger ausgebildet, oder im prosaischen Styl weniger vortrefliche Werke hervorgebracht haben, als ihre Rivale. Und dann endlich, wenn eine gewisse Superiorität der Alten und der Ausländer sich aus diesen Untersuchungen ergeben hat, dann erst wird es Zeit seyn die Ursachen davon aufzusuchen.

Um die Schriftstellerwelt der genannten Nationen mit einander zu vergleichen, wird es vor al-

len Dingen nöthig seyn von jeder gleichsam einige Repräsentanten zu erwählen, oder diejenigen Prosaisten auszusuchen, deren Styl man als das Maaß der Vollkommenheit ansehen könne, zu welcher die Nation in dieser Schreibart gelangt ist. Es wird bey dieser Wahl, besonders bey der grossen Menge litterarischer Produkte in unsern Tagen, immer etwas willkührliches bleiben; aber es ist genug, wenn nur über den Werth der Schriftsteller, welche man wählt, kein Streit ist, gesetzt auch, daß man unter gewissen Gesichtspunkten andere an ihre Stelle setzen könnte. So würde ich also zu Mustern des prosaischen deutschen Styls Moses Mendelssohn, Lessing und Engel annehmen. Unter den Franzosen würde ich Rousseau und Büffon an die Spitze der Uebrigen stellen. Addison und Hume möchten die Repräsentanten der Engländer seyn, denen ich aus unsern Tagen im historischen Styl den Gibbon zugesellen würde. Bey den Lateinern vereiniget sich alles dem Cicero die erste Stelle zu geben: denn welchen Rang man ihm auch als Schriftsteller unter seinen Landsleuten anweisen mag, so ist er gewiß, was den bloßen Styl betrifft, ohne allen Streit der Erste. Bey den Griechen ist es weit schwerer den Autor zu bestimmen, welcher den Maaßstab der griechischen Prosa abgeben soll. Es giebt vielleicht keinen mehr ausgearbeiteten Styl unter allen Griechen, als im Isokrates. Aber der rednerische Styl hat etwas so ausgezeichneteres, was sich in andern Gattungen nicht wieder finden darf, wenn es nicht ein Fehler seyn

soll,

soll, der Inhalt der isokratischen Schriften hat so wenig anziehendes, daß die Vollkommenheiten seiner Prose zu einem Vergleichungspunkte der griechischen Prose mit der anderer Nationen überhaupt wohl nicht dienen kann. Demosthenes Werke sind weit interessanter und sein Styl ist in hohem Grade ausgearbeitet, aber er ist doch auch blos Volksredner und ist, als solcher, mit bloßen Schriftstellern schwer zu vergleichen. Plato ist ein vortreflicher Geist und Schriftsteller: aber der unpartheyische Verehrer von ihm wird eigentlich seinen Styl nicht loben. Er ist zuweilen verwickelt und dunkel, und an andern Stellen zu vernachlässiget *). Xenophons Styl

*) Ich gedenke hier nicht des Aristoteles, weil, so groß der Mann als Philosoph und Gelehrter in seiner und unter allen Nationen war, er doch nie als ein Muster des Styls aufgestellt werden kann. Seine Schreibart ist durchaus die von Lehrbüchern, welche für den philosophischen Hörsal, nicht für das größere Publicum bestimmt sind. Er deutet an vielen Stellen mehr auf das hin, was er sagen will, als daß er es vollständig entwickelte. Da es so schwer ist, den Eindruck, den die Gegenstände machen, und den, welcher vom Styl abhängt, von einander zu unterscheiden, so wird sich auch der Styl des Aristoteles an vielen Orten zu erheben scheinen, oder Licht, Kraft und Würde annehmen, wo die Materien selbst wichtig, oder mit vorzüglich gutem Erfolge von ihm bearbeitet wor-

ist reiner, fehlerfreyer und fließt mit einer natürlichen Eleganz fort; aber er ist weniger kraftvoll und mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitet. Herodot gefällt durch die Farbe des Alterthums: aber sein Styl steht noch auf der ersten Stufe der Cultur, so wie sein Inhalt noch viele Spuren eines unwissenden und wenig gebildeten Zeitalters trägt. Im Thucydides ist ein großer Fortgang sichtbar: aber seine Schreibart vereinigt doch bey weitem nicht alles, was wir zur Vollkommenheit verlangen. Dunkelheit ist immer der erste Fehler des Styls: und davon war er, auch nach dem Urtheile der Griechen, die ihm näher waren und mehr Hülfsmittel hatten ihn zu verstehen, nicht frey. Unter den spätern Griechen würden Plutarch und Lucian um die Ehre wetteifern können, die vorzüglichsten Prosaisten ihrer Nation zu seyn, wenn nicht der erste durch die zu große Anhäufung der Epithete und die zu weitläuftige Ausspinnung seiner Metaphern oft seinen Styl zu schwerfällig machte, und wenn die Gattung des andern, die größtentheils in Dialogen und Satiren besteht, nicht in ihrer Art zu einzig wäre und eine zu besondere Farbe des Styls erforderte, um für ein allgemeines Muster guter Prosa gewählt zu werden. Bey dieser Nation wird man also in der That mehr auf den bey ihr herrschenden Geschmack des Styls überhaupt, als auf einige ausgezeich-

worden sind. Aber immer wird man bey genauerer Untersuchung finden, daß das Lob, welches Aristoteles verdient, den Sachen, nicht der Art der Darstellung zugehöre.

gezeichnete Individuen sein Augenmerk richten müssen.

Ich kehre zu unsern Deutschen zurück. Darüber, glaube ich, werden alle, welche die deutsche Sprache hinlänglich verstehn und mit philosophischen Gegenständen, welche Moses allein behandelt hat, bekannt genug sind, einig seyn, daß der Styl dieses Autors einer der vollkommensten unter den deutschen Schriftstellern, und an sich von großer Schönheit sey. Er ist zuerst, was wirklich eine hohe und schwer zu erreichende Vollkommenheit ist, sprachrichtig; sowohl in dem Gebrauch der einzelnen Worte, welche er dem Subjekt genau angemessen zu wählen weiß, als in der Zusammensetzung derselben. Er hat einen hohen Grad von Deutlichkeit, das größte Verdienst der Schreibart und vielleicht, in seinem ganzen Umfange genommen, das Einzige, weil alle übrigen Qualitäten, welche man dem Style zuzuschreiben pflegt, eigentlich den Ideen zugehören. Und diese Deutlichkeit ist zugleich leicht: sie ist nicht das letzte Resultat einer mühsamen Untersuchung des Lesers, sondern sie springt demselben in die Augen. Die in unsrer Sprache so häufigen Zweydeutigkeiten sind glücklich vermieden. Die Perioden sind nicht künstlich gebaut und doch wohlklingend; die Ideen sind sowohl in ganzen Absätzen der Rede, als in einzelnen Perioden, so geschickt abgetheilt, daß man nicht aufgehalten wird und den Zusammenhang bey der ersten Durchlesung ohne Mühe übersehen kann. Die

Uebergänge sind natürlich, und der ganze Fluß der Rede führt den Leser sanft und ununterbrochen zum Ziel. Es ist dabey eine gewisse Delicatesse und ein richtiger Geschmack in der Auswahl der Wörter und in den Wendungen sichtbar. Nirgends ist etwas übertriebenes, oder was sich den äußersten Gränzen näherte. Nirgends zu starke und zu gewagte, und nirgends niedrige Ausdrücke. Durchgängig herrscht ein gemäßigter und sich gleicher Ton, aber der Ton der Belehrung, aber so wie er sich für eine Leserwelt schickt, die selbst schon unterrichtet und gebildet ist. Dabey läuft eine Ader von feiner Empfindsamkeit durch seinen Styl, selbst da, wo der Inhalt abstracte Gegenstände betrifft. Man sieht, wie in Platos Schriften, so auch in seinen, immer zugleich den Menschen, und zwar den guten, edlen, liebenswürdigen Menschen, und so wie sein Styl nicht ohne Wärme des Gefühls ist, so ist er auch nicht von den Farben der Imagination entblößt: aber diese Farben sind sanft, wie jene Wärme. Er weiß oft durch ein glückliches Bild seine Ideen ins Licht zu setzen, aber er mahlt dieses Bild nie so weit aus, um die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Hauptgegenstande abzuziehen. Unter seinen Schriften hat die erste, die Briefe über die Empfindungen, welche ihn bekannt machte, das Jugendliche einer zu blühenden Einbildungskraft. Der Styl hat noch nicht seine völlige Reife; er ist hin und wieder mit Zierrathen überladen und der bisher unbekannte Autor scheint sich erst dem Publicum zeigen zu wollen. Von allen diesen Fehlern

machte

machte er sich in seinen folgenden Schriften immer mehr und mehr los. Die, auf welche sich sein Ruhm am meisten gründet, ist ohne Zweifel der Phädon, dem auch die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Ruf des alten Autors, welchen er verjüngte, die größte Anzahl von Lesern zuzog. Der Styl ist in der That hier sehr rein und correct, und das, was in den Dialogen dramatisch oder in den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele populär ist, kann allerdings, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu der besten Manier des Mendelssohnschen Styls gerechnet werden. Ich würde geneigt seyn seine Schrift, Jerusalem betitelt, für die ausgearbeitetste und vollkommenste, in Absicht des Styls, zu halten, ob sie gleich, wegen des weniger allgemeinen Interesses, das ihrem Inhalte eigen ist, kein so großes Aufsehen gemacht hat.

Bey aller unstreitigen Schönheit aber des Styls sind Moses Schriften doch nur für einen kleinen Theil der Leser. Nicht nur sind die Gegenstände philosophisch und abstract, sondern auch die Behandlungsart ist wissenschaftlich. Seine vornehmste Stärke besteht in der Zergliederung allgemeiner Begriffe, in der subtilen Theilung dessen, was einfach zu seyn schien, in der Bemerkung feiner Unterschiede zwischen Dingen, die man mit einander vermischte, in der Auffindung geheimer Aehnlichkeiten zwischen entfernten Gegenständen. Er liebt die Beweise a priori und die speculative Philosophie überhaupt; sein Tiefsinn herrscht über seine

andern

andern Fähigkeiten. Das alles hat ihn zu einem sehr geschätzten Schriftsteller gemacht, aber es kann ihn nicht zu einem populären machen. Insofern man von der Beredtsamkeit verlangt, daß sie auf den großen Haufen stark wirken soll; so wird die seinige, die immer zu sehr mit dem Untersuchungsgeiste gepaart ist, immer hinter der Beredtsamkeit derjenigen zurückzustehen scheinen, welche, mit gleicher Annehmlichkeit des Vortrags und Styls, leichtere Themata auf eine oberflächlichere Weise behandelt haben. Eben sein Hang zur Speculation, seine Begierde alles zu ergründen und alle Ideen bis in ihre Elemente aufzulösen, verbunden mit seiner Kränklichkeit und den äußern Umständen, in welchen er lebte, haben ihn auch verhindert, grössere Werke auszuarbeiten und seine Talente also auf eine, den großen Haufen noch mehr blendende, Art zu zeigen.

Lessings Prosa ist noch weit mehr gemacht, Eindruck zu erwecken. Sie hat etwas mehr eigenthümliches und eine größere Energie. Sie hat überdieß mehr Gewandtheit und eine größere Mannigfaltigkeit von Farben. Die Gewalt, die er über seine Sprache hat, ist einzig in ihrer Art, und unter keinem unserer Schriftsteller hat diese Sprache sich als so ein geschicktes Werkzeug bewiesen, die feinsten Schattirungen der Gedanken, das Erhabene und das Lächerliche darzustellen. Von dieser Seite kann er gewiß mit jedem inländischen oder ausländischen Prosaisten wetteifern. Er hat zugleich

gleich gezeigt, daß unsre Sprache als die Rivalin jeder andern auftreten könne. Die Schriften, aus welchen man den Charakter seiner Prosa kennen lernt, sind vornehmlich seine dramatischen, sein Laokoon und seine Dramaturgie. Doch tragen alle seine Schriften bis auf die kleinsten Fragmente Spuren desselben Geistes. Ich würde die Grundzüge desselben ohngefähr auf folgende Weise bestimmen. Eine seiner größten Fähigkeiten ist die der Erörterung oder der Discussion, des Streits und der Widerlegung. Eine verworrene Sache auseinander zu setzen, den täuschenden Schein eines Vorurtheils zu zerstreuen, die Autorität eines Factums oder die Gründe einer Behauptung zu prüfen, das Unrichtige und Seichte ans Licht zu ziehen und Ungereimtheiten anschaulich zu machen, das ist ein Talent, welches er im vorzüglichsten Grade besitzt; eben deswegen hat er die Gabe zu dialogisiren: denn der Dialog ist eine Art von Streit, und besonders hat der lessingsche Dialog diesen Charakter. Eben daher kommt sein Talent und sein Hang zur Satire, mit deren Farbe viele seiner Schriften tingirt sind, und deren zwar scharfes aber immer schmackhaftes Salz einige derselben so anziehend macht. Scharfsinn und Witz finden keinen ihnen angemeßnern Gegenstand, als Fehler aufzudecken und Irrthümer zu bestreiten. Daher wie jeden Menschen sein Talent dahin zieht, wo es seine vornehmste Nahrung findet, so hat auch Lessing sich durch sein ganzes Leben vorzüglich mit zwey Gegenständen beschäftiget, mit der Aufklärung von dunkeln und ungewis-

gewissen Factis, und mit der Kritik. Das, was am Ende für seine Leser den reinsten Gewinnst giebt, die philosophischen Entwickelungen und auch die moralischen Aeußerungen, scheinen seiner Feder mehr zu entfallen, als geflissentlich von ihm gesucht zu werden. Er findet sie auf seinem Wege, ob er gleich eigentlich zu einem andern Ziele hingeht. Selbst in seinen dramatischen Stücken ist Bestreitung der Vorurtheile sein vornehmster Endzweck. Wenn außer denselben seine Prose fast nirgends anziehender, als in seiner Dramaturgie, ist; so ist ohne Zweifel die Ursache, weil er hier in der Beurtheilung und Vergleichung mehrerer für Meisterstücke angenommenen Werke ein ihm recht angemessenes Feld der Kritik und der Satire fand.

Aber es ist auch nicht zu läugnen, daß die Kraft seiner Prosa auch die Spuren der Arbeit verräth. Alles ist gedacht und tief gedacht bey ihm, selbst das, was den Anstrich des Leichtsinnes und des Komischen haben soll. Eben so sind die leidenschaftlichen Scenen in seinen theatralischen Stücken beschaffen. Man sieht, daß er das menschliche Herz erforscht, daß er die Leidenschaften zergliedert hat: aber man kann zuweilen zweifelhaft bleiben, ob er sie wirklich gefühlt habe. Er bringt alles, sowohl die Empfindung als komische Einfälle, durch Reflexion heraus; aber es ist die Reflexion eines sehr weit und tiefsehenden Geistes. Sie thut allemal ihren Effekt, aber nur ebenfalls bey gebildeten und denkenden Lesern. Es ist indeß nicht der Ef-

fekt

fekt der kunstlosen Natur und des freyen Spiels der Einbildungskraft.

Dieser Forschungstrieb, diese feine Dialektik, diese Gabe einer lichtvollen Darstellung verwickelter und feiner Ideen führte denn auch Lessingen auf Gegenstände, wo es viel zu erforschen, zu berichtigen oder zu widerlegen gab; gleichviel ob diese Gegenstände wichtig oder unwichtig, ob sie von einem großen Einflusse ins Leben und in die Wissenschaften, oder von einem Interesse für wenige Personen waren; genug, wenn sie ihm nur Veranlassung gaben, verborgne Winkel der Alterthümer oder der Litteratur auszuspähen, allgemein angenommene Behauptungen in ihrer Schwäche zu zeigen, und in verworfenen Meinungen etwas Wahrheit zu entdecken. Vielleicht hat er auch früh in seiner Jugend gelernt, einer großen Belesenheit und einer gewissen kritischen und antiquarischen Gelehrsamkeit einen zu hohen Werth beyzulegen. So viel ist gewiß, sein Geist war philosophisch, und das Beste, was in seinen dichterischen und in seinen gelehrten Werken vorkommt, sind die Blicke, die er in die Natur des Menschen, seiner Eigenschaften oder seiner Verhältnisse thut. Aber der eigentliche Vorwurf seiner Schriften ist fast niemals Philosophie. Einbildungskraft oder Erudition machen die Grundlage derselben aus, und der denkende Verstand, der nur gleichsam als Gehülfe arbeiten sollte, giebt ihnen doch im Grunde ihren eigentlichen Werth. Die bisherige Schilderung erklärt einiger Maßen, war-

 um

um Lessing in so mannigfaltigen Gattungen gearbeitet hat; warum viele seiner Schriften Fragmente geblieben sind, warum er sich in so viel Streitigkeiten verwickeln lassen und so viel Gegner gefunden hat. Aber eben dieses macht auch, daß die eigentliche Kraft seiner Prosa nur in einzelnen Stellen ihre volle Wirkung thut; und das größere Publicum in Deutschland und im Auslande an seinen Werken das Interesse nicht hat nehmen können, welches Rousseaus oder Addisons Werke erregt haben. Nicht schon bekannte und geläufige Ideen aufs beste auszudrücken, war seine Sache; sondern neue ausfündig zu machen. Dieß kann aber immer nur in einzelnen Punkten der menschlichen Kenntnisse geschehen; wer tief graben will, kann nicht eine große Oberfläche umwühlen. Lessingen als Prosaisten kann man vielleicht mit Recht jedem der Besten unter den Alten und Ausländern entgegen setzen; aber von Lessings Werken eines zu nennen, welches den großen Werken jener in den Augen der Nachwelt das Gleichgewicht hielte, möchte vielleicht schwerer fallen.

An die Seite Lessings können wir mit Recht seinen Freund und Verehrer Engel setzen, der, wenn er auch dem Publicum sein vorzügliches Genie mehr durch Versuche gezeigt, als durch größere Werke völlig zu genießen gegeben hat, doch wegen der besondern und glücklichen Sorgfalt, die er auf Sprache und Schreibart in seinen Schriften gewandt hat, einen Platz unter den Repräsentan-

ten der deutschen Nation verdient, wenn über die Fortschritte derselben im prosaischen Styl geurtheilt werden soll. Was Engeln als Menschen unterscheidet, bezeichnet auch seine Schriften. Sein eigenthümliches und ein unter uns Deutschen seltnes Talent ist eine Mischung von philosophischem Scharfsinn mit dichterischer Einbildungskraft. Eine Fähigkeit wird bey ihm durch die andere vielleicht eingeschränkt, aber auch unterstützt und vor Ausschweifungen bewahrt. Alle seine Schriftstellerarbeiten haben dieses doppelte Gepräge. Er geht tief in die Natur der Sachen hinein, welche er untersucht; aber er weiß zugleich ihre Außenseite sehr anschaulich darzustellen, er weiß ihre unsichtbaren Eigenschaften durch sehr glücklich gewählte Bilder aufzuhellen. Seine Begriffe sind bestimmt, seine Ideenfolge ordentlich und bündig, die Resultate seiner Schlüsse neu und überzeugend. Aber die Wendung, welche er seinen Untersuchungen giebt, ist das Werk der Imagination, seine Erläuterungen sind dichterisch, sein Styl ist den Sachen ähnlich. Er ist zugleich präcis und blumenreich, seine Worte sind sehr gut gewählt, sowohl für den Ausdruck der Sache als für den Wohlklang: seine Perioden sind sehr genau abgerundet, aber, wie es scheint, nur durch die vollständigste Entwickelung der Ideen selbst.

Wenn wir Engeln mit Lessingen vergleichen, so finden wir von der einen Seite im erstern nicht denselben Grad des Scharfsinns, nicht diese unerwarteten, neuen und doch passenden Wendungen, die

Lessing aus der Sprache herauszusuchen gewußt hat, Er ist nicht so frappant und so reich, weder in Ideen noch Ausdrücken: aber er wird auch nie so spitzfindig, als dieser, er bleibt dem guten Geschmacke und der Mittelstraße, welche allgemein gefällt, getreuer, er schreibt wirklich für die Welt, da Lessing immer nur für die Kenner und Philosophen schrieb. Aber alle diese Vorzüge sind doch, wie ich schon gesagt habe, für den Ruhm der Nation beynahe verloren, weil sie sich noch nicht gereift in größeren Werken gezeigt haben.

Seine beyden dramatischen Versuche, sein Philosoph für die Welt und seine Lobrede auf den König sind diejenigen seiner Schriften, welche seinen Ruhm als eines vorzüglichen Prosaisten bey dem größern Publicum gegründet haben. Die ersten haben allgemeinen Beyfall, auch bey auswärtigen Nationen, erhalten: und sie verdienen ihn wegen des natürlichen und gedankenreichen Dialogs und wegen der edlen Gesinnungen, die darin mit so viel Wahrheit und Wärme ausgedrückt sind. Aber sie sind doch nach meinem Bedünken nur eine Morgenröthe, welche das Genie ankündigte, dessen volle Strahlen wir niemals gesehen haben. Diese beyden kleinen Dramen sind von Handlung entblößt und also ohne großes Interesse. Von allem, was zur dramatischen Kunst gehört, Anlegung einer Fabel, Schürzung und Auflösung eines Knoten, Verkettung der Scenen, Charakterschilderung,

Be-

Behandlung der Leidenschaften und endlich Kunst zu dialogisiren, sind in denselben Proben, aber nur kleine Proben enthalten, die mehr noch hoffen lassen, als sie leisten. Warum mußten doch die Pläne, die er schon vor vielen Jahren entworfen hatte, unausgeführt bleiben? Warum mußten die Scenen, die er schon ausgearbeitet hatte, als Fragmente in seinem Pulte untergehen! Gewiß, wenn mehr Fleiß oder mehr Muth sich mit seinen übrigen Talenten vereiniget, oder Gesundheit und Glück sie mehr unterstützt hätten, so würde in der dramatischen Gattung, in welcher wir vielleicht hinter unsern Nachbarn am meisten zurückstehen, ein vorzüglicher **Rival** derselben in ihm aufgetreten seyn. Wenigstens würde der Styl des prosaischen Dialogs einige vorzügliche Muster aufzuweisen haben.

Wenn wir nun diesen Männern, deren Werke als Muster derjenigen Vollkommenheit, zu welcher unsre Sprache gediehen ist, angesehen werden, jene beyden Franzosen gegenüber stellen, welche ihrer Nation in eben dem Lichte erscheinen, so finden wir in Rousseaus Styl alle die Vorzüge vereinigt, die unter unsre guten Schriftsteller nur vertheilt sind, oder wir genießen wenigstens die Früchte davon in seinen Werken vollständiger. Er hat mit Mendelssohn die vollkommenste Deutlichkeit, den ungezwungenen und doch die Sache erschöpfenden Ausdruck, die richtige Logik des Styls und der Gedanken gemein, aber er hat die dichterische Einbildungs-

kraft, ein gewisses Leben und das Anschauliche seiner Vorstellungen, das Feuer und das Hinreißende starker Empfindungen vor ihm voraus. Er hat nicht allen Scharfsinn Lessings, aber er bleibt immer der Wahrheit, der Natur und dem guten Geschmakke treuer. Seine höchsten Flüge sind nie Ausschweifungen, seine Leidenschaft führt ihn nie zur Uebertreibung, er ist regelmäßig und gemäßigt, indem er zugleich feurig und stark ist. In keinem Schriftsteller ist es schwerer, Inhalt und Styl von einander abzusondern. Indem er in seinem Ausdruck nur seine Gedanken als in einem ganz hellen Spiegel darstellt, sind wir zweifelhaft, ob wir die Wirkung, die seine Schriften auf uns thun, blos dem Interesse der Sachen oder dem Zauber seines Styls zuzuschreiben haben.

Es ist dieß ein Umstand, welcher die Prosa und den Styl der Franzosen überhaupt in einem vortheilhaftern Lichte erscheinen läßt, daß ihre großen Köpfe sich mit populären Gegenständen abgegeben haben, bey welchen Darstellung und Ausdruck der Empfindungen das Vornehmste ist, da hingegen die Unsrigen sich größtentheils mit Erforschung noch unbekannter Materien beschäftigt haben, bey welchen auf die Hervorziehung und Entwickelung der Ideen noch mehr Fleiß, als auf ihren glücklichen Ausdruck gewandt werden mußte. Wenn Rousseau, als Prosaist, in ganz Europa einen noch größern Eindruck gemacht hat, als irgend einer

ner unserer vorzüglichen Schriftsteller, so ist es, die größere Allgemeinheit der französischen Sprache abgerechnet, daß unsre Lessinge und unsre Mendelssohne die Tiefen der Kunst oder der Philosophie zu ergründen suchten, Rousseau hingegen nur den allgemeinen Schatz menschlicher Kenntnisse und Ideen mit dem ihm eigenen Geiste verarbeitete. Seine Heloise ist ein Gemählde der Leidenschaften, und in seinem Emil selbst macht der Roman einen großen Theil aus.

VII.

Publii Virgilii Maronis Bucolicon Eclogae decem. Des Publius Virgilius Maro zehn erlesene Idyllen übersetzt und erklärt von Johann Heinrich Voss. I — V. Idyll. mit der Erdtafel des Eratosthenes. — Zweyter Band. VI — X. Idylle. Altona, bey Johann Friedrich Hammerich. 1797. 8vo. 534 Seiten, ohne Register.

Das vor uns liegende Werk hat alle die Schönheiten und Fehler, welche die Voßischen Uebersetzungen seit der Erscheinung des Gedichtes vom Landbau, nach dem Urtheile unpartheyischer Leser, auszeichnen.

Wir wollen kürzlich von beyden — sine ira et studio — unserm Gefühle und unserer Ueberzeugung gemäß, Rechenschaft geben. Für Herrn Hofrath Voß soll diese Beurtheilung nicht geschrieben seyn. Sein System ist einmal gemacht, und es würde eine größere Anmaaßung voraussetzen, als wir

wir uns jemals erlaubt haben, wenn wir uns einbilden wollten, daß er durch unsre Meinung zu der geringsten Abänderung desselben bewogen werden möchte. Dieß kann indeß für uns kein Bewegungsgrund seyn, unser Urtheil zurückzuhalten oder es gegen unsre Ueberzeugung abzufassen. Wenn Herr Voß Gründe zu haben glaubt, seine Art zu übersetzen für die einzig richtige, vollkommene und der deutschen Literatur ersprießliche zu halten; so glauben wir dagegen auch die unsrigen zu haben, um derentwillen wir seiner Meinung nicht beytreten können. Um dieser unschäzbaren, nie aufzugebenden Freyheit willen, deren Aufrechterhaltung einem jeden obliegt, der vor dem Publicum auftritt, wollen wir es uns gern gefallen lassen, wenn uns Herr Voß, mit einer Menge anderer achtbarer Kunstrichter, die das, was er vernünftiges Urtheil nennt, nur für ein Vorurtheil gelten lassen wollen, den Baven und Mäven zugesellt. In mehrern Stellen seiner Anmerkungen wirft Herr Voß satyrische Seitenblicke auf diejenigen, die seine Manier nicht gebilligt haben. Er scheint sie zu beschuldigen, entschiedene Feinde des leidenschaftlichen begeisterten Ausdrucks zu seyn (S. 401.), welche, ohne eignes Gefühl, nur erlernte Regeln kalt nachbeten und einzig und allein darauf arbeiten, die Sprache der Poesie zur Sprache des gemeinsten Umgangs herabzustimmen. Hat Herr Voß in der That das Unglück gehabt, solchen Kritikern in die Hände zu fallen, und haben diese bey dem Publicum einigen Glauben gefunden — welches uns nicht bekannt

 ist,

ist; so hat er mehr als gegründetes Recht, sich gegen eine Anmaaßung aufzulehnen, welche aller Dichtkunst ein Ende machen und unserer Sprache ihren unschätzbaren Vorzug, ihre schöne Eigenthümlichkeit rauben würde. Jedermann wird dann mit ihm einstimmen und jene Finnländer (S. 401.) glücklich schätzen, die entbunden von dem Joche, welches solche Geschmacksrichter auflegen möchten, die Freyheit genießen, mit Vermeidung des Gemeinen — aber doch auch mit Sprachrichtigkeit — mit kühnen Figuren und Inversionen, und einer Menge von Feinheiten, denen die Rhetorik Nahmen giebt, zu dichten. Aber sollte es denn so nöthig seyn, im rechtmäßigen Unmuthe — ultra Sauromatas fugere et glacialem Oceanum — um dieser finnländischen Freyheit theilhaftig zu werden und den Zudringlichkeiten der Geschmacksrichter aus dem Wege zu gehn? Und sollte es mit der Kritik in Deutschland so schlimm stehn, daß man einem Dichter die Freyheit streitig machen könnte, mit Vermeidung des Gemeinen, mit kühnen Inversionen und vielen Feinheiten, wenn nur mit Sprachrichtigkeit, zu schreiben?

Wir fürchten, daß Herr Voß hier in einem kleinen, oder vielleicht auch in einem ziemlich großen Irrthum stehe. Jene finnländischen Improvisatoren — da denn diese doch einmal zum Mittelpunkte der Vergleichung gemacht worden sind — behaupten und brauchen die Rechte ihrer originalen Sprache, während man Herrn Voß vorwirft, daß er die seinige

zur

zur Sklavin einiger ausgestorbnen Sprachen machen wolle. Oder sucht er nicht ihre Vollkommenheit in einer gewaltsamen Verähnlichung mit dem griechischen und römischen Idiom? zerstört er nicht ihre angestammte Freyheit durch willkührliche Unterwerfung unter ein fremdes Gebot? ihre Originalität durch Aufdrückung eines ihr nicht angemeßenen Stempels?

Herrn Voßens Verfahren ist in so fern dem Geiste der Zeit angemessen, daß es nach einer Einförmigkeit strebt, die für alleingültige Vollkommenheit ausgegeben wird, und demnach die Freyheit durch Despotismus erzwingen will. Es soll nun durchaus nur Eine Form herrschen in der Verfassung der Staaten, in den Meinungen der Philosophen, in den Schöpfungen der Dichter und Künstler. Die unbegränzte Begierde, diese Eine Form aufzudringen, und die schöne und edle Entwickelung freyer Kräfte zu hemmen, wird — oft mit Selbsttäuschung, öfterer aus Eitelkeit und nicht selten mit Hohn — Liebe zur Freyheit und Wahrheit genannt. Die Furchtsamen biegen sich unter das Joch, und diejenigen, welche nur den Beyfall der Stimmgebenden durch demagogische Künste zu erobern suchen, opfern ihre Einsicht und Ueberzeugung dem einmal gewählten Zwecke auf.

Jede Ausbildung und Reform der Verfassung, der Sitten, der Denkungsart und Sprache muß frey und selbstthätig seyn, wenn sie edel und wahr-

 haft

haft fruchtbringend seyn soll. Römischer und griechischer Geist kommt in unsere Staaten nicht durch Nachäffung der äußern Verfassung dieser Völker, und in unsere Schriften nicht durch sklavische Nachahmung ihrer Sprache und Syntax. Allerdings haben wir von ihnen noch vieles zu lernen! Allerdings muß man mit Voß (S. 477.) den Deutschen zurufen: „Die Feile, hört es ihr Deutschen, die Feile wird uns empfohlen, nicht jene grobe raspelnde des frostigen Regelnkenners“ ..., sondern die feinere aus der Werkstatt der Athene, womit, wenn auch nicht Homer, wie Herr Voß meynt, aber doch ein Sophokles und Euripides, ein Theokrit und Apollonius, ein Virgil und Horaz ihre Werke bis zur letzten Vollendung abglätteten. Auch wir sind auf das innigste überzeugt, daß das Studium dieser grossen Heroen und die lebendige Aneignung ihrer gesetzmäßigen Originalität und geistreichen Einfalt, das einzige und sicherste Mittel sey, unsre Dichtkunst und Literatur über die anderer Nationen, oder, was mehr bedeutet, zu der Vollkommenheit zu erheben, deren sie fähig ist; aber eben diese Ueberzeugung nöthigt uns auch, jede Bemühung, unsrer Sprache ein fremdes — altes oder neues — Gepräge aufzudrücken, für zweckwidrig anzusehn. Wenn die Römer es für erlaubt gehalten haben, ihre Sprache der griechischen gleichsam anzudrängen, so darf man nicht vergessen, daß die römische Sprache, als eine Tochter der griechischen, dieser in einzelnen Worten und der ganzen Bildung ähnlich genug war, um eine

noch

noch größere Verähnlichung zu verstatten, daß sich die Büchersprache der Römer gleich vom ersten Anfange an durch Uebersetzungen aus dem Griechischen bildete, und daß es endlich auch sogar in diesem Falle noch erlaubt ist zu zweifeln, ob nicht eine freye Bildung aus sich selbst heraus der römischen Sprache ersprießlicher gewesen wäre. Auch war das was die Zeitgenossen Virgils (s. Anmerk. S. 145.) an der Sprache der Ennien und Luzilien früherer Zeiten bewunderten, schwerlich die weitere Entfernung von griechischer Eigenthümlichkeit, da man es ja sogar dem Luzilius — thörigt genug — zum Verdienste anrechnete, griechische Worte mit den römischen vermengt zu haben (Horat. I. Serm. X. 20.) und da jene alten Uebersetzer der griechischen Dichter, ein Livius, Nävius, Pacuvius und andere, der poetischen Sprache, gleich in dem Augenblicke ihrer Geburt, ein so entschieden griechisches Gepräge aufdrückten, daß Virgil und Horaz in diesem Stücke wohl kaum viel weiter gehen konnten. Eben so kann man auch wohl mit ziemlicher Zuversicht behaupten, daß die Dichter des augustischen Zeitalters, weit entfernt, die Kühnheit der Inversionen und willkührlich verworfener Wortfolgen — zur Vermeidung des Gemeinen — zu vermehren, vielmehr jener Zügellosigkeit Gränzen setzten. Denn was mochte wohl denen unerlaubt scheinen, die, in einer der Prose nah verwandten Gattung, wie Luzilius schreiben durften:

Virtus, Albine, pretium persolvere verum
Queis in versamur, queis vivimu' rebu', potesse.

oder, um ein weltbekanntes Beyspiel anzuführen, wie Ennius: Deficiente *pecu* deficit omne *nia*? Es war daher wahrscheinlich diese Beschränkung der alten Gesetzlosigkeit, welche manchem von denen, die es für schimpflich halten — quae imberbes didicerant, senes perdenda fateri, eine Beschränkung der wahren Freyheit zu seyn schien: so wie sie glaubten, daß es, mit der Verbannung mancher alten Worte, die sie in ihren alten Dichtern von der Schule her lieb gewonnen hatten, um die ganze Energie der poetischen Sprache gethan sey. Wenn man diese Voraussetzungen, welche sich auf die Geschichte der lateinischen Sprache gründen, zugesteht, so dürfte schwerlich geleugnet werden können, daß sich Herr Voß im entgegengesetzten Falle mit Virgil und Horaz befindet, und daß den Tadlern seiner Manier wegen der Zusammenstellung mit einem Mävius und Bav so bange nicht seyn darf. Er will die Freyheit der deutschen Sprache so weit ausdehnen, daß sie deutschen Ohren oft unkenntlich und unverständlich wird, während jene die Freyheit der ihrigen den Gesetzen der Klarheit, der Concinnität und Energie unterwarfen; er führt veraltete und, um uns seines eignen Ausdruckes zu bedienen (S. 146.), muffichte Worte ein, welche jene aus ihrer Sprache ausstießen; er zwingt uns von dem Geiste der Alten zu ihrem Buchstaben zurück, während jene den Buch-

Buchstaben der griechischen Dichter verließen und ihren Geist zu fassen bemüht waren.

Hat nicht die deutsche Sprache schon genug von ihrer Originalität an die lateinische aufgeopfert? Warum soll ihr das fremdartige Joch von neuem aufgedrungen werden, da sie kaum anfing, ihrer eigenen Würde bewußt, freyer einher zu gehn? Soll das, was vordem Pedanterey hieß, jetzt Aufklärung heißen? oder bedarf es unsere Sprache wirklich so sehr, daß sie ihre Blöße unter einer fremden Maske verstecke? unterscheidet sich die Sprache der Klopstocke, der Wielande und Göthe nicht hinreichend von der Sprache des gemeinen Lebens? und liegt in dieser so gestalteten Sprache nicht innere lebendige Kraft genug, um sich aus sich und durch sich weiter fortzubilden? Erhebt sich endlich, um noch eine Frage zu thun, erhebt sich die Sprache des Uebersetzers Voß über die Sprache des Dichter Voß, der sich selbst hütet, den aufgedrungenen Freyheiten, die er für seine Uebersezzungen fordert, in seinen originellen Gedichten das Bürgerrecht zuzugestehn? — Ist sie hier oder dort schöner, geistreicher, energischer und wohlklingender?

Es ist auffallend, daß Herr Voß, indem er die Gräzismen und Latinismen seiner Uebersetzungen durch den Grund rechtfertigt, daß sich die poetische Sprache von der gemeinen unterscheiden müsse, seinen eignen Absichten zuwider, die nemlichen

Frey-

Freyheiten auch seiner Prosa verstattet. Sollte es in der That ein Gewinn für unsere Prosa seyn, künftighin mit Herrn Voß zu schreiben: „Marcus Antonius hierauf, nachdem er seit der philippischen Schlacht 712. fast unthätig bey der schönen Kleopatra verweilt, begegnete der entflohenen Fulvia“ — — (S. 164.) oder: „Einen solchen bekennt sich Asinius Pollio“ (S. 160.) — oder: „Properz meldet, daß die nachmaligen Schmähungen des ungezüchtigten Anser der mantuanische Schwan, seiner selbst würdig, durch Stillschweigen verachtet habe.“ — lauter Wortfügungen, die, wenn sie ohne Widerspruch zugelassen werden dürfen, jedem andern Latinismus den Weg bahnen müssen, und demnach zu einer gänzlichen Umschaffung der deutschen Sprache nach lateinischer Syntax berechtigen.

Die Uebersetzung selbst lehnt sich überall an das Original, wie der deutsche Text an den gegenüber stehenden lateinischen. Noch gut, daß dieser gegenüber steht, damit man sich, wegen so mancher dunkeln Stelle der Uebersetzung, gleich mit einem Blicke auf das Original Rathes erholen kann!

Wie viele werden es wohl, ohne diese Hülfe, verstehn, wenn der Uebers. II. 4. 5. sagt:

> Wo dies ungeordnete einsam
> Bergen umher und gehölzen mit nichtigem eifer
> er ausrief.

In

In der That, bis auf einige Einschiebsel, die die Unmöglichkeit der Ausführung des einmal gefaßten Vorsatzes zeigen, Wort für Wort das Virgilische

ubi haec incondita solus
montibus et silvis studio jactabat inani.

aber im Original verständlicher und klärer. Incondita erklärt Herr Voß in den Anmerkungen ganz richtig von den ungekünstelten Ergießungen der Leidenschaften; aber drückt, dies Ungeordnete diesen Gedanken vollkommen aus? Beschränkt nicht der Begriff der Ordnung den Gedanken des Dichters, der überhaupt einen kunstlosen Gesang verspricht, über Gebühr? Ist nicht eifer für studium in diesem Zusammenhange zu stark? und erfordert nicht endlich Bergen und Gehölzen hier den bestimmten Artikel vor sich? Herr Voß hat es sich oft erlaubt, den Artikel wegzuwerfen, und sich so eine Schwierigkeit aus dem Wege geräumt, welche jeder Versifikator sehr oft unbequem und beschwerlich gefunden hat. So läßt er I. Ecl. 27. den Tityrus auf die Frage

Was so wichtiges denn hat Roma zu sehn dich beweget?

antworten:

Freyheit! welche doch spät nach mir entkräfteten umsah.

Wo Freyheit als Ausrufung unstatthaft ist. Ganz unverständlich werden, theils um dieser Licenz, theils

theils um anderer Ursachen willen, in der II. Ekl. 58. 59. die Verse:

Weh, o weh, was wollt' ich mir elenden? Blumen den Südwind
Liess ich betäubter hinzu und dem lauteren quelle die Eber.

Wer mag hier rathen, ob der Dichter, dem wahrscheinlich die Furcht vor dem Gemeinen und dem allgemein verständlichen Unterdrückung des Artikels rieth, die, der oder den Blumen gemeynt habe, wenn er nicht wiederum Schleichhandel mit dem Originale treiben will? Denn dieses sagt ihm freylich mit großer Klarheit:

Heu, heu, quid volui misero mihi? Floribus austrum,
Perditus, et liquidis immisi fontibus apros!

In demselben Gesange (V. 21.) rühmt Korydon seinem Geliebten die Menge seiner Schaafe:

Tausend schwärmen mir Lämmer umher, auf sikulischen Bergen.

wo man, wenn einmal diese Trennung des Beywortes von dem Hauptworte vergönnt ist, mit noch größerer Annäherung an die Wortfolge und selbst an den Rhythmus des Originals, lesen könnte:

Tausend umher auf sikulischen Bergen schwärmen mir Lämmer.
Mille meae Siculis errant in montibus agnae.

Meh-

Mehrere Beyspiele des Unverständlichkeit bietet die vierte Ekloge an. Wir wollen nur eine Stelle, welche vieles enthält, ausheben: V. 8 — 17.

Sey nur dem kommenden knaben, *dem* erst die eiserne abart
Endet, und rings aufblüht ein goldnes geschlecht *durch* das weltall,
Sei, o keusche Lucina, ihm hold; schon herrscht dein Apollo.
Dir wird sogar, dies heil des Aeons, *dir Konsul*, beginnen,
Pollio, und allmählig die grossen Monden hervorgehn.
Deiner macht, wenn etwa noch spuren sind unsers frevels,
Werden sie schwindend befrein vom ewigen schrekken die länder.
Jener wird göttliches leben empfahn und schauen mit göttern
Untermischt die heroen, und selbst erscheinen mit jenen.

Tu modo nascenti puero, quo ferrea primum
Desinet, ac toto surget gens aurea mundo,
Casta, fave, Lucina: tuus jam regnat Apollo.
Teque adeo, decus hoc aevi, te Consule, *inibit*,
Pollio, et *incipient* magni procedere menses:
Te duce, si qua manent sceleris vestigia nostri,
Irrita perpetua solvent formidine terras.
Ille deum vitam accipiet, divisque videbit
Permixtos heroas, et ipse videbitur illis.

Ein Beyspiel aus der Xten Idylle mag diese Sammlung, die wir je eher je lieber endigen, beschließen. Hier heißt es V. 37 — 40.

Wenigstens möchte nun Phyllis mein herz, und möcht' es Amyntas,
Oder *was immer* durchglühn (*was mehr, sey auch* bräunlich Amyntas?
Dunkel ja sind die violen, es sind die vaccinien dunkel)
Ruht' ich umarmt im weidicht, umarmt im geflechte des weinstocks.

Certe, sive mihi Phyllis, sive esset Amyntas,
Seu quicunque furor (quid tum, si fuscus Amyntas?
Et nigrae violae, sunt et vaccinia nigra!)
Mecum inter salices, lenta sub vite jaceret.

Bey so zahlreichen, in die Augen springenden Sonderbarkeiten, bemerkt man mit Vergnügen und Bewunderung den Fleiß, mit welchem Herr Voß seine Verse feilt, das zarte Gefühl, womit er jede Schönheit der Versifikation seines Originals auffaßt, und die so oft gelungene Bemühung, den Numerus, die sanfte Verschmelzung, die absichtliche Härte oder Weichheit eines Verses nachzubilden, und man beklagt es oft, mitten in dem Genuß numeröser Sanftheit durch eine grammatische Härte, schwebender Sylbenbewegung durch einen schwerfälligen Ausdruck, concinner Verschlingungen der Füße durch eine gewaltsame Verbindung der Worte gestört zu werden.

Nichts

Nichts ist schöner und dem Ohr schmeichelnder als die Weichheit und Anmuth des Numerus im folgenden Gemählde des goldenen Weltalters (IV. 26 — 30.).

Doch, wann heldengesang nunmehr und thaten des vaters
Du zu lesen vermagst, und was tugend sey, schon erkennen;
Wird mit sanfter ähre die flur allmählich sich gilben,
Selbst den wildernden dorn umhängt rothblinkend die traube,
Und auch starren eichen enttropft der thauigte Honig.

wo nur das harte enttropft — Herr Voß liebt die Zusammensetzungen mit ent — den Wohllaut stört. Aber der, welchem die leichte, und freye Bewegung der Sprache wenigstens eben so viel gilt, als die leichte und freye Bewegung des Verses, und der die grammatische Richtigkeit der metrischen gleichschätzt, wird sich hier durch die fehlerhafte Wortfügung — du vermagst zu lesen und schon erkennen statt zu erkennen; so wie durch die, der Klarheit nachtheilige Ausweichung aus der künftigen in die gegenwärtige Zeit — umhängt — enttropft — pendebit — sudabunt — in seinem Genuß gestört fühlen. — Seltener sind Stellen, wie folgende (I. Ecl. 51 — 57.); wo man jede Forderung befriedigt findet:

O glückseliger greis, hier zwischen vertraulichen bächen,
Und an heiligen quellen erfrischt dich schattige kühlung.
Dort der zaun, der hinab an benachbarter grenze des feldes
Stets hybläische bienen in weidenblüte bewirthet,
Tönt mit leisem gesumse dich oft in gemächlichen schlummer:
Hier am hangenden fels singt hoch der scherende winzer;
Während indeſs dein liebling, die heisere taube des waldes,
Rastlos girrt und die turtel vom luftigen wipfel der ulme.

oder folgende (II. 45 — 51.) wo mannigfaltige Schwierigkeiten glücklich besiegt sind:

Komm, liebreizender knab' o komm! Dir tragen die nympfen
Lilien, schau! in körbe gedrängt; die weiſse najade
Pflückt dir helle violen und Prachtmohn; auch den narcissus
Fügt sie darein und die blume des lieblich duftenden dilles;
Zeilandlaub auch reiht sie, und andere würzige kräuter,
Sanfter vaccinien bläue mit ringelblumen vergoldend.
Ich will grauliche quitten mit zarter wolle dir sammeln.

oder

oder endlich die schöne Nachbildung Theokrits (IX. 39 — 43.)

Komm hieher, Galatea, was soll das spiel in den wogen?
Hier ist purpurner lenz; hier streuete bunt um die bäche
Mancherlei blumen die flur; hier ragt die silberne pappel
Ueber die grott', und es flechten die biegsamen reben ein laubdach!
Komm hieher; lass tobend die flut das gestade bestürmen!

Die erklärenden Anmerkungen sind, wie schon der Umfang des Buches errathen läßt, außerordentlich zahlreich. Alles, was einer Erklärung bedürftig schien, ist mit Genauigkeit, oft mit Scharfsinn, oft aber auch mit Spitzfindigkeit und fast immer, besonders bey ganz bekannten Dingen, mit übertriebener Weitschweifigkeit erläutert. Zu den feinsten Anmerkungen gehören diejenigen, welche über die Bildung der Virgilischen Verse eingeschaltet sind. So wird zu III. 55 — 59. bemerkt, daß dieses kurze Frühlingsgemählde seinen Wohlklang den ababwechselnden, mit flüßigen Vokalen austönenden Consonanten und der schön geordneten Bewegung vollschwebender Längen verdanke. Zu IV. 49., in dem Verse Cara Deûm suboles, magnum Jovis incrementum, drücke der langsame Ausgang, mit dem weitschreitenden Doppelspondeus, feyerliche Würde aus. Er setzt hinzu:

„Wer den Alten es vorwirft, wenn gewichtvolle Wörter, wie Διος und Jovis, in zwey Kürzen hinhüpfen, der vergißt, daß bey jenen nicht, wie im Deutschen, Zeitdauer und Tonhebung vereinigt war, und daß auch bey kürzerer Dauer eine Sylbe bald, wie in der Musik, durch Höhe des Tons, bald durch abstoßenden Druck des Wortsinns, sich ausnehmen konnte.“

In den Erklärungen weicht Herr Voß oft von seinen Vorgängern ab, oft kehrt er auch zu den Erklärungen der alten Grammatiker zurück, deren antiquarische, historische und allegorische Erläuterungen er oft gegen die spätern in Schutz nimmt. Wenn es am Ende der IV. Ecl. heißt: — cui non risere parentes

Nec Deus hunc mensa, Dea nec dignata cubili est.

so haben dieß einige Alten auf den Gebrauch gedeutet, bey der Geburt edler Knaben in dem atrium, neben dem Lager der Juno Lucina, auch einen Tisch für den Herkules, den Gott der Stärke, hinzustellen, damit er das Kind zu männlicher Tugend einweihe. Andere haben andere alte Gebräuche hierher gezogen; aber Ruäus verließ diesen Weg, und gab den Worten des Dichters diesen Sinn: Wen seine Aeltern nicht anlächeln, der wird nicht, wie dem Knaben V. 15. verheißen wird, zum Range der Götter erhoben werden; Jupiter wird ihn nicht seiner Tafel, keine Göttin, wie Hebe den Her-

Herkules, ihres Bettes würdigen. Dieser Erklärung stimmt Herr H. bey, mit dem Zusatze, — „sie sey eben so einfach als wahr." Herr Voß welcher ihr das Verdienst des Sinnreichen nicht abspricht, kehrt dennoch zu jener antiquarischen zurück, indem er einwendet, statt dignata est müsse, wenn Ruäus Meinung statt finden soll, dignatur oder dignabitur stehn; und man müsse beweisen, daß die von den Grammatikern angeführte Sitte nicht statt gefunden habe. Was aber das erste anbetrift, so scheint dignata est, gar wohl, nach Art eines Aoristi, statt der gegenwärtigen Zeit (dignari solet) gesetzt werden zu können; und das zweyte ist nicht nothwendig, da die Sitte vorhanden seyn konnte, ohne daß der Dichter gerade darauf Rücksicht nahm. Die alten Grammatiker wollten dergleichen Dinge nicht umsonst wissen, wie Herr Voß selbst VI. 22. S. 299. bemerkt, wo, wenn Aegle dem Silen das Gesicht mit Maulbeeren roth färbt, jene an eine Ehrenbezeugung dachten, weil sie nicht umsonst wissen wollten, daß man vordem Götter und triumphirende Feldherrn, später auch die Feldgötter, roth schminkte. Daß sich aber, wie Herr Voß meynt, die Erklärung der Grammatiker vor der andern, die uns, zwar minder gelehrt, aber um vieles geistreicher und poetischer dünkt, als natürlicher hervordränge, können wir wenigstens nicht wahrnehmen, da sie uns nicht einmal einen bestimmten Sinn zu geben scheint. Daß Herkules einen Knaben, dem seine Aeltern nicht lächelten, nicht an seinen Tisch zulasse, könnte auf

die Verweigerung heroischer Eigenschaften gedeutet werden; aber was kann das heißen, daß Lucina, die Geburtshelferin, ihm nicht zu ihrem Bette zu treten, oder ihr Bette zu besteigen (in cubile recipere) erlaubt? Was hat der gebohrne Knabe mit der Lucina zu thun? oder kann das Gedeihen des Kindes, das vielleicht noch auf die Rechnung jener Göttin geschrieben wurde, durch die Annäherung an ihr Lager bezeichnet werden? Soll aber vielleicht die Annäherung an den Tisch und das Bette nicht von der des Knaben, sondern der zu Hülfe gerufenen Gottheiten verstanden werden, so ist wiederum nicht abzusehen, wie die Lucina ihre Gegenwart (ihr Herantreten zu dem bereiteten Bette, als Symbol ihrer bereitwilligen Hülfe) erst dann versagen könne, wenn der Knabe schon gebohren ist, und seine Aeltern ihm nicht gelächelt haben.

Beyspiele allzuweit gesuchter Auslegungen bietet dieser Commentar mehrere dar. Wir wollen nur wenige anführen. Daß Herr Voß in der fünften Ekloge den Daphnis, dessen Tod und Vergötterung besungen wird, für den ermordeten Cäsar erklärt, hat er mit den alten Auslegern gemein, mit denen er auch in der allegorischen Ausdeutung einzelner Verse (wie Formosi pecoris pastor formosior ipse von dem tugendhaften und körperlich schönen Fürsten eines zur Tugend reifenden Volkes) übereinstimmt. Aber eigenthümlich scheint es ihm zu seyn, wenn er das gewöhnliche Bild aus der Vorstellung des goldenen Weltalters

Nec

Nec lupus insidias pecori, nec retia cervis
Ulla dolum meditantur:

dahin erklärt, daß das römische Volk durch die zahmen, die bezwungenen Nationen durch die wilden Thiere bezeichnet würden. „Jetzt also, fährt der Commentator fort, unter der friedlichen Obhut des vergötterten Cäsars, sind die römischen wehrlosen Bürger vor dem Angriff raubgieriger Völker aus den Provinzen (der Gedanke an römische Anführer und mitkriegende Bürger wird entfernt), und die unschädlichen dienenden Völker sind vor den Erpressungen römischer Befehlshaber gesichert.“ Ohne Zweifel werden die meisten unserer Leser es schon ziemlich gewagt finden, den verschleyerten Sinn des Dichters mit so vieler Gewißheit enthüllen zu wollen; aber die Spürkraft des Commentators geht noch weiter. Er setzt hinzu: „Eine fein geäußerte Ermahnung an die blutdürstigen Triumvirn, ihrem vergötterten Cäsar, der den Jammer des Bürgerkriegs, wie Florus sagt, durch Wohlthätigkeit aufwog, nachzuahmen, und von der gedrohten Ackervertheilung abzugehn.“

Mit ähnlicher Spürkraft erräth Herr Voß die geheimen Gedanken unsers Dichters in der neunten Ekloge V. 55. lupi Moerim videre priores — indem er glaubt, daß man dem Möris wohl, wie dem Sokrates, eine spöttische Anwendung des Sprüchworts auf den unerwarteten Einbruch des raubbegierigen Soldaten zutrauen dürfe; so wie er

auch schon vorher V. 25. bey einer wörtlich aus dem Theokrit übersetzten Stelle, eine schalkhafte Anwendung auf einen Gegenstand, der in der That nicht zu schalkhaften Anwendungen einladete, o[illegible]eh will. So meynten aber auch schon die überall allegorisirenden Grammatiker, denn einer sagt: Theocriti sunt versus, verbum ad verbum translati, sed tamen Virgilii negotium continentes. Nam allegoricôs imperat suis, ut rem tueantur, nec tamen audeant contra Arii praeceptum venire. „Der Dichter wenigstens, sagt Herr Voß, da er die Stelle in solcher Verbindung anführen läßt, scheint nicht eben verhüten zu wollen, daß Varus, oder vielmehr Cäsar Octavianus, bey dem stößigen Bock mit Lächeln an den grimmigen Veteran denke.“ Daß die Verbindung des Angeführten mit dem Vorhergehenden oder Folgenden zu dieser, auf gar keinem haltbaren Grunde beruhenden Ausdeutung berechtigte, können wir für unsre Person nicht entdecken.

Eine Herrn Voß ganz eigenthümliche Meinung ist das, was er über diejenigen Verse in den Eklogen sagt, welche sich auch in der Ciris finden, einem Gedichte, das er mit mehrern Gelehrten dem Gallus, einem Zeitgenossen und Freunde Virgils, beylegt. Er zweifelt nicht, daß Virgil sie vom Gallus entlehnt habe; aber nicht aus Armuth an eigener Erfindung, sondern aus Gunstbezeugung, aus zärtlicher Freundschaft. Dieß ist, ohne Zweifel, das einzige Beyspiel eines Plagiats — denn

Ver-

Verwebung des fremden Eigenthums mit dem seinigen, Zueignung ohne allen Fingerzeig auf den wahren Eigenthümer, ist Plagiat — welches aus Freundschaft begangen worden. Dieser Beweis von freundschaftlicher Achtung aber ist in diesem Falle um desto merkwürdiger, da er von einem noch wenig berühmten Dichter gegeben wurde, und so als ein starker Einwand gegen die bekannte jungfräuliche Bescheidenheit Virgils gebraucht werden könnte.

Die Sprache in diesen Anmerkungen ist fast überall etwas steif und ungelenk; aber, wie man wohl sieht, zum Theil wenigstens aus freyer Wahl. Hin und wieder versucht es der Verfasser zu scherzen; aber ohne Erfolg: pauca ejus admodum dicta, nec sane ceteris ejus virtutibus respondentia, palam ostendunt, non displicuisse illi jocos, sed non contigisse.

VIII.

Griechische Vasengemälde. Mit archäologischen und artistischen Erläuterungen der Originalkupfer Herausgegeben von *C. A. Böttiger. Erster Band. Erstes Stück.* 160 Seiten (nebst einem Hefte mit drey Kupfern.). *Zweytes Stück.* 232 Seiten (nebst sieben Kupfern). Weimar, im Verlag des Industriecomtoirs. 1797 und 1798. 8vo.

Jedermann kennt den Eifer, mit welchem der Ritter Hamilton, während eines mehr als sechs und zwanzigjährigen Aufenthaltes in Neapel, alle seine Muße auf das Studium des Alterthums und die Sammlung der kostbaren Ueberbleibsel desselben gewendet hat. Aus allen Kräften beförderte er Nachforschungen, welche in dieser Rücksicht veranstaltet wurden, und scheute keine Kosten, wenn es darauf ankam, sein Cabinet mit einem schönen Kunstwerke zu bereichern, oder es den Händen unverständiger Besitzer zu entreißen. Durch diesen

Eifer

Eifer gelang es ihm, jene berühmte Sammlung alter Gefäße zusammen zu bringen, welche Hancarville in vier Foliobänden beschrieben und das brittische Museum für 8000 Pfund an sich gekauft hat. Kaum hatte er diesen Schatz aus den Händen gegeben, als er von neuem anfing zu sammeln und wiederum über vierhundert Gefäße an sich kaufte, die an Schönheit den frühern nicht nachstanden. Da Hancarvilles Abbildungen und Beschreibungen zu kostbar waren, um, wie Hamilton wünschte, zur Beförderung des guten Geschmacks von Künstlern benutzt zu werden, beschloß der Ritter diese Sammlung, auf eine zweckmäßigere Weise, nur in bloßen Umrissen, aber mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit abbilden zu lassen, wobey er zugleich die Hofnung hegte, durch sein Beyspiel noch andere ähnliche Bekanntmachungen zu bewirken, und so das Publicum in den Besitz einer Menge von Zeichnungen zu setzen, die sich auf den Vasen theils in der königlichen Sammlung, theils in einzelnen Privatsammlungen, besonders zu Nola, befinden. Die Aufsicht über dieses Werk vertraute er dem Director der königlichen Mahlerakademie, Herrn Tischbein, an, der selbst einen großen Theil der Ausführung übernahm. Unter seiner Aufsicht wurden mehrere dieser Gemälde wohl zehnmal gezeichnet und dreymal in Kupfer gestochen, ehe sie den Kennern völlig Genüge thaten. „Ich meines Theils, schrieb er an seinen Freund (I. S. 60. f.) habe mir so viele Mühe gegeben, als in meinem Vermögen war, das Simple und Gei-

stige

stige der Originale getreu nachzuahmen, damit die Welt von diesem Schatz etwas Getreues hätte.“ und weiter hin: „Ich habe diese Bemühung vorzüglich aus Liebe zu meinen Landsleuten übernommen, damit sie in Ermangelung der Originale doch etwas sehr Treues vor Augen haben könnten. Von dieser Treue können sie ganz versichert seyn, und daß Tag und Nacht mit Geist und Händen daran gearbeitet worden ist. — Das Hancarvillische Werk ist verkünstelt und unrichtig. Das von Passeri ist erbärmlich. Es kann niemand das Schöne in diesen Zeichnungen erkennen, der nicht vorher ein ernstliches Studium nach den großen, vollkommenen griechischen Statuen gemacht hat.“

Dieses Werk ist in vier Bänden erschienen mit Anmerkungen des russischen Legationsraths von Italinsky, welcher sich dieser Arbeit aus Liebe zur Kunst unterzog *). Da es aber auch in dieser Gestalt für den deutschen Künstler, Antiquar und Gelehrten überhaupt noch immer zu kostbar war, so ließ sich Herr Tischbein bewegen, eine Anzahl der schönsten Originalabdrücke an das Industrie-Comtoir in Weimar abzulassen, welches die-

*) Collection of Engravings from ancient Vases mostly of pure greeck workmanship discovered in Sepulchres in the Kingdom of the two Sicilies during the course of the years 1789 and 1790. now in the possession of Sir W. Hamilton. Published by Mr. William Tischbein, Director of the Royal Academy of painting at Naples 1791. in royal folio.

dieses, mit einem neuen Texte, in einzelnen Lieferungen ausgiebt. Bis jetzt sind deren zwey erschienen. Es ist zu erwarten, daß sich alle Freunde der Kunst und klassischen Literatur beeifern werden, ein Werk zu unterstützen, das sich durch seine Schönheit, die Sorgfalt mit der es gearbeitet worden, und durch die Reichhaltigkeit der beygefügten Erklärungen vor allen seines gleichen empfiehlt.

Der Commentar über die vor uns liegenden neun Vasengemälde bedarf keiner besondern Empfehlung. Wem die Fülle und Ausdehnung der Gelehrsamkeit, der Fleiß und Scharfsinn seines Verfassers aus dessen frühern Arbeiten nicht unbekannt ist, wird auch hier etwas Vorzügliches erwarten. Und in der That sind schon in diesen beyden Heften so viele antiquarische Gegenstände von größerer und geringerer Wichtigkeit zur Sprache gebracht, so viele Erläuterungen über die mannichfaltigsten Dinge, und so viele bedeutende und fruchtbare Winke gegeben, daß man mit allem Rechte erwarten darf, in dem Fortgange dieses Werkes nicht nur eine Gallerie der wichtigsten Fabeln des Kunstgebietes, sondern zugleich ein reichhaltiges Repertorium über das Meiste, was je über die Kunstgeschichte — im weitesten Sinne des Wortes — geschrieben worden ist, mit einer Menge neuer Bemerkungen vermehrt, zu erhalten.

Der erste Heft enthält die Zueignungsschrift des Ritter Hamilton an die Alterthumsforschende Gesellschaft in London, deren Mitglied er ist, mit einigen Zusätzen des Herausgebers, und zunächst

Ha-

Hamilton's Einleitung über das Studium der antiken Vasen und die daraus entspringenden Vortheile für Künstler und Kunstliebhaber. Die artistische Wichtigkeit der Vasengemälde, meynt der Ritter, sey bis jetzt zu sehr vernachlässigt worden. Die Gelehrten, welche sich zuerst um dieselben verdient machten, sahen sie immer nur als etrurische Kunstwerke an, und hielten daher die Zeichnungen auf denselben mehr für rohe Versuche einer noch unmündigen Kunst, als für das, was so viele von ihnen unleugbar sind, für Meisterwerke einer vollendeten Fertigkeit. Hamilton sah zuerst ein, daß man den Gedanken an etrurische Kunstwerke aufgeben müsse. Auf mehrern dieser Vasen befindet sich griechische Schrift; und alle schönern Gefäße dieser Art sind nicht in dem ehemaligen Etrurien, sondern in dem Königreiche beyder Sizilien gefunden worden. Alle seine Untersuchungen führten ihn zu der Ueberzeugung, daß alle diese Vasen, besonders aber die, welche den Inhalt dieses Werkes ausmachen, griechischen Pflanzstädten zugehörten, die entweder aus Chalzis oder aus Athen in diese Gegenden kamen, sich zuerst auf der Insel Ischia niederließen, die wegen der dortigen Fabriken irdner Gefäße den Nahmen Pithekusa erhielt, dann aber wegen häufiger Erdbeben und vulcanischer Ausbrüche sich auf der Küste des festen Landes anbaueten, Kumä, Neapel, Nola gründeten und über das ganze Königreich Neapel ausbreiteten. Die Schönheit und Zierlichkeit der Zeichnungen auf den Vasen, die Uebereinstimmung einiger in Atti-

ka gefundener mit den Kampanischen, die griechischen Inschriften und die griechische Architektur, die man auf ihnen findet, erheben die Meinung zur Gewißheit. Dabey leugnet indessen der Ritter Hamilton nicht, daß etrurische Künstler, welche bey griechischen in die Schule gegangen waren, einige dieser Vasen sowohl, als einige Münzen etrurischer Städte in Kampanien gearbeitet haben können. Daher könnte sich bey den Münzen der sonderbare Umstand erklären lassen, daß sie etrurische Umschriften und griechische Figuren haben. Allein dann ist diese entlehnte Kunst auch in der Hand des etrurischen Meisters doch nur griechische Kunst, und diese war in den Colonien des untern Italiens vielleicht früher zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht worden, als in dem Mutterlande selbst. Dieser letztern Hypothese tritt Herr Böttiger bey, und verspricht sie in der Folge zu einem Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben, wobey kaum noch ein Zweifel statt finden werde.

Alle diese Vasen werden in Gräbern gefunden; doch ist die Zahl, Größe und Schönheit derselben sehr verschieden und richtet sich wahrscheinlich nach dem Stande der hier begrabenen Person. In den größern Gräbern, dergleichen eines bey dem ersten Hefte der Kupfer (nach Hancarville im Discours préliminaire T. II. S. 57.) abgebildet ist, pflegen sie am zahlreichsten und schönsten zu seyn. Sie stehen um ein unverbranntes Skelet herum, und enthalten niemals Asche, daher es ganz ungegrün-

det ist, wenn man ihre Bestimmung in die Aufbewahrung der Ueberbleibsel der Todten setzt. Diese Bestimmung kann nicht mit völliger Gewißheit angegeben werden. Indeß bleibt es immer die allerwahrscheinlichste Muthmaßung, daß sie eine religiöse Beziehung hatten, und nur in die Gräber solcher Personen gesetzt wurden, die in die Mysterien des Bacchus und der Eleusinischen Ceres eingeweiht waren, worauf auch die Gemälde auf den Vasen gewöhnlich anspielen.

In Rücksicht auf die Kunst sind die Zeichnungen auf diesen Gefäßen, nach Hamiltons Urtheil, um desto wichtiger, da man sich aus ihnen allein eine Vorstellung von dem Geiste der alten griechischen Künstler, ihren Ideen und deren Ausführung machen kann. Sie sind beynahe die einzigen Ueberbleibsel altgriechischer Zeichenkunst, und, ob man sich gleich kaum denken kann, daß man in den Thonfabriken immer Künstler vom ersten Range zu diesen Arbeiten gebraucht haben werde, so ist doch auf einigen der Umriß so vollkommen, und die Composition so rein, zart und leicht, daß man zweifeln dürfte, ob Raphael unter denselben Umständen die Sache besser gemacht haben würde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Gemälde Copien von den Werken großer Meister sind, die aus dem Mutterlande herübergebracht wurden und die Thonfabriken in den Stand setzten, sich zu einer solchen Vollkommenheit in der Zeichenkunst zu erheben. Diese Hypothese wird um desto wahrscheinlicher, da wir

auf

auf diesen Vasen so viele Gegenstände behandelt sehen, die nach dem Zeugnisse des Pausanias auf sehr vielen Gemälden zu sehen waren. Es fällt in die Augen, wie sehr die Vasengemälde, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, an Wichtigkeit gewinnen. Die Meisterstücke der alten Maler Griechenlands sind also nicht ganz verloren! wir haben wenigstens noch ihre Copien, in denen wir die Ideen ihrer Urheber studieren können.

Ein anderer Umstand, durch welchen sie wichtig werden, ist folgender: Die meisten dieser Vasen scheinen mit den Bacchusfeyerlichkeiten in einer gewissen Verbindung zu stehen, und neun Zehntheile derselben geben uns auch in ihren Vorstellungen Bacchische Figuren und Attribute. Das besondere Verdienst dieser Sammlung besteht also darin, daß die Vorstellungen darauf nicht aus den gewöhnlichen Bacchanalien, sondern aus der Ilias und Odyßee, oder aus der Mythologie und Sagengeschichte des ältesten Griechenlands genommen sind. Einige Vasen geben auch Abbildungen der alten Gymnastik. Daß diese letztern aber zu Kampfpreißen bestimmt gewesen, oder daß man überhaupt irdne Vasen als Preiße ausgesetzt habe, wie Hamilton glaubt, findet Hert Böttiger aus triftigen Gründen nicht wahrscheinlich.

Der Umstand, daß die größern und schönern Vasen immer nur auf einer Seite mit Sorgfalt gemalt sind, läßt vermuthen, daß sie gleich anfänglich

lich bestimmt waren, auf Repositorien aufgestellt zu werden. Vasen von einer gewissen länglicht schmalen Form haben nicht einmal einen Boden. Endlich ist noch zu bemerken, daß fast jede Vase auf eine gewisse Höhe berechnet war, und daß daher die Schönheit ihrer Formen und Gemälde größtentheils davon abhängt, daß man sie von unten hinauf ansieht. Auch dieß dient zum Beweis, daß sie zum Aufstellen auf heiligen Schaugerüsten, wahrscheinlich in den Häusern der Personen, in deren Gräbern sie jetzt gefunden werden, bestimmt gewesen sind.

Nach einigen Briefen von Tischbein und Meyer, die wegen der Mannigfaltigkeit des Inhaltes keinen Auszug erlauben, folgt eine Abhandlung des Herausgebers über die Arabesken, die sich auf Vasen zu finden pflegen und von denen auf der dritten Tafel des ersten Heftes einige Proben gegeben sind. Herr Böttiger legt sich hier die Beantwortung folgender Fragen auf: was von diesen Blumeneinfassungen auf Vasen zu halten sey? Wie man auf diese Idee kam, und wie sie mit der bekannten Arabeske zusammenhängen, deren Ausartung in dem Zeitalter Augusts den Unwillen Vitruv's reizte?

Ursprünglich und gewöhnlich ist die Vasenarabeske nichts anders als eine Einfassung, welche oben und unten das mitten inne stehende Gemälde einschließt und von der ganzen übrigen Fläche absondert. Der Rahmen eines Gemäldes, die Verzierung

dirung eines Kleides, das Laubwerk auf den Vasen dankt seine Entstehung dem Bedürfniß, das Einzelne als ein Ganzes aus der Masse herauszuheben. Am häufigsten brauchte man zu dieser Absicht, bey Gegenständen von sehr verschiedener Art, die schönen Ranken und Blüthen des Akanthus, (acanthus sativus, Aechte Bärenklau,) den Epheu und eine Gattung von Farrenkraut, womit man den Rand vorzüglich der flachern Schaalen und Schüsseln einzufassen pflegte. Nachdem die Sticker und Tapetenwirker diesen Gebrauch eingeführt und die Verfertiger metallner Gefäße ihn nachgeahmt hatten, führten ihn auch die Thonarbeiter auf irdnen Gefäßen ein und verzierten den obern Rand derselben mit Blättern und Ranken. Um den untern läuft oft das was man einen Mäander nennt. Auch diese Art von Verzierung ist von Gewändern hergenommen. Sie besteht in einer zwiefach nebeneinander laufenden Doppellinie in einer labyrinthischen Verschlingung, die man mit Unrecht bisweilen für das Labyrinth selbst angesehn hat. Diese Verzierungen werden indeß nur uneigentlich Arabesken genannt. Aber auch die eigentliche Arabeske, welche Thiere und Menschen mit Blumen gattet, und auf die, wie Herr Böttiger glaubt, Horaz in dem Anfange der Epistel an die Pisonen anspielt, finden sich auf einigen der schönsten griechischen Vasen, deren Alter aller Wahrscheinlichkeit nach in die blühenden Zeiten der griechischen Kunst, oder doch in das Zeitalter der ersten Lagiden gesetzt werden muß, welches gegen die-

jenigen beweißt, welche die Arabeske für eine spätere Ausartung des Geschmackes unter den Römern halten. Die griechischen Maler aber konnten, nach Herrn Böttigers Vermuthung, auf einem dreyfachen Wege zu dieser Art von Verzierung kommen. Die erste war durch die orientalischen gewirkten Tapeten, in die schon in sehr frühen Zeiten groteske Thierfiguren mit Pflanzen zusammen eingewebt waren. Der zweyte war durch die Verzierungen der Architekten auf den Friesen und Zacken der alten Tempel. Endlich gab auch die üppige Phantasie der Metamorphosendichter, besonders den alexandrinischen Künstlern, reichlichen Stoff zu seltsamen Zusammensetzungen und unnatürlichen Vermischungen.

Das erste Gemälde in der Sammlung stellt Bellerophons Kampf mit der Chimärä vor. Die Vase, auf welcher es sich befindet, ist eine der schönsten und wohlbehaltensten, von beträchtlicher Höhe. Bellerophon schwebt auf dem geflügelten Pferde sitzend, gerade über dem Ungeheuer, das im Ganzen die Gestalt eines Löwen hat, aus dessen Rücken sich ein Ziegenkopf erhebt, und dessen natürlicher Schweif nur statt des Haarbusches mit einem Schlangenkopfe versehen ist. Bellerophon trägt einen Reisehut, um anzudeuten, daß er aus fernen Landen kömmt. Er hält einen Speer in der Hand, welcher eben das Thier in dem Rücken treffen wird; mit einem andern hat er schon den Hals der Ziege durchbohrt, welche dahin sterbend nach ihrem Sieger aufblickt. Zur Seite, als Zuschauer,

steht

steht Jobates, durch den langen Königsstab kenntlich, welcher, mit einem Ausdrucke des Erstaunens über die gelungene That, die Hand emporhebt; hinter ihm, mit contrastirender Ruhe, die Beschützerin des Helden, Minerva. Einzelne Merkwürdigkeiten an der Kleidung der vorgestellten Personen und dem geflügelten Rosse geben dem Commentator zu mancherley gelehrten Bemerkungen Veranlassung, die wir hier nicht weiter verfolgen wollen. Freunde des Alterthums und der Gelehrsamkeit werden hier das, was über diese, zum Theil sehr dunkeln Gegenstände bey den Alten vorkömmt, mit einem oft überraschenden Scharfsinne zusammengestellt finden, und was ehedem gleichsam als ein Geheimniß der Wortgelehrten vor profanen Augen verborgen war, durch die Klarheit der Auseinandersetzung überhaupt, und oft durch passende Vergleichungen mit ähnlichen Gegenständen der modernen Welt, zu jedermanns Kenntniß gebracht und nun erst in ein Gemeingut verwandelt sehen.

Ueber die Fabel selbst werden hier mehrere Bemerkungen beygebracht. Man muß in der Geschichte der griechischen Reiterey mehrere Epochen annehmen. Die eine, wo das Pferd überhaupt erst aus dem nördlichen Afrika nach Griechenland gebracht wurde. Denn es war dort anfänglich ein fremdes Thier. Aber von der ersten Einbringung des Pferdes bis auf die Zeit, wo man es zuzureiten lernte, verstrichen mehrere Jahrhunderte. Die wichtigste Epoche fängt mit der Erfindung des Zaumes an.

an. Der Rieter fliegt: die begeisterte Einbildungskraft sieht ihn bis zu den Wolken erhoben; sein Pferd ist nun kein irrdisches mehr. Solche Erfindungen aber sind ein Werk und eine Mittheilung der Götter. Wenn also Bellerophon als der Erfinder des Zaumes genannt wurde, so gesellte ihm das fromme Alterthum die Pallas zu und machte die Göttin zu seiner Lehrerin. Minder befriedigend wird die Fabel von der Chimäre erklärt. Das aufgezäumte Pferd gab dem Bellerophon ein großes Uebergewicht über seine Zeit. Mit seiner Hülfe reinigte er, als er in Lycien beym Jobates war, die benachbarten Gebirge von Löwen und wilden Thieren, von einem Räubervolke, den Solymern, und ihren Weibern, den Amazonen. Das dreyfache Abentheuer wurde, in der damaligen Bildersprache, durch ein aus drey Thieren zusammengesetztes Ungeheuer versinnlicht, unter denen die Ziege das Gegenbild der Amazonen war, indem das Alterthum alles, was auf Bergen herumklettert, mit Ziegen verglich. Die Chimäre selbst aber ist eine der ältesten Thierarabesken, und wurde in spätern Zeiten besonders ein Lieblingsgegenstand der Steinschneider, die daraus zum Theil ihre Gryllos zusammensetzten. — Eine Vergleichung mit andern Kunstwerken, auf denen die nämliche Fabel vorkommt, und eine Muthmaßung über die wahrscheinliche Bestimmung des erklärten Vasengemäldes — die aber eher ein sinnreicher Traum heißen möchte — beschließen diese Abhandlung.

Das zweyte Gemälde befindet sich auf einer Vase von gleicher Größe und Schönheit mit der vorhergehenden. Beyde wurden in Einem Grabe gefunden und haben also wahrscheinlich Einer Person angehört. Die Hauptfigur auf demselben ist ein Frauenzimmer, welches auf einem Lehnstuhl sitzt und von umherstehenden Personen bedient wird. Die Erklärer halten es für eine Braut, welche gebadet, gesalbt, geschmückt und beschenkt wird. Ein geflügelter Knabe hält ihren Fuß über eine zierliche Badeurne. Neben dem Knaben (Lutrophoros) steht eine Brautjungfer, welche der Braut eine Binde oder einen Gürtel darreicht, und zur Rechten und Linken zwey Jünglinge von großer Schönheit, die man für Brautführer, Paranymphen oder Nymphagogen, halten muß. Der eine derselben, welcher mit Myrten gekränzt ist, salbt die Braut aus einem Gefäße ohne Handhaben, Alabaster oder Onyx genannt, dessen wahre Gestalt man aus dieser Abbildung kennen lernt. Der zweyte Jüngling hält etwas dar, dessen Deutung unsicher ist, was Hamilton für eine Quitte hält, die man der Braut vor der Hochzeitnacht zu geben pflegte, Herr Böttiger aber, mit Passeri, für einen Opferkuchen erklärt. Der hohe Rang der Hauptperson wird durch die Höhe des Stuhls, vor welchem ein ausgeschnitzter Fußschemel steht, und einen über ihr ausgebreiteten Sonnenschirm angedeutet. Eben dahin müssen auch die goldnen Armspangen, die sie über beyden Händen trägt, bezogen werden.

In der Deutung dieses Gemäldes widerlegt Herr Böttiger zuerst die Vermuthung des Ritter Hamilton, welcher hier die Fortsetzung der Fabel des Bellerophon zu sehen glaubte, und trägt sodann seine eigene wahrscheinlichere Hypothese vor, daß hier nicht von einer Braut im eigentlichen Sinne, sondern von einer Matrone die Rede sey, die bey den Mysterien des Bacchus zur Libera (Gemahlin des Liber) erkohren, jetzt zu diesem geistlichen Schauspiel geschmückt und gebadet wird. Auch in Groß-Griechenland wurden an den Festen des Bacchus Schauspiele aufgeführt, die sich aber blos auf die Begebenheiten und Thaten des Liber und der Libera bezogen zu haben scheinen. Ein Mann spielte die Rolle des bärtigen Bacchus (Hebon), den man oft auf Vasen mit einem vornehmen Anstande und in prächtig gestickten Gewändern auf einem Throne sitzend erblickt. Ihm wurde eine Gemahlin aus einer der angesehensten Familien gewählt. Sie fuhr mit ihm in Prozession und lag ihm beym feyerlichen Gastmahle zur Seite. Jünglinge und Mädchen wurden in ihrer Gegenwart mit großem Pompe eingeweiht. Die vorzüglichste Unterstützung findet diese Hypothese in dem geflügelten Genius, welcher der Braut die Füße wäscht. „Ich habe, setzt Hr. B. hinzu, nach vielfältig wiederholter Betrachtung aller Vasenzeichnungen beym Montfaucon, Caylus, Demster, Passeri, Hancarville, und nun auch in dem neuen Tischbeinschen Werke, unter mehr als Einhundert Vasen, wo solche Genien vorkommen,

noch

noch keine einzige gefunden, die nicht auf ein wirkliches Bacchanal Beziehung zu haben schien."

Auf der Rückseite dieser Vase befindet sich das Gemälde der dritten Tafel, welches drey auf diesen Gefäßen, aber immer auf ihrer Rückseite, so häufig vorkommende Mantelfiguren zeigt. Der Sinn dieser Figuren ist dunkel und ungewiß. Den meisten Beyfall hat Passeri's Erklärung gefunden, welcher an vielen Stellen in seinen Picturis Etruscorum, die in den Mantel eingehüllten Jünglinge für solche erklärt, welche erst kürzlich in den Liberalien das Männergewand erhalten haben, die auf einen Stab gestützten Figuren aber für ihre Väter oder Erzieher, die ihnen jetzt die Regeln ihres neuen Standes bekannt machen. Herr Böttiger, welcher dieser Auslegung ehemals selbst Beyfall ertheilt und in seiner Abhandlung über den Raub der Cassandra und einem Programm De originibus Tirocinii apud Romanos, zu unterstützen gesucht hat, gesteht jetzt, daß sie auf so vielen erkünstelten Voraussetzungen beruhe, daß er sie nicht mehr für seine Ueberzeugung ausgeben könne. Er möchte daher jetzt lieber annehmen, daß man gar keine gelehrte Deutung in ihnen suchen müsse. Der Maler dachte sich vielleicht nichts weiter, als daß man doch die Hinterseite einer schönen Vase nicht ganz leer lassen müsse, und warf so die ersten die besten Figuren aus dem Volke, wie es sich täglich und stündlich auf öffentlichen Plätzen zeigte, mit leichten Umrissen hin. Und so ward diese Art von

Aus-

Ausfüllung nach und nach stehende hergebrachte Sitte. Wollte man aber bey der ersten Idee etwas mehr als das bloße Ohngefähr statt finden lassen, so könnte man zwischen den Vorstellungen auf der vordern Seite und jenen Volksfiguren eben ein solches Verhältniß denken, wie zwischen der Handlung eines griechischen Trauerspiels und dem Chor, welcher immer als ein Theil des an öffentlichen Orten versammelten Volkes gedacht werden muß. Herr Böttiger macht hiebey die allgemeine fruchtbare Bemerkung, daß der den Griechen gleichsam einheimische Kunsttrieb ihnen die Nothwendigkeit zeigte, nicht nur jeder Hauptfigur einige begleitende zur Seite zu stellen, sondern auch einer jeden merkwürdigen Handlung mehrere gleichsam nur symbolische Zuschauer und Theilnehmer zuzugeben. Homer schon bietet mehrere Belege zu dieser Bemerkung dar.

Die Bekleidung jener geheimnißvollen Figuren hat dem Verfasser zu einer kleinen Abschweifung über die Regeln des Anstandes im Kleiderumwurf bey den Alten Veranlassung gegeben. Die Griechen, welche auf äußere Zucht und Schicklichkeit in Bewegung mehr Werth legten, als man sich gewöhnlich einbildet, sahen das zierliche Umnehmen des Obergewandes als einen Beweis guter Lebensart an. Die Künstler ahmten das nach, was sie täglich vor Augen sahen, und so wie mit allmählicher Vernachlässigung der decora palaestra und der gymnastischen Uebungen die Wahrheit und

Schön-

Schönheit des Nackenden in den bildenden Künsten verloren ging, so wurde auch die Drapperie der Kunstwerke immer trockner oder aufgedunsener, wie orientalischer Luxus die Gewänder mit unnüzzem Gepränge überlud und nordische Trachten die freye Gliederbewegung einzuschnüren anfing.

Der Stock, welchen die mittelste dieser Mantelfiguren in der Hand hält, hat die Vermuthung erregt, daß sie einen Richter vorstelle, weil diese in Athen einen Stab als Zeichen ihrer Würde zu tragen pflegten. Herr Böttiger bemerkt dagegen, daß, wenn gleich das Tragen eines Stockes keine gewöhnliche Sitte zu Athen war, dennoch durch allerley Moden und Umstände Ausnahmen in der Regel erzeugt wurden. Man könnte hinzusetzen, daß die atheniensische Sitte hier überhaupt nicht sonderlich in Betrachtung kommen kann. Der Verfasser ist der Meinung, daß es den ersten Erfindern dieser Figuren mehr nur um Abwechslung der Stellungen und um einen schicklichen Gegensatz der Armbewegung, die durch das Halten eines Stabes eine eigne Richtung bekömmt, als um Andeutung eines besondern Verhältnisses der einen Figur zur andern, oder um Bezeichnung eines bestimmten Gebrauches zu thun gewesen sey.

Das vierte Gemälde zeigt einen jungen völlig gerüsteten Heros, mit einer Chlamys über dem linken Arm, mit welchem er die Lanze emporhebt. Ein rund gewölbter Schild ruht vor ihm, und sei-

ne Blicke ruhen nachdenkend auf einem Helm, den ihm eine weibliche Gestalt mit Flügeln und einem Heroldsstab in ihrer Linken reicht. Sie scheint die Iris zu seyn, die, von einem der höhern Gottheiten gesendet, dem Helden eine Rüstung bringt; wer aber dieser Held sey, ist ungewiß. Wegen des Drachen, den man auf dem Schilde sieht, räth Italinsky auf den Alkmäon, den Sohn des Amphiaraus, der, nach Pindar, (Pyth. VIII. 64.) dieses Insigne in seinem Schilde führte, welches aber allzu oft vorkommt, um eine gewisse Deutung darauf zu bauen. Der Panzer, mit welchem er bekleidet ist, gibt zu mancherley gelehrten Erörterungen Veranlassung, unter denen wir die Erklärung der Homerischen Stelle von dem Panzer Agamemnons (Il. XI. 19 — 28.) auszeichnen. Die Metallstreifen, deren Homer erwähnt, sind auch auf dem Panzer unsers Heros sichtbar; und wenn es dort heißt, drey bläuliche Drachen erhuben sich ihm, wie Regenbogen gegen den Hals zu, so versteht dieß Herr Böttiger von den Panzerklammern, die auf unserm Gemälde über beyde Schultern herabgehn und dort wahrscheinlich als Schlangen gebildet waren. Da sie aber die Schultern decken und beyde Theile des Panzers verbinden sollten, so mußten sie sich hinten über die Schulterblätter und vorn zur Brust herabkrümmen. In dieser Krümmung, nicht in den Farben, liegt der Vergleichungspunkt.

Wir übergehen einige gelehrte Bemerkungen über die Kleidung der Iris — interessante Bruch-

stücke

stücke einer rei vestiariae, aus alten Denkmälern erläutert — um einer neuen und sinnreichen Hypothese über den Caduzeus zu erwähnen, welchem hier ein besonderer Abschnitt gewidmet ist.

Herr Böttiger nimmt als ausgemacht an, daß die Gottheit, welche die Griechen Hermes, die Römer Merkur nannten, ursprünglich dem phönizischen Handelsverkehr mit den Griechen zugehörte. Er war der Nationalgott der Phönizier, und alle Künste des kaufmännischen Erwerbes erschienen den Griechen als seine Erfindungen. Zu jener Zeit, wo die betriebsamen Phönizier fast an allen Küsten des Mittelmeeres landeten, Bergwerke und Stapelplätze anlegten, brauchten sie ein deutliches sichtbares Zeichen, daß sie als Kaufleute, nicht als Räuber kämen. Nun ist unter allen Nationen ein grüner Zweig das natürliche Zeichen des Friedens gewesen. Diesen führte auch der Phönizier, indem er ein Zeichen hinzufügte, welches dem Kaufmann eigenthümlich war, die Form des Knotens nämlich, mit welchem das Alterthum, in Ermanglung der Schlösser und Siegel, Kisten und Ballen zu verwahren pflegte. (Odyss. VIII. 447.) Hierdurch erhielt der Caduzeus seine alte Gestalt, welche von griechischen Mythologen und Künstlern nach und nach in einen Stab mit zwey Schlangen umgebildet und somit immer mehr verdunkelt worden ist. Die Schlangen gaben den deutenden Gelehrten ein weites Feld sinnreicher Muthmaßungen, welches noch durch den Umstand erweitert wurde, daß sich

der

der so ausgeschmückte Stab in den Händen eines der vieldeutigsten Götter zu finden pflegt. * Aus den Blättern und Zweigen des Friedensstabes wurden Flügel. Unter den römischen Kaysern ward er eine Art von Reichsinsignie des Glücks und Ueberflusses; in spätern Zeiten aber Planetenzeichen und astrologische Hieroglyphe. Der goldene Stab erhielt sein Andenken in der sogenannten Wünschelruthe; der magische Knoten im sogenannten Nestelknüpfen. Aber merkwürdig bleibt es, daß Stab und Knoten vereinigt in tausend kaufmännischen Signaturen und Allegorien noch jetzt gerade das gilt, was seine ursprüngliche Bedeutung vor 3000 Jahren war.

Das fünfte Gemälde zeigt einen jungen Heros, mit einem Schilde am Arm, welches ebenfalls das Insigne einer Schlange hat, dem ein Alter die Rechte reicht. Der Alte wird durch das Diadem als ein König bezeichnet. Ein schmuckloser Mantel hängt über seine linke Schulter und in der Hand hält er ein anderes Zeichen seiner Würde, den Königsstab. Welches Heldenpaar hier vorgestellt werde ist ungewiß. An dem linken Fuße des jungen Mannes, oberhalb des Knöchels, sieht man eine Linie, von welcher Visconti Gelegenheit nahm, ihn mit einer Bildsäule des jungen Achilles zu vergleichen, welcher an derselben Stelle, aber am rechten Fuß, einen Ring trägt, dessen Ausdeutung viele Schwierigkeit hat. Italinsky erinnerte sich an den Jason, der bey einem Opferfeste des

Pelias

Pelias nur mit Einem Schuh erschien. Herr Uhden bemerkt dagegen, in einem beygefügten Briefe, daß die Vasenzeichner, welche besonders im Putz und Anzug der Figuren jede Kleinigkeit mit so ängstlicher Sorgfalt auszuführen pflegen, einen zum Verständniß der Vorstellung so charakteristischen Umstand, als der Schuh des Jason war, gewiß nicht blos durch einen Strich, der noch obendrein am unrechten Orte stände — denn der linke Fuß des Jason war unbeschuht — würden angedeutet haben.

Die Vorstellung auf dem sechsten Gemälde kann mit größerer Gewißheit gedeutet werden. Es ist Theseus, welcher auf seiner ersten Wanderung von Trözene nach Athen den sogenannten Fichtenbeuger (auch Sinis, der Bösewicht, genannt) tödtete. Die Geschichte selbst wird hier mit manchen fruchtbaren Winken über die von atheniensischen Dichtern absichtlich gesuchte Aehnlichkeit der Begebenheiten des Theseus mit den Thaten des Herkules erzählt und erläutert. Sinis, Sciron, Prokrustes, Damastes und Polypemon waren höchst wahrscheinlich nur verschiedene Nahmen eines einzigen Unholdes, den die Athenienser selbst allmählig in mehrere Personen theilten, um dadurch den Ruhm ihres Nationalheros zu verherrlichen. Der Fichtenbeuger wird hier durch den beygesetzten Baum und ein ganz eignes Symbol, einen Streif von Fichtenblättern, welcher längst dem Thierfelle, womit er bekleidet ist, herabläuft, kenntlich gemacht. Theseus

seus ist im Begriff, ihm das gezückte Schwert in die Seite zu stoßen. Die Fabel erscheint hier in ihrer ursprünglichen Reinheit. Von einem Zerreißen zwischen zwey niedergebeugten Bäumen ist noch nicht die Rede. Eine ähnliche Vorstellung derselben Fabel findet sich auch auf einer Vase der Vaticanischen Bibliothek bey Winkelmann, Monim. inediti. m. 98. nur mit dem Unterschiede, daß in dem Augenblicke, wo Theseus den Frevler mit dem Schwerte niederzustoßen droht, ein Begleiter des athenienfischen Helden mit einer Lanze auf ihn eindringt. Herr Böttiger vermuthet, daß beyde Vorstellungen aus Einem Originalgemälde verflossen sind.

Das siebente Gemälde stellt die Medea vor, mit zwey Töchtern des Pelias, denen jene das bekannte Mittel, ihren Vater zu verjüngen, anräth. Medea ist an dem Dolche, ihrem beständigen Attribute, kennbar. Die Fabel von der versuchten Verjüngung des Pelias selbst ist bisweilen von dem Gebrauche der warmen Gesundheitsbäder und ihrer restaurirenden Kraft, welche durch die Medea zuerst in Griechenland bekannt geworden seyn soll, bisweilen auch sogar von der Uebergießung gesunden Thierblutes in die Adern eines kranken Menschen gedeutet worden. Der Verfasser möchte sich die Sache lieber so denken: Medea hatte von irgend einem Schamanen der benachbarten caucasischen oder scythischen Nationen eine Salbe zu machen gelernt, der man besondere Kräfte zur Stählung des Körpers

pers beylegte, und mit welcher sie den Körper des Jason unverwundbar machte. Aus diesem Umstande glaubt er, daß die ganze Sage von den Verjüngungskünsten der Medea abgeleitet worden sey. Denn auch vom Jason sagt Lycophron, bey welchem sich eine so große Menge verschollener Fabeln erhalten hat, daß ihn Medea aufgekocht habe. Die nämliche Sage fand der Scholiast des Euripides beym Pherezydes und Simonides. Man erweichte vielleicht, um die Haut der Salbe desto besser zu eröfnen, den Körper vorher mit Dampfbädern, woraus nach und nach der Glaube entstand, daß in diesen Bädern eine ganz besonders stärkende, oder, welches gleichbedeutend war, verjüngende Kraft sey.

Herr Böttiger vermuthet, daß dieses Gemälde eigentlich zu den Vorstellungen dramatischer Situationen gehört habe, wo man aus wirklich aufgeführten Trauerspielen und Lustspielen Szenen abmalte. Vielleicht, meynt er, sehen wir hier eine Szene aus des Sophokles Pelias, vielleicht aber auch nur aus einem pantomimischen Tanze, wo die merkwürdigsten Mythen in Ballets vorgestellt wurden, vielleicht gar nur aus einem extemporirten Bacchanalsspiele, wie sie in den griechischen Städten Italiens aufgeführt wurden.

Auf dem achten und neunten Gemälde erblickt man einen jungen Heros mit dem Kranze auf

dem Haupte, dem Königsstabe in der linken, auf einem Thron- oder Stuhlwagen mit Rädern sizzend. Eine vor ihm stehende Fackelträgerin hat ihm in eine Schaale, welche er in der Hand hält, eine heilige Spende ausgegossen. Hinter dem Wagen steht, auf dem ersten Gemälde, ein reisefertiger Jüngling, mit dem Reisehute, der Chlamys und Reiseschuhen, auf der zweyten eine Frau mit dem Diadem und dem Zepter. Herr Böttiger tritt Tischbeins Meinung bey, daß hier ein Triptolemus vorgestellt werde. Die göttliche Verehrung dieses eleusinischen Heros gehört ganz eigentlich in die Weisen der Bacchus- und Ceres-Feyer; seine Reisen waren berühmt, in Hymnen besungen, in Dramen der ersten Dichter Athens verherrlicht und in geheimen Weihungen versinnbildet. Die nämliche Vorstellung mit noch bestimmtern Attributen findet sich noch auf mehrern Vasen, deren einige als Titelkupfer zu dem zweyten Hefte des Commentars gegeben sind.

Herr Böttiger bemerkt gelegentlich, daß der bey den Römern verehrte Gott Bonus Eventus kein anderer als der nach Italien verpflanzte Triptolemus sey; und bey Gelegenheit des geflügelten Wagens, daß man in Rücksicht auf die Beflügelung des Ceres- oder Triptolemus-Wagens drey Epochen annehmen könne, in deren ersten weder Wagen noch Drachen Flügel haben; in der zweyten bekömmt der Wagen Flügel, die an die Räder gesetzt

gesetzt werden; in der dritten und spätesten gehen die Flügel von dem Wagen auf die Drachen über.

Was die Vorstellung des Triptolemus selbst anbetrifft, so vermuthet der Verfasser, daß wir auf unsern beyden Vasen den Triptolemus gerade so auf seinem göttlichen Throne erscheinen sehen, wie er wirklich an gewissen Tagen der Eleusinischen Mysterien oder anderer geheimen Feste auf den heiligen Schaubühnen der Tempel, durch einen dazu gewählten Jüngling, vorgestellt wurde. Was diese Vermuthung unterstützt, ist der Flügelthron, auf welchem der Heros sitzt, und welcher sich nicht zu einer Sendung über die Erde, wohl aber zu einer feyerlichen Repräsentation im Tempel eignet. Ja Herr Böttiger geht in seinen Vermuthungen noch weiter. Da bey einer Vorstellung des Triptolemus in Demsteri Etruria regali Tab. 47. und 48. unter den Rädern des Wagens hin Schlangen laufen, so betrachtet er diese als eine besondere Vorrichtung der Theatermechanik, als eine Art künstlicher Walzen, auf welchen man den geflügelten Wagen sanft über den Boden hingleiten ließ.

Einige Aufsätze — größtentheils Auszüge aus Briefen — welche den zweyten Heft dieses reichhaltigen Commentars eröfnen, sind historischen Notizen gewidmet. In dem ersten ertheilt Herr Professor Meyer Nachricht von der Sammlung gebrannter Gefäße, welche sich in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz befinden und wegen der

 lehr-

lehrreichen Verschiedenheit der mannigfaltigen Arten höchst merkwürdig ist. Dieser Aufsatz ist ausführlich, genau und belehrend. Hierauf folgen kürzere Nachrichten über die Vasensammlungen zu Rom und eine zu Paris, welche der ehemalige Graf Parois, mitten in der Dürftigkeit, in welche die Revolution ihn versetzt hat, als seinen einzigen geretteten Schatz aufbewahrt.

Wir wiederholen noch einmal unsern Wunsch, daß die ununterbrochene Fortsetzung dieses Werkes uns recht bald den ganzen Schatz der Hamiltonischen Sammlung und den Reichthum der Bemerkungen des gelehrten Herausgebers in die Hände liefern möge.

IX.

IX.

Die heiligen Gräber und *die Gebete.* Nebst einem Anhange kleinerer satirischen Gedichte, enthaltend die *Eitelkeit. Die Schmausereyen. Die Jeremiade. Die Mode;* von *Johann Daniel Falk. Erstes Bändchen.* 276 S. *Zweytes Bändchen.* 138 S. Zweyte verbesserte Auflage. *Nicht* in der Sommerschen Buchhandlung zu Leipzig. 12.

Die wiederholte Auflage dieser Gedichte beweißt den Antheil, welchen das Publikum an ihnen genommen hat. Ein Dichter, welcher seine Kunst mit Leidenschaft liebt und ganz für sie lebt, welcher die Bahn, die ihm die Natur oder eigne Wahl unter vielen andern ausgesondert hat, mit einem Eifer verfolgt, welcher selbst ein Beweis innern Berufes ist, der endlich — nec turpem putat in scriptis metuitve lituram — ein solcher Dichter verdient — alles übrige abgerechnet — schon um der Seltenheit der Erscheinung willen,

 eine

eine ehrenvolle Auszeichnung. Die Verbesserungen, welche der Titel bey dieser Ausgabe verspricht, sind mehr als Versprechungen. Die heiligen Gräber (zu Rom) erscheinen hier an vielen Stellen, theils abgekürzt, theils verbessert, theils umgeändert. Die Anlage zwar ist dieselbe geblieben; denn nur eine gänzliche Umschaffung hätte den Mängeln abhelfen können, die wir in dem Plane dieses Gedichtes zu finden glauben. (S. Bibliothek der schönen Wissenschaften LIX. S. 133. ff.) Es bleibt also noch zu wünschen übrig, daß Herr Falk sich in der Folge einmal entschliessen möge, die ganze Form dieses Werkes aufzulösen und die Menge des interessanten Stoffes in demselben — der sich jetzt aber mehr drängt als ordnet — in einen leichtern und freyern Zusammenhang zu bringen. Er wird dann vielleicht die satyrischen Abschweifungen, die an sich oft vortreflich, aber ohne hinlängliche Beziehung auf den Zweck des Gedichtes sind, so zu beschränken wissen, daß sie die Anordnung des Ganzen nicht mehr verdunkeln; er wird den allzu üppigen Wuchs einzelner Theile hemmen, und so den, an manchen Stellen überwachsenen Weg heller und leichter machen:

For Works may have more with than does 'em good,
As bodies perish thro' excess of blood.

Ein anderer Wunsch, den wir, bey einer solchen Umschaffung des Ganzen ausgeführt sehen möch-

möchten, betrift den Inhalt selbst, oder vielmehr die Grundsätze, auf welche der Inhalt gebaut ist. Es mag als Anfang der Weisheit, und gleichsam als Vorbereitung des Friedens zwischen dem Menschen und der Vorsehung, ganz nützlich seyn, einige Beyspiele zu dem Satze, daß das Nützliche oft schädlich, das Schädliche oft nützlich sey, in Bereitschaft zu haben; aber diese Beyspiele reichen, wenn sie auch noch so sehr gehäuft würden, weder als Trost in Leiden, noch als Rechtfertigung der Wege des Himmels zu. Selbst die allgemeinste Darstellung dieses empirischen Grundsatzes, der zu Folge man die Welt als ein Ganzes und die Ereignisse in derselben nur in Beziehung auf das Ganze denkt, ist zu einer solchen Rechtfertigung so wenig geeignet, daß sie vielmehr die Verwaltung der Welt als eine despotische Regierung zeigt, die es für erlaubt hält, die Gerechtigkeit in einzelnen Fällen verletzen zu dürfen, um das vermeintliche Wohl des Ganzen zu fördern. Aber es giebt einen höhern Gesichtspunkt, welcher allein der göttlichen und menschlichen Würde angemessen ist; einen Gesichtspunkt, aus welchem alles in einer so harmonischen Ordnung erscheint, daß jeder Vorwurf, den der Unmuth gegen die Vorsehung wagen möchte, dadurch zurückgewiesen wird. Dieser Standpunkt ist der Gipfel der Weisheit und das Ziel der Tugend. Von dem Augenblick an, wo sich der Mensch seiner höhern, seiner eigentlich menschlichen Bestimmung bewußt wird, wo er sein eignes freyes Ich, welches, mitten in dem Strudel einer fortreißenden physischen Noth-

wendigkeit, sich ungehindert zur Glückseligkeit erheben darf, von den Dingen, die ihn nichts angehen, absondern lernt, wo er die Freyheit in der moralischen, die Nothwendigkeit in der sichtbaren Welt anerkennt — von diesem Augenblicke an müssen alle Klagen schweigen, die Gottheit muß gerechtfertigt und die Glückseligkeit muß als ein unabhängiges Geschenk der Tugend in ihrer ganzen Würde erscheinen:

Fix'd to no spot is happineſs sincere,
'tis no where to be found, or ev'ry where;
'tis never to be bought, but always free.
— — — — — — —
What nothing earthly gives, or can deſtroy,
The soul's calm sun-shine, and the heart-felt joy,
Is Virtues prize.

Ein Lehrgedicht, welches diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange faßte, würde von selbst in drey Theile zerfallen. Die beyden ersten würden ihn als Gegenstand der Erfahrung behandeln. Die scheinbare Ungerechtigkeit in dem Laufe der Welt — in so ferne dieser ein Werk des Schicksals ist — würde den Inhalt eines Gesanges ausmachen. Der Bösewicht schwelgt im Genuß eines langen durch keinen Unfall getrübten Lebens; der Tugendhafte kämpft bis an seinen Tod unter der Last seiner Leiden. Die Auflösung eines Theils dieser scheinbaren Ungereimtheit — nach den Angaben der Erfahrung auf dem niedrigern Stand-

Standpunkte, — würde in dem zweyten Gesange auf die Weise, wie in den heiligen Gräbern geschieht, versucht werden, da bisweilen auf der Erde, in dem Zusammenhange der äußern sichtbaren Welt, das Glück eine Quelle des Unglücks, das Unglück eine Quelle des Glückes wird. Aber diese Auflösung ist unvollkommen. Die vollkommnere würde also der Inhalt des dritten Gesanges seyn.

Um auf die gegenwärtige Gestalt der Gräber zu Rom zurückzukehren, so hat der Verfasser keine Mühe gespart, sie durch gelegentliche Verbesserungen des Ausdruckes und der Versifikation der Vollkommenheit näher zu bringen. Wir wollen hier einige Proben geben, indem wir uns, um der Kürze willen, auf Stellen beziehen, die wir bey der Anzeige der ersten Ausgabe angeführt haben. II. Ges. 86. (Alte Ausg. 102.) heißt es jetzt:

Kömmst du aus dem Lager? »Ja!« — Nun weiter!
Steht es wohl um Fußvolk und um Reiter?
»Wohl! denn eine Schlacht gewannen wir.

eine Lesart, welche den Vorzug vor der alten verdient, aber doch in dem mittlern Verse noch eine allzu große Leere hat. Die folgende Stanze ist folgendermaaßen verbessert:

Kaum, so fuhr er fort, war sie gewonnen
Diese Schlacht, da nahmen wir besonnen
Etwas rückwärts die Position.

und etwas weiter hin:

Was man etwa noch vermissen könnte,
Zwölf Kanonen, nebst dem Regimente,
Halten, mein' ich, uns den Rücken frey.
All' sein Kriegsgepäck' und funfzig Mörser
Ließ uns der total geschlagne Perser.
Jeglicher von uns schlug ihrer drey.

Im ersten Gesange ist die 81. St. (s. Biblioth. LIX. S. 144.) glücklich so verbessert:

Jüngling, schweig! so rief der Seraph, lade
Ihren Zorn nicht auf dich! Alla's Pfade
Sind dem Sterblichen ein Labyrinth.
Eine Kette, Glied in Glied verschlungen,
Ist die Schöpfung, wiß', daß Lästerungen
Deine Zweifel an der Vorsicht sind!

Im dritten Gesange. St. 119. ist durch eine Berichtigung des Ausdruckes eine Unrichtigkeit im Reime entstanden, wenn nicht vielleicht verstrichen ein Druckfehler für verstreichen ist. Die beyden ersten Zeilen dieser Stanze bedürfen, wegen des eingeschalteten Daß er ausbleibt — noch einer Verbesserung. Wenigstens müßte es heißen: Und er ausbleibt. Auch die 97. St. wünschten wir geändert:

Kaum begann die Dämmerung zu tagen;
Sieh! da kam im goldlakirten Wagen
Stolz einhergerollt der Derwisch Li.

Die

Die Dämmerung, dünkt uns, tagt nie; und ein Derwisch im Wagen ist ein zu starker Verstoß gegen das Kostum, als daß er durch die satyrische Tendenz des Zugs gut gemacht werden könnte. In der 102. S. würde der Vers

Zog er los' und leis' am Pfortenring;

welcher zu stark an eine bekannte Stelle in Bürgers Leonore erinnert, leicht mit einem andern vertauscht werden können; so wie II. 2.

Durch die angelehnte Gitterpforte
Hörten sie vornehmlich diese Worte.

Euphrosibens Geschichte im zweyten Gesange ist abgekürzt und alles das weggelassen, was ihren Charakter ohne Noth, wie es uns schien, herabsetzte. In der Geschichte des Hahnes sind gegen sechzehn Stanzen weggeschnitten, und aus der Rede des persischen Jakobiners im dritten Gesange sind alle Personalitäten verbannt.

Das erste Gedicht des Anhangs erschien zuerst im Göttinger Musenalmanache von 1796, und hierauf mit einigen Veränderungen als Anhang der heiligen Gräber, in dem nämlichen Jahre. Auch hier ist es in einzelnen Stellen verbessert. Einiges ist weggeschnitten, einiges hat durch Versetzung einen angemessenern Platz erhalten. Den Schluß machen jetzt folgende Verse:

„Gut,

»Gut, ruft ein Spötter hier, geh hin und
sprich zum Volke:
Gebet ist Thorheit! geh! verbrenn' ihm seine
Schmolke!«
Zu rasch, mein Freund! — Bet' um und mit
Verstand!
Doch die Erhörung stell in Gottes Hand.
Ein Punkt ist diese Welt, ein Traum ist unser
Leben!
Vermessener, wer bist || du, ihm zu widerstreben?
Ein menschliches Geschlecht versinkt, ein andres
steigt;
Er bleibt groß, wenn er spricht, oft größer,
wenn er schweigt.

Das, was in den frühern Ausgaben folgte, ist hier zu einer neuen Satyre geworden, die der Verfasser die Eitelkeit überschrieben hat. Dieser Theil des Gedichtes war schon ehemals der vorzüglichere, und jetzt hat er noch durch einige Verbesserungen des Ausdruckes und der Versifikation an Geschmeidigkeit gewonnen. Der nach V. 71 neu eingeschalteten Stelle aber (von 72 — 102.) fehlt es noch an Vollendung. Die Begebenheiten, welche August als künftig in dem Buche des Schicksals liest, sollten in der gegenwärtigen, nicht in der unvollendeten Zeit ausgedrückt seyn:

August, sprich! schlüg' ein Gott des Schicksals
Buch — umnachtet
Vor aller Augen, — dir, dem Ungebornen, auf,
Und spräche: Sterblicher, lies deinen Lebens-
lauf!

Und

Und du erblicktest nun, wie Ruhe von der Wiege
Dich bis zum Grabe floh — die bürgerlichen Kriege —
Hier Cäsar, wie sein Blut aus hundert Wunden quoll,
Und er von Brutus Dolch durchbohrt, noch wehmuthvoll
»Auch du mein Sohn!« erseufzt', und sein Gesicht verdeckte —
Dort Cicero, wie er sein graues Haupt hinstreckte
Und aus der Sänft' hervor den Todesstreich' empfing. — —

In dem ersten dieser Verse ist das Zusammenstossen zweyer ähnlich gebildeten Zeitwörter außerordentlich hart. Vor aller Augen umnachtet, abgerechnet, daß die Verbindung des Mittelworts ungewiß ist, scheint undeutsch zu seyn, ob man schon sagen kann vor aller Augen verborgen, verhüllt, versteckt, weil diese Wörter eine Handlung ausdrücken, umnachtet nur einen Zustand. — Der dritte Vers ist, nach dem was vorhergegangen ist und folgt, müßig. In den folgenden Versen schleppen sich die Sätze allzu mühsam fort, und das Gefühl des Mühsamen wird durch den schwerfälligen Ausgang — Haupt hinstreckte — vollendet. Endlich ist der Ausdruck in dem letzten Verse unrichtig, indem er eher sagen würde, Cicero habe den Streich aus der Sänfte heraus bekommen, als daß er den Gedanken des Verfassers bestimmt bezeichnen sollte.

Dem

Dem satyrischen Dialoge, die Schmausereyen, fehlt es vor allen Dingen an einer bestimmten Exposition. Das Verhältniß der redenden Personen ist zu schwach angedeutet und der Uebergang zu dem Hauptgegenstand (S. 94. 95.) geschieht so plötzlich, daß der Leser das ganze Stück hindurch in einer unbehaglichen Ungewißheit bleibt.

Das nächste Stück: Jeremiade des ehrwürdigen Paters Josef Hyacinth Ignatius ist zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1795 erschienen. Wir können nicht sagen, ob es wesentliche Veränderungen erhalten hat, da uns der erste Abdruck nicht zur Hand ist. — Den Beschluß der Sammlung macht die im Modejournale 1797 abgedruckte Ode an die Göttin der Mode, welche gleich bey ihrer Erscheinung mit so vielem und so verdientem Beyfall aufgenommen worden ist.

X.

Kunstnachrichten.

Ueber einige Fresko-Gemälde, welche 1780 zu Rom gefunden worden, und im Jahr 1796 in die Sammlung des Prälaten Casali gekommen sind *).

Monsignore Casali, ein römischer Prälat von vielen Kenntnissen und Besitzer eines schönen Münzcabinets und einer ausgesuchten Sammlung von Mosaiken und Alterthümern aller Art, hat so eben drey Fresko-Gemälde von großer Schönheit an sich gebracht. Jedes derselben stellt einen jungen Menschen vor, welcher auf eine merkwürdige Weise gekleidet ist und eine Schüssel mit Fleisch und andern Speisen trägt. Diese Gemälde befanden sich ursprünglich an einer Mauer in einer unterirdischen Galerie, welche im Jahr 1780 auf dem Platze Sancta

*) Aus einem Brief an Millin in dem Magaz. Encycl. 1797. Tom. VI. n. 21. S. 49. ff.

Sancta Sanctorum, hinter dem Hospital St. Giovanni del Laterano, entdeckt ward.

Zugleich mit diesen drey Gemälden fand man damals noch vier andere, welche seitdem durch die Wirkung der äußern Luft gänzlich zerstört worden sind. Zur Zeit ihrer Entdeckung sind sie sämmtlich vom Pater Cassini in Kupfer gestochen und bekannt gemacht worden. Der Abbate Giovanni Cristoforo Amaduzzi vervollkommte die Arbeit des Pater Cassini, und die drey Gemälde, die der Vernichtung entgangen waren, wurden in dem Hause des Kardinal Palotta gezeigt. Indeß wurden sie wenig bekannt, und erst, seitdem Casali sie von den Erben des Kardinal gekauft und sich beeifert hat, sie den Liebhabern der Künste und den Gelehrten in Rom zu zeigen, haben sie die verdiente Celebrität erhalten.

Die Alterthumsforscher haben diese kostbaren Reste der alten Mahlerey von neuem untersucht. Sie haben Bemerkungen über die Kleidung der Alten und ihre Mahlzeiten gemacht; sie haben gefunden, daß die Zeichnung in diesen Gemählden vortreflich, die Formen von einer edeln Einfalt sind; sie haben besonders die einsichtsvolle Behandlung des Helldunkel und die bewundernswürdige Leichtigkeit bewundert, die ein charakteristisches Kennzeichen alter Werke ist. Die Färbung des Fleisches, das Gold der Haare, die Farbe der Speisen und

der

der Früchte ist täuschend; die Bekleidung könnte nicht vollendeter seyn.

Dieses ist das Resultat der neuen und ehemals schon von Casali und Amaduzzi gemachten Bemerkungen über die sieben alten Gemälde, von denen ich Sie jetzt unterhalten will: Sie haben nur für den Alterthumsforscher und den Künstler Interesse. Ich lege Ihnen die Kupferstiche bey, deren neun sind; denn außer den sieben Figuren finden Sie hier ein Frontispitz, und eine Vorstellung des Ortes, wo die Entdeckungen gemacht worden sind, nebst der Abbildung verschiedener anderer Denkmähler, die im Jahr 1780 gefunden worden sind. Sie bestanden 1) in einem Löwen von grauen Marmor, welcher einen Kalbskopf in seinen Klauen hält. 2) Einer Büste von einer unbekannten römischen Person. 3) Einer Bildsäule des jungen Herkules mit einem Füllhorn. 4) Einer nakten Bildsäule von Erz, welche den Hadrian vorstellt, mit Helm, Wehrgehänge, Schild und Degen. 5) Einer herrlichen Lampe von Erz. 6) Verschiedene Weingefäße von gebrannter Erde. — Endlich erblickt man hier einen Theil der großen Gallerie, auf deren stehengebliebnem Mauerwerke die sieben Freskogemälde befindlich waren.

Sechs derselben stellen Sklaven vor, die im Begriff sind, eine Tafel mit Speisen zu besetzen; jeder trägt eine Schüssel; der siebente ist der Weinschenke. Nur die Numern 3, 6 und 7. haben

sich erhalten; und diese sind es, welche sich jetzt in Casali's Sammlung befinden.

Die sechs ersten Figuren haben alle einerley Kleidung; nemlich jene weite weisse Tunika, welche Farben spielt und beynahe auf die Füße herabgeht. Ueber dieser Tunika hängt eine etwas kürzere Kleidung, welche in Violet spielt. Jeder von diesen Dienern hat auf beyden Schultern ein breites gesticktes Schild, und einige von ihnen haben auch noch kleinere Schilde an dem Rande der Tunika oder des Oberkleides. Diese Zierrathen waren eine Art von Livree, um das Haus zu bezeichnen, welchem diese Diener angehörten, die man pueros atrienses nannte. Es ist zu glauben, daß die, welche bey der Tafel aufwarteten, eine besondere Kleidung hatten, so wie die Alten eine besondere Kleidung bey Festlichkeiten trugen, die man coenatoria discubitoria nannte. Man findet sie fast auf allen Bas-Reliefs, welche Gastmähler vorstellen. Eines von den Gemählden in dem berühmten Manuscript des Virgil, welches sich auf der Vatikanischen Bibliothek befindet, zeigt die Dido bey Tische; sie sitzt auf einem Küssen zwischen zwey Trojanern, mit phrygischen Mützen und in Kleidern, wie man bey den Gastmählern anzulegen pflegte. Zwey stehende Sklaven schenken Wein ein. Die Kleidung dieser Sklaven ist genau so, wie die auf den Freskogemählden, und sie haben ebenfalls auf den Achseln Schilde.

Diese

Diese Bemerkung, welche sich auf die Vergleichung alter Denkmähler gründet, widerlegt die Meinung einiger römischen Gelehrten, welche hier die Vorbereitungen zu einem religiösen Gastmahle zu sehen glaubten und jede von den stehenden Figuren für einen salischen Priester hielten. Diese Gelehrten stützten ihre Meinung auf folgende Punkte: 1) Die salischen Priester trugen bey ihren Tänzen und Festen ein Kleid von spielenden Farben (à couleur changeante.) S. Nigidius Figulus und Dionys von Halikarnaß *) 2) Die beyden Schilde auf den Achseln scheinen die Schilde des Mars vorzustellen. 3) Die Speisen, welche sie auf den Schüsseln tragen, sind alle in ungleicher Zahl. 4) Die Speisen selbst sind von der Art, wie, nach Dionys von Halikarnaß, bey den Festen der Salier aufgesetzt wurden. Man sieht hier ein Schwein, einen Kuchen, Früchte und Kräuter. Man liest in einem Fragment von Dionys von Halikarnaß, welches der Abbate Gaetan Marini, Vorsteher des päbstlichen Archives, edirt hat, daß die zwölf Priester der Ceres und des Bacchus, fratres arvales genannt, nach

 den

*) Livius I. 20. legt ihnen tunicas pictas, Dionysius II. 70. χιτῶνας ποικίλους — τηβέννας περιπορφύρους φοινικοπαρύφους bey. In keiner von diesen Stellen ist von schillernden Farben die Rede. Wo das Zeugniß des Nigidius Figulus vorkömmt ist mir unbekannt. S. Cuper Obss. IV. 2. S. 375.

Anm. d. Uebers.

den Opfern, die sie für das Gedeihen der Früchte dargebracht hatten, eine besondere Art von Kleidung anlegten, dann ihre Tafel mit Kuchen und den Erstlingen der Früchte besetzten, und sich hierauf zur Mahlzeit niedersetzten: Coenatoria alba sumserunt, et in triclinaribus discubuerunt.

Ich will nun die Erläuterungen genauer anzeigen, welche die italienischen Alterthumskenner über jede dieser Figuren gegeben haben.

Die Figur auf dem Kupferstiche No. 1. trägt mit beyden Händen auf einer großen Schüssel oder einem runden Becken eine große Pastete, die in Rücksicht auf Farbe und Gestalt den unsrigen gleicht. Aber, wenn die Alten die Pasteten gekannt haben, wie kömmt es, daß sich ihr Name nicht erhalten hat? Pastilli und Intritum sind ganz verschiedene Dinge. Athenäus spricht von einer Art von Kuchen, die er Ναστον nennt, und von welcher er sagt ἐχων ἐνδον καρυσιας *) d. h. ein Kuchen, der mit

*) Diese Worte sind fehlerhaft gedruckt. Im Originale steht sogar ἐκων. Was καρυσιας bedeuten soll, weiß ich nicht. Beym Athenäus wird vom ναστὸς gehandelt L. III. S. 111. und S. 114. B. wo es heißt: οὐδὲ τὸν ναστὸν καλούμενον, ὃς τοῖς ἀρνηφόροις γίνεται. welche Stelle verdorben ist. Nirgends finde ich, daß ναστὸς einen mit Fleisch gefüllten Kuchen bedeutet habe. S. Interpp. Hesychii v. ναστός.

Anm. d. Uebers.

mit treflichen gehacktem Fleisch gefüllt ist; aber das lateinische entsprechende Wort ist nicht auf uns gekommen. Artocreas ist ein Gemische von gehacktem Fleisch und Brod.

Die Figur N. 2. trägt auf einer mindergroßen, aber ebenfalls unverzierten Schüssel, ein gebratnes Saugferkel. Diese Art von Schüsseln hieß bey den Lateinern lanx, bey den Griechen *πίναξ*. Plinius VIII. 2. bemerkt, daß die Römer das Schwein auf funfzig verschiedene Arten zubereiteten, unter denen er auch das Saugferkel nennet. Marzial (XIII. 41.) ermahnt die Reichen, dieses Gericht oft auf ihren Tafeln erscheinen zu lassen:

Lacte mero pastum pigrae mihi matris alumnum
Ponat, et Aetolo de sue dives edat.

An den beyden Ecken der Schüssel stehen zwey kleine Gefäße, von denen das eine ein Salzfaß, das andere eine Pfefferbüchse vorstellen muß. Wir wissen aus dem Marzial, (XIII, 5.) daß man den Braten und selbst kleine Vögel mit Pfeffer aß:

Cerea quae patulo lucet ficedula lumbo
Cum tibi forte datur, si sapis, adde piper.

Die dritte Figur trägt ebenfalls eine runde Schüssel, aber von einer ganz verschiedenen Gestalt. Sie ist mehr lang als breit und an der untern Fläche treten einige Zierrathen heraus. Auf der Mitte und an den beyden Seiten der

Schüssel liegen kleine Brode, die den unsrigen ziemlich ähnlich sind. Auch Zwiebacke oder herzförmige Kuchen (échaudés) von einer länglichen Gestalt erblickt man hier. Unter den herkulanischen Alterthümern fand man ein rundes Brod in Natur von mittlerer Größe. Man las auf der einen Seite desselben, vermittelst eines Vergrößerungsglases, die Buchstaben Simil...; auf der andern eris q... ani. Der Abbate Mathia Zarillo erklärte diese Aufschrift so: Similago celeris quaestoris Herculani. Dieses zeigte den Ofen an, welchen eine Magistratsperson der Stadt zum Besten der Einwohner hielt.

Man bemerkt auf der Schüssel, von welcher hier die Rede ist, eine Art von Gewächs mit langen Blättern, welches entweder Sellery ist, den die Alten auf mannichfaltige Weise brauchten, hauptsächlich aber bey Leichenmahlen, oder Knoblauch, Pflanzen, welche Galen den Theriack eines gesunden Magens nennet, oder irgend eine andere langblätterige Pflanze, Φυλλια, die beym Galen die Zierde der Tafeln und des Küchengartens heißen. In der Mitte steht eine ziemlich große Tasse, welche Milch oder Brühe enthalten könnte. Zur Seite stehen zwey Gefäße voll kleiner runder Früchte, welches Kirschen seyn können, wenn es nicht etwa schwarze Maulbeeren seyn sollen, welche die Römer sehr liebten. Horaz sagt (Sat. II. 4, 21.) daß diese Frucht der Gesundheit sehr zuträglich ist, wenn man sie vor dem Aufgang der Sonne pflückt.

Viel-

Vielleicht sind es auch candirte oder in Zucker eingemachte Früchte, die bey den Alten sehr beliebt waren und einen besondern Gang bey ihnen ausmachten.

Die vierte Figur trägt auf einem Becken oder einer tiefen Schüssel, welche die Alten Catinus nennen, eine Henne, der zur Seite noch vier andere Gerichte liegen, die man nicht recht erkennen kann. Es sind entweder Muscheln, oder Fischköpfe, oder vielleicht auch Köpfe von Gänsen, die bey den Alten sehr geschätzt waren. (Boulenger. de Conviv. L. II. 15.). Auch Hennen, die an dunkeln Orten gemästet waren, wurden bey ihnen sehr geliebt. Marzial (l. XIII. 52.).

Pascitur et dulci facilis gallina farinâ,
Pascitur et tenebris, ingeniosa gula est.

Die fünfte Figur trägt sieben große Rüben auf einer großen, runden, aber ganz einfachen Schüssel, die der Schüssel N. 2. gleicht. Galen lehrt uns in seiner Abhandlung de facult. aliment. l. II. daß die Rüben unter den Nebenschüsseln bey den römischen Weinkennern den Vorrang hatten. Luzian erzählt ebenfalls von einen Trinker, welcher kleine Rüben, die in Stückchen geschnitten und in einer Fischbrühe aufbewahrt wurden, zu essen pflegte. Mitten unter den Rüben steht auf der Schüssel ein kleines Gefäß, wahrscheinlich zum Salz, oder auch zu einer von den Brühen, welche

Apizius ligamina nennt, und zu rohen Früchten gegessen wurde.

Das Becken, welches die sechste Figur hält, gleicht dem von Nr. 3. Es ist mit schönen Früchten angefüllt. In der Mitte liegt eine Melone, rund herum schwarze Weintrauben, Pfirschen, Granatäpfel, Birnen und eine große Citrone. Diese Früchte heben sich anmuthig aus den Blättern heraus, die noch an ihnen hängen. Die Alten, und vorzüglich die, welche einen schwachen Magen hatten, aßen Früchte zum ersten Gang. Celsus schreibt diese Diät vor: Si quis stomacho parum valet uvas pomaque et similia primo cibo assumit melius. (l. I. c. II.) Doch wurden Trauben, Nüsse und Feigen auch beym Desert aufgesetzt. Horaz Sat. II, 2, 121.

Die siebente Figur ist die gefälligste und am besten gemahlt. Sie stellt den Weinschenken vor. Er ist größer als die andern Figuren und die Verhältnisse seines Körpers sind schön. Seine Haare sind blond; und er ist mit einem Gewande bekleidet, wie die Diakoni bey der Messe zu tragen pflegen (dalmatique). Man weiß, daß die Diakonen, nach der ersten Einrichtung, bestimmt waren, an der Tafel der Armen aufzuwarten. Aber an den jetzigen Gewändern der Diakonen sind die Seiten ganz offen; die Tunika unsers Mundschenken aber ist nur gegen den untern Theil geöffnet. Um die Oefnung am Halse und die Oefnungen an den

den Seiten laufen Borten und Stickereyen, die mit einer unendlichen Menge kleiner Metallkügelchen beladen sind. Auf den Achseln und den Knieen trägt er eben solche Schilde, als die andern Personen, nur mit dem Unterschiede, daß die seinigen mit kleinen Kügelchen bedeckt sind, die aus der Stickerey hervorzutreten scheinen. In der rechten Hand hält er einen gläsernen Becher ohne Fuß, den die alten scyphus, cyathus, poculum nennen, und wenn er sehr groß war sinum. Neben dem Schenken steht ein hoher, viereckter, ofner Kasten, welcher zwey Weingefäße (amphoras) enthält, deren Hals über die Oefnung hervorragt. Diese Gefäße hatten zwey Handhaben. Ein Kasten, in welchem man sie aufbewahrte, hieß αγγοθηκη.

Die alten Denkmäler stellen uns die Weinschenken gewöhnlich in einem ganz andern Costum vor. Auf den Gemälden in dem Vatikanischen Virgil und auf einigen Basreliefs in Rom sieht man Weinschenken mit aufgegürtetem und geschürztem Kleide, die aus der Amphora, die sie in der Hand halten, einschenken. Der unsrige ist im Ceremonienkleide. Man muß annehmen, daß einige Sklaven unter seinem Befehle stehn, welche den Wein eingeschenkt haben, den er in dem Glase hat, das er so eben den Gästen darreichen will.

XI.

XI.

Biographische Nachrichten.

Wir haben unmittelbar nach Sedaine's Tode einige Nachrichten über sein Leben in unsere Bibliothek eingerückt (LX, 1. S. 156.) Seitdem ist ein ausführlicherer Aufsatz über ihn bekannt geworden, welcher die bekannte Bürgerin Pipelet zur Verfasserin hat. Wahrscheinlich wird es unsern Lesern nicht unangenehm seyn, etwas näher mit den Lebensumständen eines Dichters bekannt zu werden, dessen dramatische Arbeiten zum Theil auch auf das deutsche Theater mit entschiedenem Erfolge verpflanzt worden sind.

Michel-Jean Sédaine, sagt die Verfasserin, war zu Paris, den 4ten Julius*) 1719 in einer rechtschaffenen und geachteten Familie gebohren. Von seiner zarten Jugend an bemerkte man an ihm das tiefe Gefühl und die Fähigkeit zu lernen, welche die Quelle aller großen Eigenschaften sind. Einer seiner Oheims suchte seine glücklichen Anlagen auszubilden, und setzte ihn frühzeitig

*) Nach andere den 4ten Junius.

tig in den Stand, seiner Wißbegierde Genüge zu leisten. Aber dieser Oheim starb; mehrere unglückliche Ereignisse richteten das Vermögen seines Vaters zu Grunde, und da er sich nicht länger in Paris halten konnte, bewarb er sich um eine kleine Stelle in einem Winkel von Berry, und nahm seine beyden Söhne, von denen unser Sedaine der älteste war, mit sich dorthin.

Der junge Sedaine war zwar erst dreyzehn Jahre alt, aber dennoch verursachte ihm die Unterbrechung seiner Studien den lebhaftesten Schmerz. Mehr als einmal beweinte er im Stillen sein Unglück; aber das Schicksal hatte ihm noch größere Prüfungen aufgespart. Sein Vater, der sich von seinen Freunden und einem Theile seiner Familie entfernt sah, konnte die traurige Veränderung seiner Lage nicht ertragen; er verfiel in eine tiefe Schwermuth, die ihn frühzeitig in das Grab stürzte; und der junge Sedaine war allein, ohne Unterstützung, ohne Familie, in einem Lande, das er nicht als das seinige ansehen konnte. Diese Lage war schrecklich; aber sie rührte ihn weniger als der Verlust, den er erlitten hatte. Die Natur hatte den Keim von allen Tugenden in sein Herz gelegt, aber ganz vorzüglich von jenem Vergessen unserer selbst, welches gegen eigenes Unglück gefühllos macht, um uns ganz dem Gefühle fremder Leiden dahin zu geben. Nachdem er seinem Vater die letzte Pflicht erwiesen hatte, beschloß er nach Paris zu reisen, wo seine Mutter zurückgeblieben war. Ihr Schicksal

sal beunruhigte ihn. Er bezahlte auf der Post den Platz für seinen jüngern Bruder; und da jetzt sein ganzes Vermögen nur noch aus achtzehn livres bestand, folgte er dem Wagen zu Fuße. Die Witterung war rauh; er war besorgt für seinen Bruder und nöthigte ihn, seine Weste, die er auszog, anzunehmen. Diese rührende Vorsorge machte auf die Reisenden einen so lebhaften Eindruck, daß sie sich bey dem Conducteur für den jungen Sedaine verwendeten, und ihm einen Platz auf dem Wagen auswirkten.

Zu Paris wurde Sedaine die Stütze seiner Familie. Sein Vater war Baumeister gewesen; der Sohn wurde Steinmetz, und mit diesem mühsamen Handwerke erhielt er seine Mutter und seinen Bruder. Indeß vernachlässigte er keine Gelegenheit, zu lernen; jeden Augenblick, den er der Arbeit entziehen konnte, widmete er der Lektüre; und während seine Kameraden ausruhten, bildete er seinen Geist durch die klaßischen Schriften seiner Nation. Den Horaz und Virgil las er in ihrer Muttersprache. Diese außerordentliche Erscheinung blieb Herrn Bürton, für den Sedaine arbeitete, nicht unbemerkt. Er nahm Theil an einem jungen Menschen, der einen so großen Eifer zeigte zu lernen; und, um ihn die Mittel hiezu zu erleichtern, entriß er ihm dem Stande eines gemeinen Handwerkers und machte ihn zum Theilnehmer an seinen Baugeschäften.

Ein

Ein Mann von Geist macht in jeder Lage alles besser als ein anderer. Sedaine erwarb sich bald das Vertrauen seines Wohlthäters und mehrerer anderer Personen. Er wurde Mauermeister, und benutzte die günstige Veränderung in seinen Umständen dazu, einige Bekanntschaften mit Gelehrten zu machen. Er fing sogar selbst an, sein Talent durch einige kleine Poesien anzukündigen.

Schon war er durch einige witzige und geistreiche Lieder vortheilhaft bekannt, als ihn eine Dame aus der Provinz um einige literarische Neuigkeiten ersuchte. Er machte sich den Spaß, ihr etwas von seinen eigenen Arbeiten zu schicken und verfertigte in dieser Absicht, die Epistel an seinen Rock, welche allgemeinen Beyfall fand. In der That enthält jeder Vers eine feine Kritik, die mit einer seltenen Grazie und Fröhlichkeit ausgedrückt ist. Hauptsächlich ist der Refrain in jedermanns Munde geblieben.

O mon habit! que je vous remercie!
C'est vous qui me valez cela.

Indessen ärntete der neue Autor die Früchte seiner Arbeit nicht ein. Er hatte sich nicht genannt. Die Journalisten druckten seine Epistel nach, und verstümmelten sie. Ja man that noch mehr; man legte sie andern Dichtern, bald diesem bald jenem bey.

Sedaine beobachtete einige Zeit das tiefste Stillschweigen; als er aber eines Tages bey dem ehemaligen Criminal-Lieutenant Lecomte speiste, verdroß es ihn, daß man ihm ins Gesicht behauptete, seine Epistel sey die Arbeit eines gewissen Musketärs, den man nannte, und erklärte laut, daß er der Verfasser sey. Diese Entdeckung erwarb ihm vollends Lecomte's Achtung, welcher die Wissenschaften schätzte und lebhaften Antheil an Sedaine nahm. Er fühlte die Nothwendigkeit, einen so guten Kopf ganz für die Literatur zu gewinnen, bot ihm eine Wohnung in seinem Hause an, versprach, ihn wie seinen eigenen Bruder zu behandeln, und ihn in der Sorge, die er für seine Familie trug, zu unterstützen. Semaine konnte einen so schmeichelhaften Antrag nicht ausschlagen. Er nahm ihn an, ohne doch seine Geschäfte als Architeckt, wodurch er seine Unabhängigkeit erhielt, ganz aufzugeben.

Sedaine hatte schon lange Zeit in genauer Verbindung mit Vadé gestanden, welcher damals, wegen der Freymüthigkeit und Fröhlichkeit, die in seinen Werken herrschte, der Liebling des Publikums war. Dieser treue Maler der Natur zeigte sie bisweilen mehr in einer wahren, als in einer schönen und gewählten Gestalt; Sedaine fühlte, daß er diesen Fehler vermeiden, und an die Stelle des trivialen Ausdrucks den naiven setzen müßte. Er benutzte also die Verirrungen seines Freundes zu seiner eigenen Belehrung, und schuf sich eine ihm eigen-

genthümliche Gattung, die er in der Folge niemals verlassen hat.

Das erste Stück, mit welchem er die Bühne bereicherte, war von dem englischen Theater entlehnt. Le Diable - à - quatre, eine komische Oper in drey Akten, wurde zum erstenmal 1756 auf dem Theater der komischen Oper aufgeführt. Monnet, welcher damals Director dieses Theaters war, hatte Sedainen selbst gebeten, für seine Truppe zu arbeiten. Das Stück war in kurzem geschrieben, angenommen und mit einem Beyfall gespielt, der den Verfasser selbst in Verwunderung setzte.

Der glückliche Erfolg dieses Versuchs machte dem Dichter Muth, und er fing nun an, sich ernsthaft mit seinem Talente zu beschäftigen. Er besuchte die Schauspiele, beobachtete die Menschen, bildete seine Beurtheilungskraft aus und befestigte sich in der Kenntniß des menschlichen Herzens, welche das erste Studium jedes dramatischen Dichters seyn sollte. Indeß verstrichen einige Jahre, ehe er etwas neues in das Publikum brachte. Ein vorsichtiger Autor fürchtet den zweyten Schritt mehr als den ersten, und geht zitternd auf einer Bahn, wo selbst Unfälle mit großer Mühe und Aufopferung erkauft werden. Sedaine erfuhr indeß diese Kränkung nicht, und sein Blaise le Savetier, welchen der berühmte Philidor in Musik setzte, wurde im Jahr 1759 mit eben dem Beyfall als der Diable - à - quatre aufgeführt.

Kurze Zeit darauf gab er auf demselben Theater L'Huitre et les Plaideurs; Les Troqueurs dupés; le Jardinier et son Seigneur; On se n'avise jamais de tout. Das letzte Stück wurde, auf Befehl des Hofes, auf dem Theater der italienischen Komödie aufgeführt, und war eine der vorzüglichsten Veranlassungen, daß dieses Schauspiel mit dem Theater der komischen Oper vereinigt wurde. Außerdem war dieses die erste Operette, welche Monsigni in Musik setzte. Dieser Künstler hatte in seiner Gattung nicht weniger Verdienste, als Sedaine in der seinigen; und es schien zwischen ihrem Talente eine Art von Analogie zu herrschen, die ohne Zweifel viel dazu beygetragen hat, ihnen, bey ihren gemeinschaftlichen Arbeiten, den Beyfall des Publikums zu verschaffen.

Sedaine war nun seines Talentes gewiß genug, um sich seiner natürlichen Leichtigkeit ohne weitere Zurückhaltung überlassen zu können. In den drey nächsten Jahren bereicherte er das Repertorium der italienischen Komödie mit vier neuen Stücken: Le Roi et le Fermier; l'Anneau perdu et rétrouvé; Rose et Colas und les Sabots. Rose und Colas, welches sich vier und dreyßig Jahre auf dem Theater erhalten hat und immer mit neuem Vergnügen gesehen wird, erhielt erst nach der siebenten Vorstellung vollkommenen Beyfall.

Das nämliche Schicksal hatte der Philosophe sans le savoir, ein Schauspiel in fünf Akten, zu

dessen Succeß die Musik nicht mitwirkte, und das also ganz vorzüglich in Betrachtung kommen muß, wenn von Sedaine's Ansprüchen auf einen soliden Ruhm die Rede ist.

Er sagte oft, man brauche wenigstens ein Jahr, um den Plan zu einem Schauspiel zu machen; aber man könnte unmöglich mehr als einen Monat brauchen, um ihn auszuführen. Nach diesem Grundsatze schrieb er den Philosophen ohne es zu wissen.

Ein junges Mädchen, welches in seinem Hause wohnte, und sich für ihn interessirte, ohne es selbst zu wissen, gab ihm Veranlassung zu dem Charakter der Viktorine, der so viel Liebenswürdigkeit und Anmuth über die pathetische Handlung verbreitet. Sedaine's großes Verdienst besteht in der Kunst eine ruhige Situation einer peinlichen entgegenzusetzen, und dem Herzen Ruhe zu verschaffen, um es dann desto heftiger zu erschüttern. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit ist ferner die vollkommne Kenntniß der Bühne, die ihm eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther der Zuschauer verschaft. Alles scheint in seinen Werken auf das natürlichste herbeygeführt: nichts stört die Täuschung; die schrecklichsten und die glücklichsten Ereignisse scheinen eine nothwendige Folge von dem was vorher gegangen ist. Sie sind hierinne wesentlich von den ephemerischen Produkten verschieden, die mit der Mode geboren werden und mit der Mode dahin sterben. Seine Werke gefal-

len und werden immer gefallen, weil sie die Natur mahlen, die sich niemals ändert. In dem Philosophe sans le savoir hat er sein großes theatralisches Talent ganz vorzüglich entwickelt. Er schrieb ihn in Lecomte's Garten, bey welchem er noch immer wohnte, und er wiederholte oft und mit Vergnügen, daß dieses die Zeit gewesen wäre, wo er am besten gearbeitet hätte. Eines Tages wurde seine Einbildungskraft so sehr über ihn Herr, daß er sich einbildete, der unglückliche Vater zu seyn, der bey den drey Schlägen, die ihm den Tod seines Sohnes ankündigen, in Ohnmacht fällt, und selbst ohnmächtig ward. Diese heftige Gemüthserschütterung hatte einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit. Man erinnert sich hierbey eines Einfalls von Montaigne über die Einbildungskraft: Chacun en est heurté; d'aucuns en sont renversés. Er hätte hinzusetzen können, daß die Schriftsteller mehr als andere diesem ausgesetzt sind.

Das Stück wurde indeß fertig. Sedaine fühlte, daß es sein bestes Werk sey, aber er wünschte vorher das Urtheil eines Mannes von sicherm Geschmack darüber zu hören. Er hegte die höchste Achtung für Diderot; und ersuchte den Abbe Lemonnier, welcher ihr gemeinschaftlicher Freund war, ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, mit Diderot zusammen zu kommen. Diese Gelegenheit war bald gefunden. Sie lernten sich bey einem Mittagsessen kennen und Sedaine las dem Philoso-

losophen, ohne weitere Formalitäten, sein Schauspiel vor. Diderot hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, und machte im Anfange einige kleine Bemerkungen. Aber die letzten Akte rissen ihn hin; er sprang auf, umarmte den Dichter mit Ungestüm und sagte: „Ja, mein Freund, wenn du nicht so alt wärest, wollte ich dir meine Tochter geben." Einige Zeit darauf wurde der Philosophe sans le savoir von den französischen Schauspielern (à la comédie française) aufgeführt. Der Erfolg war unvollständig. Diderot ließ diese Gelegenheit nicht vorbey, seinem neuen Freunde den Antheil zu zeigen, den er an ihm nahm. Nach der zweyten Vorstellung eilte er in der fürchterlichsten Kälte aus seinem Hause in die Vorstadt St. Antoine, um Sedaine zu suchen, dessen Zustand er sich denken konnte. Er sah ihn am Fenster und rief ihm von Weiten zu: „Sey ruhig; sie werden ihr Urtheil zurücknehmen müssen; das Stück ist gut; es wird noch Beyfall finden." Diderot's Weißagung traf vollkommen ein.

Sedaine glänzte nun auf zwey Theatern. Er fühlte, daß er noch mehr für seinen Ruhm thun könnte, und schrieb die Oper Aline, Reine de Golconda, welche Monsigni in Musik setzte. In diesem Stücke war, außer seinem eigenthümlichen Verdienste, viel Theaterspiel und prächtige Dekorationen angebracht. Der Erfolg war nicht ungewiß. Der Gegenstand und Glanz dieses

Stückes verschafte ihm Eingang bey Hofe, wo es mit einem großen Apparat gespielt wurde.

Der Verfasser war damals genöthigt, sich zu zeigen. Er erschien mit der edeln Freymüthigkeit, die dem Talente eigenthümlich ist und selbst den Beyfall der Großen selten verfehlt. Der Marschall von Maillebois sagte eines Tages, als er von Sedaine kam: „Was ich an diesem Manne liebe, ist, daß er uns nicht liebt.“ Der einzige Vortheil indeß, den Sedaine davon hatte, war die Ehre, sein Stück in Versailles gespielt zu sehn. Er war zu stolz, eine Gnade zu suchen, oder sie durch Schmeicheleyen zu erkaufen, und erhielt keine Belohnung.

Sein nächstes Stück war la Gageure imprévue, ein Lustspiel in einem Akt in Prose, wozu der Stoff aus einer Novelle von Scarron la Précaution inutile genommen ist. Dieses kleine niedliche Stück, in welchem die Thorheiten, die eine junge Frau aus Müssiggang begeht, und die Gewandheit, mit der sie dieselben wieder gut macht, mit einer liebenswürdigen Fröhlichkeit und Wahrheit dargestellt werden, hatte ebenfalls einen sehr zweydeutigen Erfolg; aber der Beyfall, dessen es noch immer, seit einer langen Reihe von Jahren genießt, hat den Irthum des Publikums bey den ersten Vorstellungen vollkommen gut gemacht. Je mehr sich Sedaine's Talent vervollkommnete, desto strenger wurde er beurtheilt; und nach Rose et

Colas

Colas hat keines seiner Stücke gleich bey der ersten Erscheinung vollkommenen Beyfall erhalten. Er hatte sich hieran so gut gewöhnt, daß er zuerst über den Kaltsinn lachte, mit dem ein neues Stück von ihm aufgenommen wurde. Ich erwarte sie bey der sechzigsten Vorstellung, sagte er eines Tages, als eine seiner Arbeiten ohne Erfolg gespielt worden war; und in der That erlebte dieses Stück sechzig Vorstellungen.

Das Glück lächelte unserm Dichter. Er wurde zum Sekretär der Akademie der Architektur ernannt, und bekam eine Wohnung, die mit diesem Platze verbunden war. Er hatte sich seit kurzem verheirathet. Lecomte war todt, und die Wahl konnte in jeder Rücksicht zu keiner gelegnern Zeit kommen. Sedaine aber benutzte sein Glück ganz vorzüglich um das Glück anderer zu befördern.

Seine theatralischen Arbeiten gingen immer ihren Gang fort. Er brachte noch neun komische Opern auf die Bühne, von denen sich die meisten erhielten: Le Déserteur, Aucassin et Nicolette, Felix le Magnifique gehören zu diesen. Zu seinen besten Arbeiten kann man auch Maillard, ou Paris sauvé, ein Trauerspiel in Prose, rechnen, welches die Schauspieler der französischen Komödie annahmen und auch gespielt haben würden, wenn nicht Voltäre diese Gattung, die er nicht liebte, lächerlich gemacht hätte. Gegen einen Ausspruch dieses Mannes schien keine Appellation statt

zu finden. Voltaire schätzte indeß Sedaine's Talent. Bey seiner letzten Reise nach Paris begegnete er ihm, beym Herausgehn aus der Akademie, wo er sich wahrscheinlich eben einiger Plagiate erinnert hatte; Er rief ihm zu: Ah Mr. Sedaine, c'est vous qui ne prenez rien à personne. — Aussi ne suis-je pas riche, antwortete der Dichter mit Bescheidenheit und Feinheit.

Etwas ähnliches, als mit der Tragödie Maillard, ereignete sich einige Zeit darauf. Sedaine hatte zwey Stücke für die Kaiserin von Rußland geschrieben, die sie ihm aufgetragen hatte. Nur eines wurde aufgeführt. In dem andern hatte er die geheimen Intriguen der Höflinge und Minister mit so weniger Schonung enthüllt, daß der russische Hof sich der Aufführung aus allen Kräften widersetzte. Die Kayserin nahm die Sache im Scherz und schrieb an den Baron Grimm: „Meine Minister widersetzen sich der Aufführung des Stücks von Sedaine; aber ich räche mich an ihnen, indem ich sie nöthige es zu lesen.“ Um den Verfasser zu trösten, machte sie ihm ein Geschenk von 20,000 Livres, dem einzigen der Art, das er für seine dramatischen Arbeiten erhalten hat.

Mehrere Jahre verstrichen, ohne daß er die Bühne mit einer Neuigkeit bereichert hätte. Im Jahr 1784 kam Richard Coeur de-Lion auf das Theater, und der glänzende Beyfall, den es erhielt, drückt dem Ruhme seines Verfassers das

letzte

letzte Siegel auf, und öfnete ihm den Eingang in die französische Akademie.

Seine Aufnahme geschah gegen den Willen des Herzogs von Richelieu, der einen andern Competenten begünstigte. Er ließ dieses unserm Dichter auf eine harte Weise fühlen, indem er ihn fragte: was er für ein Recht auf seinen Platz hätte? Sedaine antwortete: „Rechnen Sie vierzig Jahre voll Rechtschaffenheit für nichts?“ er hätte hinzu setzen können, „und einen vierzigjährigen Beyfall.“

Das neue Mitglied der Akademie schlief nicht auf seinem Lehnstuhl ein. Le Comte Albert und Raoul Barbe Bleu, welche einige Jahre nach Richard Coeur de Lion erschienen, erhielten eben so großen Beyfall. Das letzte Stück, welches von ihm auf die Bühne gebracht wurde, war Guillaume Tell, in welchem sich noch die ungeschwächte Kraft seines Geistes zeigt. Er lebte noch sechs Jahre nach der Aufführung desselben und schrieb in dieser Zeit vier Stücke, die wegen der Zeitumstände nicht auf das Theater gebracht werden konnten.

Mitten in seinen Arbeiten überfiel ihn seine letzte Krankheit. Sie war lang und peinlich. Seine Freunde hofften lange Zeit auf seine Rettung; er selbst schmeichelte sich mit dieser Hofnung. Er war allzu glücklich um das Leben nicht zu lieben. Aber seine Krankheit stieg von Tag zu Tag

und er starb den 28sten Floréal (den 17. May.) 1797.

Sedaine gehört zu der kleinen Anzahl von Schriftstellern, welche über Neid und Eifersucht erhaben waren. In seiner Jugend war er bescheiden, in seinem Alter nachsichtig. Seines eigenen Talentes gewiß, setzte er nie fremdes Talent herab, und bis in seine letzten Augenblicke behielt er die liebenswürdige Ruhe, die nur aus einem reinen und schuldlosen Herzen entspringen kann.

Dominique Magnan war geboren 1731 zu Raillane, einem Flecken in der Provence, nahe bey Forcalquier. Er trat in seinem achtzehnten Jahre in den Orden der Minimen, in welchem seit langer Zeit, vorzüglich aber seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, der Geschmack an nützlichen Kenntnissen geherrscht, und mehrere Gelehrten sich gebildet hatten. Magnan studirte zu Avignon und lebte hierauf einige Zeit zu Ciota. Hier faßte er zuerst eine unwiderstehliche Neigung für die Alterthumskunde. Er suchte sich Münzen und Inschriften zu verschaffen; aber er fühlte bald, daß man in dieser Wissenschaft keine Fortschritte machen kann, wenn man weder Bücher noch Gelehrte um Rath fragen kann. Er ging daher oft nach Marseille und Aix, um die Sammlungen von Alterthümern

in

in diesen beyden Städten zu besehen. In seinen Mußestunden verfertigte er eine neue Karte der Provence, die er stechen ließ. Er ward hierauf Professor der Philosophie und Theologie zu Avignon und Marseille; aber dieses Amt hinderte ihn nicht, seiner Lieblingsneigung nachzuhängen. Er trat mit verschiednen italiänischen und deutschen Gelehrten in Briefwechsel, und seine Briefe machten ihn dem Kayser Franz. I. bekannt. Da dieser wünschte ihn zu sehn und für sich zu gewinnen; begab sich Magnan gegen das Jahr 1760 nach Wien. Er ging hierauf durch Tyrol nach Italien, und seine Obern beriefen ihn nach Rom, wo er mehrere Jahre an der Spitze des Klosters Trinità del Monte stand, welches für französische Minimen gestiftet war. Hier ergab er sich nun mit ganzem Eifer dem Studio der Wissenschaften, für die die Natur ihn bestimmt hatte, und arbeitete mehrere gelehrte und nützliche Werke aus.

Das erste, welches er an das Licht stellte, war eine Beschreibung von Rom, die den Titel führt: La Ville de Rome, ou déscription abrégée de cette superbe ville, avec deux plans généraux et ceux de quatorze quartiers, gravés en taille-douce pour la commodité des voyageurs. II. Vol. 1763. à Rome. 12mo. Dieses Werk empfiehlt sich vor allen andern seiner Art durch Ordnung und Methode. Die Urtheile, welche der Verfasser über die Werke der Baukunst, Bildhauerey und Mahlerey in Rom fällt, sind ge-

nau und für die Bedürfnisse der Reisenden sehr zweckmäßig.

Magnan gab in der Folge unter dem nämlichen Titel ein großes Werk in vier Bänden in Folio heraus, und bereicherte es mit einer großen Menge von Kupfern, welche die vorzüglichsten Denkmäler Roms, die schönsten Statuen und die hauptsächlichsten alten und neuen Gemälde vorstellen. Diese Compilazion kann einem Reisenden bey seinen Untersuchungen gute Dienste thun; sie ist nützlich für den Neugierigen, der Rom kennen zu lernen wünscht; aber dem Gelehrten thut sie nicht völlig Genüge.

Das zweyte Werk, welches Magnan herausgab, dient zur Bestimmung des Geburtsjahrs Christi nach einer Münze des Herodes Antipas. Es erschien zu Rom 1772 in 8vo. und dann in 4to. im J. 1774 unter dem Titel: Problema de anno nativitatis Christi ubi occasionem offerente vetere Herodis Antipae nummo, qui in nummophylacio Clementis XVI. P. M. asservatur, demonstratur Christum natum esse anno VIII. ante aeram vulgarem contra veteres omnes et recentiores chronologos. Dieses Werk erhielt den Beyfall gelehrter Numismatiker und ward mehrmals aufgelegt.

Seit langer Zeit hatte sich Magnan mit Untersuchungen über die Münzen der Städte Groß-Griechenlands beschäftigt. Er war nicht zufrie-

den

den, die zu kennen, die er in den römischen Münzsammlungen fand; er wollte sich auch mit den französischen Cabinetten und der Wiener Sammlung bekannt machen. In den Jahren 1771 und 1772 machte er eine Reise in sein Vaterland, ging von da nach Paris und weiter nach Wien. Im Jahr 1773 edirte er die Münzen von Abruzzo. Sein Werk führt den Titel: Bruttia numismatica, seu Bruttiae hodie Calabriae populorum numismata omnia in variis per Europam numophylaciis accurate descripta etc. in fol. ap. Venantium Monaldini. Romae, 1773. Diesem folgten bald zwey andere Werke über die Lukanischen Münzen und die Münzen von Otranto; Lucania numismatica. Romae, 1774 und Japygia numismatica. Man erwartet bey den Abbildungen der Münzen gelehrte Erläuterungen; aber man findet hier nichts als eine ziemlich oberflächliche Notiz über die Völkerschaften und die Lage der Städte. Indessen hatte Magnan allerdings eine große Menge Anmerkungen in Bereitschaft, die er nur nicht Zeit hatte in Ordnung zu bringen, weil seine römischen Freunde allzu sehr in ihn drangen, die Kupfer bekannt zu machen. Vielleicht mußte er auch die Herausgabe beschleunigen, um sich durch den Verkauf seines Werkes einigermaaßen für die Kosten seiner Reise zu entschädigen. Seitdem hat er seine Bemerkungen geordnet, und er war im Begriff sie in lateinischer und französischer Sprache an das Licht zu stellen, als er genöthigt war Rom zu verlassen.

Das

Das letzte numismatische Werk dieses Gelehrten waren seine Miscellanea, welche, so wie die vorhergehenden, eine große Menge sauber gearbeiteter Kupfer enthalten. Es sind Münzen von Kaysern, Völkern und Städten ohne Erklärung.

Im Jahr 1793 machte er durch einen Prospectus bekannt, daß er sich mit einer Gesellschaft von Gelehrten vereinigt habe, um ein großes Werk an das Licht zu stellen, dessen Inhalt mit seinen bisherigen Beschäftigungen in keiner Verbindung stand. Dieses Werk war nichts anders als eine neue Encyklopädie, die unter dem seltsamen Titel Chose logiaire erscheinen sollte. Magnan besaß weder die ausgebreiteten Kenntnisse, nach den Geist, der zu einem solchen Werke erforderlich war, und es ist ohne Zweifel für seinen Ruhm zuträglicher gewesen, daß es nicht zu Stande kam; aber die Ursache, die ihn nöthigte, seinen Plan aufzugeben, machte ihn unglücklich und verkürzte seine Tage. Im Jahr 1794 ward er in Klosterhändel verwikkelt, und zog sich die Ahndung seines Ordensgenerals zu, dessen Willen er sich widersetzt hatte. Er war genöthigt Rom zu verlassen. Er ging nach Florenz, wo sein Ruf und die Empfehlungen aller römischen Gelehrten vor ihm voraus eilten. Aber kaum hat er hier zwey Jahre gelebt. Er starb im August 1796 im Hospital, nachdem er noch eine Geschichte der Großherzoge von Toscana angefangen hatte.

XII.

XII.

Fragmente aus einigen ungedruckten Gedichten von Gresset.

Wir haben in einem der vorigen Bände dieser Bibliothek (LVI. 2. S. 331. ff.) Nachrichten von mehrern ungedruckten Gedichten Gresset's ertheilt, welche mit seinen übrigen Werken erscheinen sollten. Noch ist diese Ausgabe, unsers Wissens, nicht erschienen, aber es sind einige noch unbekannte Stücke aus diesem Nachlasse bekannt geworden, von denen wir unsern Lesern hier einiges mittheilen wollen. Als eine seiner vorzüglichsten nachgelassenen Arbeiten betrachtet man die Epistel eines Kartheusers an ein Frauenzimmer, das einen Augenblick in seiner Zelle erschienen war. Der Gegenstand ist glücklich gewählt und von grosser Fruchtbarkeit, und Gresset hat allen Vortheil daraus gezogen, den er darbot. Die Darstellung der Empfindungen des Schreibenden ist voll Leben und Wahrheit:

Je me rapelle avec transport
Les lieux et l'instant où le sort
M'offrit cette nymphe chèrie,
Dont un regard porta la vie

Dans un coeur qu'habitait la mort.
Félicité trop peu durable!
Il passa ce songe enchanteur,
Et je n'apperçus le bonheur
Que pour être plus misérable.
La paix de ce morne séjour
Ne peut appaiser ma blessure:
Pour jamais je sens que l'amour
Habitera ma sépulture.
Envain tout offre dans ce lieu
De la mort l'affreuse livrée;
D'épines, de croix entourée
La mort n'écarte point ce Dieu;
Par lui mon antre funéraire
Brille des plus vives couleurs;
Et ses mains répandent des fleurs
Sur les cilices et la haire.

— — — —

Déjà le bruit lugubre et lent
De l'airain aux accens funèbres
Me dérobe à l'enchantement,
Et m'appelle dans les ténèbres;
Déjà dans un silence affreux,
Sous ce long cloître ténébreux
Que terminent des lampes sombres,
Je vois errer les pales ombres
Des solitaires de ces lieux.
À travers leur dehors sauvage
Ces lentes victimes du tems,
Ces fantômes, ces pénitens,
Dans un éternel esclavage
Me semblent libres et contens
Sous le poids des fers et de l'âge.

Con-

Contens! hélas! ils n'ont point vû!
O Dieux! si de mon immortelle
Un regard leur était connû,
Verraient-ils un bonheur loin d'elle?

— — — — — —

Mais vous, que nos déserts épais,
Nos tombeaux, notre nuit profonde
N'entourent point de leurs cyprès;
Vous, heureux habitans du monde,
Qui vivez, qui, voyez ses traits,
Pouvez-vous la quitter jamais?
Pour elle votre âme ravie
N'a-t-elle pas trop peu de tems
De tout l'espace de vos ans?
Je voudrais, de toute ma vie
Acheter un de vos instans.

— — — — —

Contraint de dévorer mes peines
Parmi le silence et l'effroi
De ces rétraites souterraines,
Toujours seul, toujours avec moi,
Exclus de l'asyle ordinaire
Que la nature ouvre au malheur,
Je suis privé, dans ma misère,
De pouvoir répandre mon coeur
Dans le coeur d'un ami sincère!
Il faut renfermer ma douleur.
Rien n'offre, en mon desert sauvage,
Ni soulagement, ni pitie;
Et, pour en achèver l'image,
On n'y connait point l'amitié.

In einem ganz verschiedenen Style ist folgende

Epistel geschrieben, in welcher der Dichter für einen Freund um die Anwartschaft auf eine Lieutenantsstelle bittet:

Une très-mince Lieutenance
D'un fort d'assez peu d'importance
Qui ne sera jamais bloqué,
Mais dont le grenadier qui veille à sa défense
Rendrait bon compte un jour, si, contre l'apparence,
Il pouvait se voir attaqué
Sur cette chétive éminence.
Ce n'est, pour le moment, qu'un titre sans séance,
Jusqu'à l'instant qu'il plaise au maitre souverain
De rappeller à lui l'âme du Châtelain
Dont nous briguons la survivance,
Mais comme ce vieux paladin,
Quoique goutteux octogénaire,
S'aime beaucoup dans ce bas hémisphère
Et n'aime jamais son prochain;
Que sait-on? hélas! ce vieux reître
Très-choyé, très-soigneux du reste de son être,
Éternel dans ses bastions,
Empaqueté, fourré, le nez sur le tisons,
Entre son major et son prêtre,
Ses histoires de garnisons
Et ses pipes et ses marrons,
Hélas! enterrera peut-être
Celui pour qui nous demandons.
Dieu lui fasse toute autre grace,
Si dans ce jour nous obtenons
Un coadjuteur à sa place!

Et quand il aura tout conté
Sur Hoehitet et sur Ramillies,
Comment on eût mieux fait, ce qu'on eût emporté
De gloire, d'immortalité,
Et de mouſtaches ennemies
S'il avait été consulté:
Quand il aura bien exalté
Les antiques chevaleries;
Des maréchaux deſunts dépeint les effigies,
La perruque, l'austérité;
Bien rabaché, bien regretté
Ses campagnes et ses orgies;
Des sièges où peut-être il n'a jamais été;
Des belles dont sans doute il n'a jamais tâté;
Enfin, quand le bon-homme aura bien répété
Ses ennuyeuſes litanies
Du tems paſſé, seul tems par lui toujours vanté;
Après qu'il aura joint à cette kyrielle
Ce que dans sa barraque il compte faire un jour;
Ses projets aſſez long pour la vie éternelle;
Les mémoires qu'il doit préſenter à la cour,
Et qu'à son ordinaire il aura dit sans ceſſe
Ma courtine, mon tourillon,
Mon pont-levis, ma fortereſſe,
Mon aumonier, ma garnison,
Le roi, mon maître, mon canon;
Tout cela dit et fait en deux ans qu'on lui laiſſe
Par bienséance ou par tendreſſe,
Dieu veuille rappeler dans l'éternel dortoir
Le peu d'esprit qu'il peut lui voir;
Et moitié marmottant sa courte pate-notre,
Moitié sur sa goutte jurant

Nous l'endormir chrétiennement,
Et le clorre hermétiquement
Pour son bonheur et pour le nôtre.
Si la rage du bruit et d'un frivole honneur,
Chimere des vivans! dans les demeures sombres
Tient aussi des vieux preux les sérieuses ombres,
Il peut être assuré que son cher successeur
Plus jaloux qu'un parent d'orner ses funérailles,
Lui fera dresser, de grand coeur,
Toute la pompe des batailles.
Que, pour mieux décorer son convoi, son tombeau,
On empruntera de la ville
Ce qui peut manquer au chateau;
Prêtres, soldats, poudre, bedeau
Et tout le funebre utensile;
Que, vers son dernier domicile,
Toutes les croix de Saint-Louis
Qui végètent dans le pays
L'accompagneront à la file;
Que tous les vieux fusils ce jour-là sortiront,
Et, s'ils le peuvent, tireront,
Pour annoncer au loin sa marche funéraire;
Que son large écusson, sa croix, sa cimeterre,
Le catafalque honoreront,
Et qu'enfin, au sein de la terre,
Ses reliques ne descendront
Qu'avec les honneurs de la guerre.

XIII.

XIII.

Französische Literatur.

Les Souvenirs, la Sépulture et la Mélancolie par G. le Gouvé, Associé à l'Institut national, seconde édition (die erste Ausgabe erkennt der Verfasser nicht an) Paris, Lemierre. L'an VI. 8vo. In dem ersten Gedichte dieser Sammlung Les Souvenirs ou les Avantages de la Mémoire wetteifert der Verfasser mit Roger, der den nämlichen Gegenstand in seinen Pleasures of Memory behandelt hat. Der Dichter erzählt die Freuden, welche das Gedächtniß in verschiedenen Verhältnissen und Altern verschafft. Das Gedächtniß verschönert alle Künste; ihm verdankt man die Geschichte:

Avant qu'on vit briller sa lumière féconde,
Les tems se succèdaient dans une nuit profonde;
Les peuples, tour à tour, par l'oubli dévorés,
Sur la terre passaient l'un de l'autre ignorés:
Les grands événemens n'avaient point d'interprètes;

Les débris étaient morts, et les tombes muettes;
L'histoire luit: soudains les temps ont reculé;
L'ombre a fui; les tombeaux, les débris ont parlé;
Les générations s'étendent et s'instruisent,
Et de l'esprit humain les travaux s'éternisent.
O charmes de l'étude! o sublimes récits!
Dans quels transports le sage, à son foyer assis,
Suit les nombreux combats et d'Athène et de Rome,
À travers deux mille ans applaudit au grand homme,
Consulte l'orateur et le guerrier fameux,
Partage les revers des peuples grands comme eux,
Voit l'empire Romain sous le fer des Vandales,
De ses vils empereurs expier les scandales,
Et bientôt déchiré par divers potentats,
Son cadavre fécond enfanter cent états;
Retrouve en d'autres lieux, sur la sanglante arène,
Marcius dans Condé, Scipion dans Turenne;
Et rempli des héros et des faits éclatans,
Ainsi que tous les lieux embrasse tous les tems.

Die Geschichte schreckt den Strafbaren; der Tadel und Abscheu der Nachwelt ist ihm furchtbarer, als alles was seine Zeitgenossen über ihn urtheilen:

Dans ces jours de forfaits où, creusant nos tombeaux,
Un vil tyran sur nous fit règner les bourreaux:
»L'impunité, disais-je, au meurtre envain l'excite;

»Il

„Il est du moins puni lorsqu'il songe à Tacite:
„Il pâlit effrayé de ce hardi pinceau
„Qui du crime à Neron sut imprimer le sceau,
„Et se voit comme lui. par de mâles peintures,
„Renaitre tout sanglant chez les races futures."

Nichts hat auf der andern Seite für den Tugendhaften einen so großen Reiz, als das Andenken der Nachwelt. Der Gedanke an dasselbe begeisterte die größten Männer und erhob sie über sich selbst:

L'espoir d'un souvenir conduit même aux vertus.
Cet illustre vieillard proscrit par Anitus,
Intrépide martyr de sa haute sagesse,
Eût-il dans les cachots bu la mort sans faiblesse,
S'il n'eût cru que le monde, honorant son tombeau,
D'un opprobre éternel flétrirait son bourreau?
Quand Brutus, s'immolant, sut dompter la nature,
Il se sentit d'avance dans sa grandeur future;
Et Barnevelt, frappé comme un vil criminel,
Voyait son échafaud se changer en autel.
Le grand homme a seul droit de briguer cet hommage
Qui dans tout l'avenir consacre son image;
Mais d'un tribut plus doux l'homme obscur est épris;
Il veut le souvenir de ceux qu'il a chéris.
Qui ne se dit, tout près de perdre la lumière:
„Ma fille de ses pleurs baignera ma poussière;
„Le long deuil d'une épouse attestera sa foi:
„Quelquefois mes amis s'entretiendront de moi:

„Je reste dans leurs coeurs, je vivrai dans leurs
larmes!“
Ce tableau de la mort addoucit les alarmes,
Et l'espoir des regrets, que tout mortel attend,
Est un dernier bonheur à son dernier instant.

Die unterhaltende Mannigfaltigkeit, die sich in diesem Gedichte findet, und zum Theil die Wirkung glücklicher Contraste ist, vermißt man in dem Gedichte Sur la mélancolie. Der Ton ist hier, wie es der Gegenstand selbst zum Theil mit sich brachte, einförmiger; aber der Styl ist eben so rein, und der poetische Ausdruck mit eben der Sorgfalt bearbeitet, als in dem vorigen. Hier ist eine Probe desselben. Der Dichter hat von den berühmten Städten gesprochen, welche die Zeit vernichtet hat:

Laissons ces vieux débris, sepulchres des cités,
Que sont-ils aux regards du rêveur solitaire,
Près de ce ténébreux et profond monastère,
Sépulchre des vivans, où, servant des autels,
Au sein d'un long trépas réspiraient les mortels?
La raison a parlé; tous ces réduits austères
Ont dépouillé leur deuil, leur chaîne, leurs mystères;
Mais quoique leurs parvis, leurs autels soient déserts,
Au coeur mélancolique ils restent toujours chers.
L'oeil avide récherche, en ces saints édifices,
Les cellules, témoins de tant de sacrifices;
Ces formidables mots, Néant, Éternité,

Dont

Dont s'obscurcit encor le mur épouvanté;
Les voûtes où, d'un dieu redoutant la sentence,
Le front pâle et courbé, priait la pénitence;
La fosse que, docile au plus cruel devoir,
Creusa l'infortuné qu'elle dut recevoir,
Et le nocturne airain dont les sons despotiques
Arrachaient de leurs lits ces pieux fanatiques,
Qui, dans l'ombre entonnant de lugubres concerts,
Perdaient seuls le repos que goûtait l'Univers.
L'amour donne surtout un charme à ces retraites;
L'amour gémit long-tems sous leurs ombres muettes:
De Rancé, de Comminge, ah! qui n'a plaint les feux!
Tous deux veufs d'une amante et toujours amoureux,
Embrassèrent en vain le froid du sanctuaire:
Ils brûlaient sur le marbre, ils brûlaient sous la haîre;
Leur flamme que le cloître et le jeûne irritait,
Jusqu'au pied des autels à Dieu les disputait;
Et leur voix trop souvent dans leur profâne ivresse,
Aux chants sacrés mêla le nom de leur maîtresse.
De l'amour, du devoir, o rigoureux combats!
La paix était près d'eux, ils ne la sentaient pas;
Mais de qui sait aimer leurs maux font les délices.
J'erre dans ces reduits qui virent leurs supplices;
Je demande à l'echo le bruit de leurs douleurs;
Je demande à l'autel la trace de leurs pleurs.
Mes pleurs mouillent le marbre où leurs larmes coulèrent,

Mon coeur soupire aux lieux où leurs coeurs soupirèrent;
Et je me peins, touchés de leurs revers fameux,
Les jours où je brûlais, où je souffrais comme eux.

Das letzte Stück dieser Sammlung la Sépulture ist mehr eine versifizirte Abhandlung als ein Gedicht. Der Verfasser hegte dabey die Absicht, die Gesetzgeber seines Vaterlandes auf den gänzlichen Mangel an Feyerlichkeit, ja auf die Unanständigkeit, mit welcher man die Beerdigung der Verstorbenen begehe, aufmerksam zu machen.

De l'Art poëtique: Epitre d'Horace aux Pisons, traduite par le citoyen *Le Febvre Laroche*; à Paris, chez Didot l'ainé. an VI. 55 und 115 S. 16mo. Der Verfasser dieser im Ganzen wohlgerathenen Uebersetzung bemüht sich in einem Discours préliminaire die Nothwendigkeit darzuthun, das, während der Revolution, gänzlich gesunkene Studium des Alterthums, um der Sitten und des Geschmacks willen, wieder zu beleben. Dieses ist aber freylich leichter gewünscht, als ausgeführt. Nachdem man muthwilliger Weise alle Anstalten vernichtet hat, in denen das Studium der alten klassischen Literatur getrieben wurde; nachdem bey weitem der größte Theil derer, welche klassische Kenntnisse besaßen, ermordet oder vertrieben worden ist; so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß man, auch bey dem besten Willen, das Uebel sobald wieder gut

gut machen und einen wahren Geschmack an dem Alterthum beleben könne. Der Verfasser hofft durch seine Arbeit etwas hierzu beyzutragen, so weit dieß nämlich durch Uebersetzungen erreicht werden kann. Er hat sich bemüht, die Kürze des Originals nachzuahmen, ohne der Klarheit des Ausdrucks Eintrag zu thun; die Uebersetzung ist indeß doch ein Viertheil länger als das Original. Er hat kein Bedenken getragen, Verse von Boileau, welche wörtlich aus der A. P. übersetzt sind, aufzunehmen. An mehr als einer Stelle mußte er mit diesem großen Versifikator wetteifern. Z. B. in der Geschichte der griechischen Tragödie. Hier sagt Boileau:

Thespis fut le prémier, qui, barbouillé de lie,
Promena par les bourgs cette heureuse folie,
Et d'acteurs mal ornés chargeant un tombereau,
Amusa les passans d'un spectacle nouveau.
Eschyle dans les choeurs jeta les personnages,
D'un masque plus honnête habilla les visages;
Sur les ais d'un théatre en public exhaussé,
Fit paraître l'acteur d'un brodequin chaussé.

Le Febvre-Laroche:

Dans la Grèce Thespis d'un spectacle ambulant
Amusa le prémier un peuple turbulent;
Fit jouer et chanter sur les places publiques
Par des acteurs grossiers ses poëmes tragiques.
Du cothurne bientôt le théatre embelli,
Sous Eschyle montra le langage ennobli.

Hier

Hier sind noch einige andere Stellen zur Probe. Horaz dringt V. 73 — 85. auf die Uebereinstimmung des Sylbenmaaßes mit dem Inhalte des Gedichtes:

Les chantres des héros apprirent dans Homère
À peindre les combats et les maux de la guerre:
La plainte s'exhala dans les vers inégaux;
Par eux l'amant sut plaire et vaincre ses rivaux:
On se dispute encor, quel aimable génie
Confia le prêmier ses feux à l'élégie.
Parmi ses jeux bruyans le théâtre adopta
L'ambe qu'en fureur Archiloque enfanta:
Ce vers, retentiſſant sur une ſcène active,
Frappe d'un son plus fort l'oreille inattentive;
Son rhythme plus rapide et plus libre en son cours,
Eſt propre au dialogue et preſſe le discours.
Les poëtes divins que Calliope inspire,
En vers harmonieux chantèrent sur la lyre
Les nobles actions des héros et des dieux,
Les lauriers moiſſonnés aux olympiques jeux,
L'amour et les soucis de l'ardente jeuneſſe,
Et les libres feſtins où brille l'allegreſſe.

Weiter hin gibt Horaz V. 136 — 144. die Regel, nicht in einem allzu hohen Tone anzufangen:

Déclamateur vulgaire, amoureux de grand mots,
Par ordres nous traçant tous les faits d'un héros,
N'allez pas nous crier en phrase trop pompeuse:
„Je chanterai Priam et la guerre fameuse."
Que produira l'auteur après tous ces grand cris?

La

La montagne en travail enfante une souris.
Que j'aime l'écrivain modeste en sa promesse,
Chantant: „Muse, peins-moi ce héros de la Gréce,
„Qui vainqueur des Troyens égaré sur les mers,
„Vit les cités, les moeurs de vingt peuples divers."

Unter dem Texte stehen einige kurze Erläuterungen; angehängt sind Réflexions sur les préceptes généraux de l'art poëtique, welche von reifen Nachdenken über die Kunst und ihre Geheimnisse zeugen; ferner Pensées sur l'Art poëtique, extraites des Manuscrits d'Helvétius und Conseils de Voltaire à Helvétius, sur la composition et sur le choix du sujet d'une épître morale.

Les Poésies de Thomas, de l'Académie française, nouvelle édition. Paris chez Desessarts. l'an VII. de la Rép. 108. S. 8. Diese Ausgabe enthält nur die schon bekannten und mehrmals gedruckten Gedichte des Verfassers, der auch als Dichter Achtung verdient. Es ist zu wünschen, daß man seine noch ungedruckten Poesien — unter denen sich ein Heldengedicht, Peter der Große, finden muß — so wie überhaupt seine nachgelaßnen Werke sammle.

Le Sultan indécis ou les deux Circassiennes, anecdote Turque; suivie de Contes en vers. Par le Citoyen Dusausoir; à Paris, chez la C. Vente et Chambon. L. V.

de la Rep. 131 S. 12. Eine Sammlung von dreyzehn poetischen Episteln, welche zwischen zwey Cirkassierinnen gewechselt werden, die in dem Serail des Sultans neben einander leben und sich Dinge schreiben, die sie einander mit weit größerer Sicherheit erzählen könnten, auch zum Theil gar nicht erzählen würden, weil sie beyden gleich gut bekannt sind, — füllt den größten Theil dieser poetischen Sammlung. Die Heldin der Geschichte, die träge genug durch diese Briefe fortschleicht, ist die Geliebte des Sultan, verschmäht seine Liebe, erhält zur Belohnung von ihm ihren Geliebten und geht, als dieser in einem Treffen bleibt, nach Frankreich, um dort die Wohlthaten der Freyheit zu genießen. Gleich in dem ersten Briefe schreibt die dreyzehnjährige Cirkassierin, begeistert durch die Segnungen der Revolution:

Vous ignorez nos maux, Françaises fortunées!
L'esclavage ne peut flètrir vos déstinées.
Sous l'egide des lois l'aimable Liberté
Vous offre les plaisirs de la Fraternité;
Libres dans vos choix vous êtes souveraines — —

und dann mit etwas weiter greifenden Lobsprüchen:

O France, trop heureuse, et libre pour jamais!
Vous sûtes des tyrans punir tous les forfaits;
Vos triomphantes mains enchainent la victoire;
L'univers étonné parle de votre gloire;
Sur votre sol fertil on voit la Liberté
Assurer sans retour votre félicite.
Au seul nom des Français tremble le despotisme;

La

La raison a brisé l'autel du Fanatisme;
Vous n'avez plus chez vous ces prêtres insolens
Que la crédulité sut rendre si puissant etc. etc. etc.

Wer fühlt nicht die Wahrheit, welche Tiraden der Art in dem Munde einer Odaliske haben, die, aus Cirkassien in den Harem des Sultans eingeschlossen, mit den neusten Weltbegebenheiten bekannt genug ist, um ihren Geist zu der Höhe revolutionärer Ideen empor zu heben! — Mit Erstaunen hört man dieselbe dem zärtlichen, liebe anbietenden Sultan antworten:

Sous le poids de ses fers, mon coeur en liberté,
Ne craint point les effets de ton autorité;
L'hommage d'un tyran me paraît méprisable,
Il laisse sur mon coeur un poids insupportable.
Il est pour les mortels une commune loi,
Celle de la nature, elle en impose au roi!
Un Roi! mais qu'est ce donc? Un être imaginaire,
Revêtu par l'orgueil d'un pouvoir arbitraire;
Son empire est fondé sur la crédulité,
Mais il s'anéantit devant la Liberté.

Der Styl in diesen Briefen ist mehr der Styl der Tragödie als der Epistel; ziemlich rhetorisch, und selten mit dem Feuer wahrer Empfindung durchwärmt. Folgende Stelle macht eine Ausnahme:

Quoi, m'écriai-je, Ali m'aimerait donc encore!
Oui, je n'en puis douter; il m'aime, je l'adore!
Quel trône à son amour pourrai-je préférer?
Oses-tu bien, Sultan, encor me désirer?

Ton

Ton esclave l'emporte, et l'amour le couronne;
Fais briller à mes yeux l'éclat qui t'environne;
Laisses tomber sur moi tes regards insultans,
Ces intérprètes vains de l'âme des tyrans:
Ali fait le seul bien d'une âme qui l'adore;
Je l'ai dit mille fois, je le répète encore;
Pour la tendre Resky faibles expressions! . .
Délices de l'amour! vives émotions,
Vous versez sur mon coeur cette volupté pure,
Qui de son doux attrait embellit la nature;
Mon amour est-il fait pour être comparé
Au feu qu'allume en nous un desir égaré?
C'est un sentiment vif qui pénètre mon âme
Des rayons bienfaisans d'une céleste flamme;
C'est un jour radieux dont l'éclat enchanteur
Répand sur tout mon être un charme séducteur.
Oui, j'idolâtre Ali! je puis l'aimer sans crime,
La raison applaudit au choix qu'a fait l'estime;
Mon Ali n'est point fait pour un feu passager!
Un coeur qu'il a soumis ne peut se partager;
Son regard amoureux sût animer mon être;
Il est donc un bonheur! — Il me l'a fait connaitre.

Die moralischen Erzählungen des Anhangs sind zum Theil Fabeln, zum Theil Allegorien, zum Theil eigentliche Erzählungen; auch sind einige Stücke mit untergelaufen, die nichts von allen dem sind. In einer, unserm Geßner dedicirten Geschichte, ist niaiserie und naiveté durch einen unglücklichen Misgriff verwechselt. Der Vortrag in den Fabeln ist zu weitschweifig, und der Inhalt zu einförmig.

XIV.

XIV.

Englische Literatur.

The Satires, Epistles and Art of Poetry of Horace, translated into English Verse. By William Boscawen, Esq. 1797. 8vo. 578 S. Der Verfasser, welcher die Oden des lateinischen Dichters mit ziemlichem Erfolge übersetzt hat, fühlte die großen Schwierigkeiten, welche sich einer Uebersetzung der Episteln und Satyren in den Weg stellen. Um die familiäre, scheinbar nachlässige Manier des lateinischen Originals besser nachzubilden, wählte er den achtsylbigen jambischen Vers, dessen sich schon andere Dichter bey ähnlichen Werken, Swift namentlich bey Nachahmungen des Horaz, bedient haben. It seems, sagt er S. XVII, peculiarly adapted to the conversation style which prevails in these satires, yet capable of that elevation to which particular passages aspire: nor is it more different in its nature and effect from the longer iambick, than the hexameters of Horace are from those of Virgile, or even

even of Juvenal. We have, indeed, no legitimate metre that answers to the latin hexameter, and may surely, therefore, in translating poems of that measure, be guided by convenience, where it does not wholly militate with established practice. Wir zweifeln, daß die Horazische Manier in diesem Sylbenmaaße vollkommen erhalten werden könne. Wenigstens müßten wir sehr irren, wenn man nicht, bey der treuen Darstellung des Sinnes, den Geist und die Grazie des Venusiners vermissen sollte. Folgende Stelle aus der sechsten Satyre des zweyten Buches, in welcher Horaz seine Verhältnisse zum Mäzenas schildert, mag zur Probe dienen:

Sev'n years, I think, are almost past,
And now the eighth approaches fast,
Since by Maecenas kind command
I've rank'd with his associate band;
For this sole purpose; that whene'er
He took a journey, or the air,
He'd place me in his coach, and chuse
His leisure moments to amuse
With words like these: „How goes the day?"
„Think you, Gallina could display
Such skill as Syrus?" — „Without care
How hurtful this keen morning air!"
Such talk, as all men without fear
Trust to the least retentive ear:
Since which each day, nay every hour,
I'm more expos'd to envy's power.

„Our

„Our friend was with him at the games!
I saw them (every tongue exclaims)
Sport in the field of Mars; — 'Tis done:
He's fortune's most distinguished son."
If from the Forum fame diffuse
Throughout the town some chilling news,
Who meets me then is sure to seize
And question me in terms like these:
„Good sir! I beg you to relate
(Since you must know who know the great)
What news from Dacia?" — „I know none."
„What, will your jesting ne'er have done?"
„May heav'n confound me, if I've heard
Of what you ask a single word!"
„Well then: will Caesar give his bands
Italian or Sicilian Lands?"
When I protest, I neither know
Nor ask, how all these matters go,
They stare and vow 'mongst all mankind
Mine is the deepest closest mind.
In wretchedness like this the day
With fruitless wishes wears away.
„Ah rural scenes!" (my heart repeats)
„When shall I view your blest retreats?
When, whilst with ancient books I please
My fancy, or recline at ease
In sweet oblivion lose the strife
And all the cares of anxious life?" etc.

Einen weit natürlichern und leichtern Fluß von Laune wird man in Dunkins Uebersetzung der nämlichen Stelle finden. Wir zweifeln nicht, daß Lesern, welche der englischen Sprache kundig genug

 sind,

sind, diese Vergleichung Vergnügen machen werde:

'Tis more than seven years complete,
It hardly wants a month of eight,
Since great Maecenas' favour grac'd me,
Since first among his friends he plac'd me,
Sometimes to carry in his chair,
A mile or two, to take the air,
And might intrust with idle chat,
Discoursing upon this or that,
As in a free familiar way,
„How, tell me, Horace, goes the day!
Think you, the Thracian can engage
The Syrian Hector on the stage?
This morning air is very bad
For folks who are but thinly clad." —
Our conversation chiefly dwells
On these and such like bagatelles,
As might the veriest pratler hear,
Or be repos'd in leaky ear.
Yet every day and every hour,
I'm more enslav'd to envy's power.
„Our son of fortune (with a pox)
Sat with Maecenas in the box,
Iust by the stage: you might remark,
They play'd together in the park."
Should any rumour without head
Or tail about the streets be spread,
Whoever meets me, gravely nods,
And says: „As you approach the Gods,
It is no mystery to you,
What do the Dacians mean to do?"

In-

Indeed, I know not — „How, you joke,
And love to sneer at simple folk!“
Then vengeance seize this head of mine,
If I have heard, or can divine —
„Yet, prithee, where ar Caesar's bands
Allotted their debenture lands?“
Although I swear, I know no more
Of that, than what they ask'd before,
They stand ama 'd, and think me grown
The closest mortal ever known.
Thus in this giddy, busy maze,
I loose the sun-shine of my days,
And oft, with fervent wish repeat —
„When shall I see my sweet retreat?
Oh, when with books of sages deep,
Sequester'd ease and gentle sleep,
In sweet oblivion, blissfull balm!
The busy cares of life becalm. etc.

Der Verfasser hat seiner Uebersetzung eine Abhandlung über den Ursprung und die Natur der römischen Satyre, die Schönheiten und Fehler der horazischen insbesondere, vorgesetzt. In der Vorrede zur Ars poetica bestreitet er die Meinung von Hurd, Wieland und Colman.

Oberon, a Poem from the German of Wieland. By William Sotheby. Esq. 1798. 2 Vol. 8vo. Diese poetische Uebersetzung eines Gedichtes, welches dem Genie und Geschmack der Deutschen so große Ehre bringt, ist mit Sorgfalt gearbeitet. Die Versification des

des Uebersetzers ist sanft und harmonisch; doch ist sein Ausdruck im Ganzen etwas zu weitschweifig und bisweilen schwach. Er folgt seinem Original Stanze für Stanze, doch so, daß er immer acht Zeilen in neun ausdehnt. — Der Tanz der Mönche und Nonnen im zweyten Buch wird hier so beschrieben:

A new adventure. — On that day befals
The yearly feast in honour of the name
Of holy Agatha, most gracious dame,
The guardian of these girl-confining walls:
And there, a gun-shut off, a convent stood
Of youths, St. Anthony's high-pamper'd brood.
That eve the cloyster-race their choirs had join'd,
And both a common pilgrimage design'd,
As nun and monks befits in neighbourhood.
Back they return'd, and near the cloyster moat
On as they wind, in order, pair by pair,
The rattling tempest thunders from the air;
Cross, standards, scapularies, wildly float,
Sport of the blasts; and thro' each folded veil
In torrents stream the rain and driving hail;
All ranks and orders in confusion lost,
Mingle in comic mood, diversily tost,
And scamper here and there as wind and rain assail.
There, tuck'd up to the knee, a dainty nun
Wades thro' the brown morass; a brother here
Slips

Slips as he speeds, and thrown, sans grace or fear,
Amid the sisters, that before him run,
Gripes, by her spindle shanks, some reverend dame.
Now, when the tempest lull'd, with languid frame,
Tir'd, out of breath, the mud-bespatter'd train
Sous'd head and foot, assemble once again,
And to the cloyster-court in crowds tumultous came.
Here, as the pant together, monks and nuns,
Pale thro' the convent gate that open stood,
'Mid the confusion of the cloyster brood
My Sherasmin with headlong fury runs:
That holy ground, like heav'n, he vainly deems,
And safe 'mid guardian saints himself esteems.
Soon Huon follows, and with courtly grace,
While he permission begs, and checks his pace,
Swifs, as a meteor darts, the dwarf amid them gleams.
At once the storm is fled, serenely mild
Heav'n smiles around, bright rays the sky adorn,
While beauteous as an angel newly born
Beams in the roseate day-spring, glow'd the child.
A lily stalk his graceful limbs sustain'd,

Round his smooth neck an ivory horn was
chain'd:
Yet lovely as he was, on all around
Strange horror stole, for stern the fairy frown'd,
And o'er each sadden'd charm a sullen anger
reign'd.

He to his rosy lip the horn applies,
And breathes enchanting tones of fairy sound;
At once old Sherasmin in giddy round
Reels without stop - away the spinner flies,
Seizes a hoary nun, without a tooth,
Who dies to dance, as if the blood of youth
Boil'd in her veins: the old man deftly springs,
Bounds like a buck, while every caper flings
Her veil and gown in air, that all laugh loud
forsooth.

Cloyster and convent burn with equal rage,
Nor hoary hairs, nor rank, the dance with-
stand:
Each sinner takes a sister by the hand,
And in the gay contention all engage.
Noot soon such ballets shall be seen again:
No rules or discipline the choir restrain;
No tipsy fawn so bounds in wanton dance;
Huon unmov'd beholds the reeling trance,
While laughter shakes his breast to see the
giddy train.

Die vortrefliche Scene zwischen Hüon und Almansoris im eilften Gesang hat der Uebersetzer so übertragen:

How

How does her rosy fingers subtle flight
In sweet confusion sweep each soul-felt string!
How as her arms, that wave in sportive swing,
Displace her floating robe, how steal on sight
Her beauties, seen thro' many an opening fold!
And from her panting breast, whose Hebe mold
Might madden wisdom, when internal fire
Glow'd in the song, how curb the mad desire
The goddess to adore, with ardor uncontroll'd.

Sweet was the melody, its language plain;
It spook the sufferings of a female slave,
Who long had brooded, silent as the grave,
O'er love, that rack'd her soul with ceaseless pain:
Th' all-powerful passion conquers fear and shame:
Her speaking blushes to the youth proclaim
Alike his triumph and her thrilling smart —
The lay was in her book, — 'twas in her heart!
Sings no one as she sung, who feels not equal flame.

Art's boastful pow'rs to conqu'ring nature yield:
Alone so lovely Venus' doves complain:
Her soul that breathes sensation on the strain,
Warm to his soul her kindling wish reveal'd.
Persuasive tones that clear and clearer spoke,
Sighs that enforc'd the sounds they sudden broke,

Cheeks deeper dy'd, the bosom's quickening
play,
Each heightening ach, the omnipotence betray
Of passions wild excess to thrilling frenzy woke.

At last, in warm o'erpow'ring feelings
tranc'd,
The unnotic'd lute falls silent from her hand:
But, at the instant that her arms expand,
Huon, whose eye with scornful virtue glanc'd,
Grasps with enthusiast haste the falling wire,
And thunders from the strings with prophet
fire:
The hero on its bold responsive tone
Dares faith and feeling for another own,
And vows that heaven and earth can wake no
new desire.

Stella; translated from the German of Goethe, Author of the Sorrows of Werther. 1798. 8vo.

Clavidgo, a Tragedy, in five Acts, translated from the German of Goethe. 1798. 8vo.

Die Uebersetzungen dieser beyden Trauerspiele sind wohl gerathen. Der Uebersetzer des ersten Stücks stand, wie aus einer Note am Ende erhellt, in der Meinung, daß der sonderbare Ausgang den Deutschen, die an die Ehen zur linken Hand gewöhnt wären, wahrscheinlich weniger auffallend sey, als andern Nationen. So urtheilt man aus der Ferne!

The

The Satires of Persius. Translated by Wn. Drummond. Esq. M. P. 1798. 8vo. Diese poetische Uebersetzung des dunkelsten unter allen lateinischen Dichtern ist fließend und gefällig. Der Verfasser drückt den Sinn des Originals mit Klarheit und Kraft aus; doch fehlt ihm die Lebhaftigkeit und Leichtigkeit, welche die Drydensche Uebersetzung dieses nämlichen Dichters auszeichnet.

Comus, a Mask, presented at Ludlow Castle 1634. before the Earl of Bridgewater, then President of Wales. By John Milton. With notes critical and explanatory by various Commentators, and with preliminary illustrations; to which is added a copy of the Mask from a MS. belonging to his Grace the Duke of Bridgewater. By Henry John Todd, M. A. Minor Canon of Canterbury. 1798. 8vo. 280 S. Der Herausgeber dieses schon von Warton bearbeiteten Gedichtes giebt in der Einleitung ausführliche Nachrichten von Ludlow-Castle, wo der Comus zuerst aufgeführt wurde, der Familie Bridgewater und den Personen, welche als Schauspieler in diesem Stücke auftraten. In Rücksicht auf die von Milton dabey benutzte Quelle tritt er der Meinung bey, daß es der Comus von Erycius Puteanus sey, welche auch Hole in seinen Remarks on the Arabian Night Entertainments durch Auszüge und Vergleichungen bekräftigt. Die Anmerkungen des Herausgebers bestehen größtentheils in

in Anführungen ähnlicher Stellen. Das auf dem Titel erwähnte Manuscript enthält den Comus wahrscheinlich in seiner ursprünglichen Gestalt, wie er zuerst 1634 aufgeführt worden ist. Die erste Ausgabe erschien 1637.

Illustrations of Sterne: with other Essays and Verses. By John Ferriar. 1798. 314 S. Die Erläuterungen sind eigentlich eine Sammlung von Stellen, welche Sterne in seinen humoristischen Werken benutzt, nachgeahmt und eingewebt hat. Der Verfasser wiederholt hier größtentheils das, was er schon früher, vorzüglich in den Transactions der Manchester-Societät, über diesen Gegenstand mit vieler Belesenheit beygebracht hat, setzt einiges hinzu und trägt alles in einer bessern und bequemern Methode vor. Es würde auch den entschiedendsten Freunden Sterne's schwer fallen, ihn, nach diesen Beweisen, von dem Vorwurfe zu reinigen, daß er sich die guten Gedanken anderer, mit etwas mehr Dreistigkeit zugeeignet habe, als sich mit einer vollkommenen Integrität vertragen möchte. Die ganze Untersuchung ist sehr unterhaltend. Der Anhang enthält meistentheils humoristische Aufsätze in Prose und Versen, welche ein mehr als gemeines Talent zeigen.

The Irish Boy; a Ballad. 1799. 4to. 16 S. Diese rührende Ballade enthält die Erzählung eines irländischen Knaben von den Scenen der Verwüstung und Grausamkeit, welche der

bürgerliche Krieg in diesem unglücklichen Lande veranlaßt hat. Der Verfasser hat dabey alles vermieden, was die eine oder die andere Parthey beleidigen, oder auf ihn selbst den kleinsten Verdacht der Partheylichkeit werfen könnte.

A Monody on the Death of Mr. John Palmer, the Comedian. To which is prefixed a Review of his Theatrical Powers, with Observations on the most eminent Performers on the London Stage: inscribed to Mrs. Siddons. By T. Harral. 1798. 20 S. 8. Der plötzliche, mit so manchen rührenden Nebenumständen verbundene Tod dieses Schauspielers, ist durch die öffentlichen Blätter hinlänglich bekannt geworden. Die übertriebenen Lobsprüche, die ihm hier einer seiner Freunde in höchst mittelmäßigen Versen ertheilt, werden zur Erhaltung seines Ruhmes schwerlich etwas beytragen.

Cambro-Britons, an Historical Play, in Three Acts. First performed at the Theatre-Royal Haymarket July 21. 1798. Written by James Boaden. Esqu. 1798. 8. Die Engländer lieben jetzt auf ihrem Theater Geistererscheinungen und alles was die Haare zu Berge steigen macht. Auch in diesem Schauspiel ist die vornehmste Maschine ein Geist, der aus dem Grabe herausgerufen wird, um die Aussöhnung zwischen zwey Brüdern zu bewirken. Der Verfasser hatte die Nebenabsicht, patriotischen Eifer gegen

gegen den mit einer Invasion drohenden Feind seines Vaterlandes zu erwecken.

Poetic Trifles. By Elizabeth Moody. 1798. 8vo. Die Verfasserin verdient eine vorzügliche Stelle unter Englands Dichterinnen. Ihre poetischen Arbeiten zeichnen sich durch lebhaften und natürlichen Witz, blühende Einbildungskraft und eine harmonische gefällige Sprache aus. Folgendes Gedicht macht eben sowohl dem Herzen als dem Talente seiner Verfasserin Ehre:

Thoughts on War and Peace.

Hard is the heart, that does not sigh for peace,
That views unmow'd infernal Discord rage!
That does not pray, the strife of arms may cease,
And vengeful powers their mutual wrath assuage.

If such there be »whose breasts the Furies steel"
To whom the selfish grief alone is known,
O let them turn to heaven! — and ask to feel
That generous sorrow, which is not their own!

Let them that virtuous charity implore,
Which no reserve whithholds from Misery's claim,
Which wafts Compassion's sigh from shore to shore,
And on Misfortune builds her choicest fame,

What

What streams of blood from war's dread conflicts flow;
What clime escapes their sanguinary stains!
Have they not dy'd the unsullied northern snow,
And soil'd the eternal green of Asia's plains?

Have they not drench'd the parching arid sands
Of Afric's drear uncultivated coast?
Have they not rush'd impetuous o'er the lands
Where whestern shores more fertile treasures boast?

But chief in Europe flow'd and ever flows,
The baneful current of war's crimson tide;
Where despots heedless of nation's woes,
Unsheath the sword to guard the regal pride.

Trophies of victory surround the throne;
Monarchs survey them with deluded eyes:
Lost in the pageant is the people's groan;
Humanity before ambition flies.

In vain for Europe heaven kind love displays,
Bids milder suns from milder skys descend;
In vain bids health await these temperate rays,
And beauty's colour with the treasure blend.

In vain bids art improve the docile mind,
And spread around the charms of polish'd life;
While barb'rous laws with civil arts combin'd,
Promote the science of inhuman strife.

Let

Let savage nature beasts ferocious sway!
Bear fight with Bear on Lithuania's strand!
Let Tigers on the Ganges seek for prey,
And herd together in a mord'rous band;

But man's kind heart abhors each savage rule,
By Nature's laws to tenderness inclin'd,
Train'd in Philanthropy's cementing school,
The chain of love in bondage holds mankind.

Imposing War in Honor's garb array'd,
With Glory's phantoms noble minds misleads;
Hence many a virtuous breast by these betray'd,
Exults in ſlaughter, and for ſlaughter pleads.

Yet let the victor give one pensive thought
Amid the clamour of the vulgar praise;
Let him reflect, how dearly fame is bought,
Nor triumph in the blood besprinkled bays.

From Nature's gentlest bosoms Fancy strays
O'er the wide havock of contending bands;
Her glowing pencil each sad scene pourtrays,
The murder'd legions and the pillag'd lands.

The widow's tears, the orphan's ruin'd state,
The lover's hopes and fears alternate tost,
The aged parent bow'd by sorrow's weight,
Courting the grave where sorrow will be lost.

Perchance two lovely youths from him were torn,
His age's solace and his bosom's pride;
Perchance in woeful concert daughters mourn,
The love-lorn virgin and the widow'd bride.

While

While Rapine's cruel unrelenting hand
Beggars the tenants of each little field;
Bids the poor cottager resign his land,
And his reap'd harvest to a stranger yield.

Bids hostile troops invade the cultur'd soil,
And desperate steeds o'erwhelm the bearded grain,
Rend'ring abortive agriculture's toil,
And vain the labours of the peasant train.

What numbers seek in these disast'rous times
The sad protection of an alien shore!
Lead discontented steps in foreign climes,
And sigh for regions they shall view no more.

From fond domestic care afar remov'd,
Corroding Care their absent state attends:
Some pictur'd fear pursues a best belov'd,
And memory trembles at the name of friends.

But cease, my Muse — this strain of sorrow cease!
Ah, bid thy lyre such mournful sounds forego!
Reverse thy theme to images of Peace,
And let her scenes contrast the scenes of woe.

With livelier colours see the prospect beam!
Discord relenting turns her darts aside,
Regenerate men in union's christian stream,
Fondly together thro' life's ocean glide.

Then vanish arts of war — no more shall man
For murder's purpose wake the ingenious mind;
No more fell instruments of death shall plan;
And turn inventive thought to harm mankind.

Then Commerce, source of industry and wealth,
Shall waft her treasures safely o'er the main;
Shall yield those treasures undebas'd by stealth,
And crown the fair pursuit of honest gain.

Joyful each vessel ſhall expand the sail,
Heedless of foes, if winds and waves subside;
No cannon blending with the tempest's gale,
Shall swell the fury of the foaming tide.

Then Agriculture smiling from the shore,
Shall raise her banners on each fruitful plain;
Her fertile valleys destin'd now no more
To feed the robber and entomb the slain.

Her sons now lab'rers of the peaceful field,
The fearful instruments of war resign;
More pleas'd the tools of husbandry to wield,
Than on their brows the sanguine wreath to twine.

Britain shall raise in new refulgent day,
And brighteſt rays in her horizon ſhine;
Morals reform'd shall rule with milder sway;
And Genius all her schools of art refine.

O Peace! celestial guest, from Heaven descend!
Shew to the world thy reconciling face;
Let every knee before thy altar bend,
And thou the universe at length embrace.

Heze-

Hezekiah, King of Judah; or, Invasion repulsed and Peace restored. A sacred Drama. 1798. 8vo. Schon der Titel dieses sehr mittelmäßigen Drama verräth, daß der Inhalt in Beziehung auf die Zeitumstände steht. Eine ähnliche Tendenz hat folgendes Trauerspiel eines auf der englischen Bühne geschätzten Dichters:

Arminius, a Tragedy. By Arthur Murphy, Esqu. 1798. 8vo. Sie ist voll von Stellen, welche die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung unter allen Umständen einschärfen, auch wenn der auswärtige Feind sein Unternehmen durch wohlthätige Absichten empfehlen sollte. Der Inhalt des Stücks ist folgender: Segestes, ein germanischer Heerführer in römischem Solde, wird von Inguiomer, einem deutschen Fürsten, in einer starken Festung belagert. Der römische General Cäcina eilt zum Entsatz herbey, während auf der andern Seite Arminius heranrückt, um das germanische Heer zu verstärken. Die Gemahlin des letztern, Velleda, ist in den Händen ihres Vaters Segestes. Flavius, Arminius Bruder, dient in dem Heere des Cäcina; dagegen folgt Segimund, der Sohn Segest's, den Fahnen des Arminius. Man sieht sogleich, wie sehr diese Anlage mit tragischem Unglück schwanger ist. Cäcina gelangt zuerst an Ort und Stelle, entsetzt die Stadt, und beschließt, die Velleda ihrem Gemahle zurückzuschicken. Arminius vereinigt sich im zweyten Akt mit dem unglücklichen Inguiomer; Velleda kehrt zu ihrem Gemahl

mahl zurück, und Flavius, der sie begleitet, wird mit Vorwürfen überhäuft. Im dritten Akte kömmt Segestes mit dem Auftrage, Frieden zu schließen, zum Arminius. Dieser schlägt das Anerbieten aus. Dieser ganze Akt besteht in Unterredungen und die Handlung steht stille. Im vierten Akte werden Anstalten zur Schlacht gemacht, und die Barden des Arminius singen:

Hark, warriors, hark! — That voice again!
A warning voice! heard you the sound?
To arms it cries, to arms, ye freeborn men;
To arms the woods,
To arms the floods,
To arms, to arms the echoing hills rebound.

The thunder rolls; the light'nings glare;
The gods are rushing to the plain;
Their chariots glitter in the air;
Death in his shroud
Rides in a cloud,
An liberty calls forth her martial train.

Ye warriors, seek th' embattled throng;
For freedom who his zeal displays,
His fame shall live — in sacred song;
And fameful rhyme,
To lateſt time
The Bards of Germany shall sound his praises.

In der Schlacht tödtet Segimund seinen Vater Segestes und entleibt sich selbst, nachdem er diese That bemerkt. Diese Scene gehört zu den vorzüglichsten des Stücks. Der fünfte Akt entspricht dem vor-

vorhergehenden nicht. Cäcina warnt den Arminius ohne Erfolg vor einem Anschlag gegen sein Leben; ein vergifteter Pfeil verwundet ihn und er stirbt in Velleda's Armen. Diese versucht es, sich zu entleiben; da man sie aber an ihre Schwangerschaft erinnert, steht sie von diesem Vorhaben ab. Das Stück schließt auf eine unbefriedigende Weise. Die Anlage läßt weit mehr erwarten, als der Verfasser geleistet hat. Ein großer Theil des tragischen Stoffes, der in ihr liegt, ist unbenutzt geblieben.

Malvern Hill. A Poem. By Joseph Cottle. 1798. 4to. Der kleinere Theil dieses Gedichtes besteht in Beschreibung, der größere ist dem Ausdrucke der Gesinnungen des Verfassers über mancherley Gegenstände des bürgerlichen Lebens und der Verfassung gewidmet. Eine gewisse Stimmung zur Bitterkeit scheint überall durch: der Dichter ist unzufrieden mit dem Zustande der Dinge in der Welt, weil er diesen als eine Quelle von vielfältigem physischen und moralischen Uebel betrachtet. Den Handel und die Städte, als den Sitz des Handels, greift er mit großer Lebhaftigkeit an:

Cities and towns, ye haunts of wretchedness!
Where Commerce with a grin of extacy
Sits counting o'er her votaries tears and sighs;
Urged by your splendid poisons, what a host
Of inexperienced sons have left their homes,
The cot's calm comforts, and the quiet shades,
To taste your bitter dregs, and be immured,

From morn's first dawn till evening far is spent,
In dust, and stench, and pestilence! remote
From friends, assail'd by vice in every shape
That chains to dust the soul, and doom'd at length
To linger out their blasted lives in scorn —
Their peace destroy'd — their innocence gone by.

Das Gedicht schließt mit folgenden Zeilen, welche ebenfalls die Stimmung des Dichters charakterisiren:

Farewell, delicious spot! I now must leave you;
Now must return to breathe pollution's air;
To mix with men, envelop'd in the cares
Of life; to be envelop'd too; to hear
Their converse low, how best to meet with wealth,
And to preserve that end of life till death.
It must be so, yet will I love to think
On you, dear Mount! and ponder on the joys
This morn bestow'd, and say, pressing my heart,
Than to review with memory's musing eye
Your lofty summit, mark it's subject vales,
Its many scatter'd spires, and hamlets small,
And hear the magic orisons of birds,
Breaking the silence with their melody;
Not sweeter to the nigthly traveller's ear
Sounds the soft lute, when wandering by the side

Of

Of some slow stream, when, not a whispering breeze
Awakes the grove, and not a murmur, rude,
Impedes the warbled notes — expiring slow;
Whilst the clear moon resplendent shines aloft,
And casts her pale beam o'er the sleeping tide.

Eine Beschreibung derselben, wegen ihrer Schönheiten so berühmten, Gegend, hat um die nämliche Zeit einen andern Dichter beschäftigt:

Malvern. A descriptive and historical Poem. By Luke Booker. LL. D. 1798. 4to. Der Verfasser spricht fast durchgängig mit begeisterter Liebe von seinem Gegenstande. Seine Beschreibungen sind oft glänzend und durch die Einmischung moralischer Ideen oft interessant; aber seine Sprache ist nicht frey von Affektation und seine Versifikation von Härten. Das Gedicht hat drey Gesänge. Der erste beschäftigt sich mit der Beschreibung von Malvern selbst und der nächstgelegenen Gegend und Landsitze. Der zweyte ist allein der Beschreibung von Worcester gewidmet. In dem dritten kehrt der Dichter nach Malvern zurück und beschreibt hauptsächlich die heilsamen Kräfte des dortigen Gesundbrunnens. Folgende Beschreibung aus dem ersten Buche gehört zu den vorzüglichen des Gedichts.

From scenery so luxuriant to depart
Loath is the Muse, tho' tempted now to plume
Her wing for range more ample. — Cambria's Heights,

Where the bright sun declines, burst on the view,
All forms assuming, bold, abrupt, grotesque
O'erlooking glens sequester'd, — vallies rich —
Meandring rivers, and the ocean wide —
Castles dismantled, with their mossy towers,
And abbeys, on whose ivy-vested walls
Sits Ruin sad-mocking the pride of Kings,
And warning of its end an heedless world.
O'er those lorn scenes where princes gaily stray'd —
Bloated, now crawls at eve the squalid toad.
Around those lengthening ailes, where choral sounds
Monastic rung, the screech owl's horrid cry
Doleful, as wailing ghosts, now nightly meets
The startled ear: while, round and round, the bat
Her solitary flight maintains — now seen,
Now lost in murky shades, where no pale ray
Shoots from the waning moon. — But Cambria's scenes,
With all their wild diversity, nor thine,
Exuberant Hereford! (whose favour'd plains
Boast their four harvests in the circling year *)
Must she rapt Muse allure. — One cursory glance
Around she casts, but stoops not yet her wing,
And on no distant mountain seeks repose.

Not

*) The Hay, the Corn, the Hop, and the Fruit Harvests: the latter for Cyder and Perry.

Nor Abberley's, nor Clee's, nor Wrekin's aught
Her flight impedes; nor Dudley's faintly seen,
With reverend Ruins crown'd, most ancient deem'd
Of mouldering castles in Britannia's isle;
Nor, Cawney, thine, near my lov'd home, but hence
Full many a league; nor Clent, tho' boasting trees
Planted by Lyttelton, the Great and Good etc.

The Nurse. A Poem. Translated from the Italian of Luigi Tansillo. By William Roscoe. 1798. 4to. Tansillo, ein Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, ist vorzüglich wegen seines, unter verschiedenen Titeln nachgedruckten Vendemmiatore, den die Kirche verdammte, und durch die Lagrime di San Pietro, durch das er die Vergebung der Kirche erlangte, bekannt. Aber das hier übersetzte Gedicht Balia, welches in Capitoli geschrieben ist, gehört zu seinen besten Arbeiten. Er hat darin die Absicht, die Mütter zu bewegen ihre Kinder selbst zu säugen, und gibt ihnen diätetische Vorschriften. Die Uebersetzung ist wohl gerathen. Folgende vier Stanzen machen den Anfang des Gedichts:

Donne ben nate, i cui bei colli preme
Quel santissimo giogo d'Imeneo,
Onde buon frutto spera ogni uman seme;

Se già mai voce io desiai d'Orfeo,
(Com' uom che in cor di fera pietà brami)
Mentre prigion di Donna Amor mi feo;

Oggi ben ch'io sia fuor di quei legami,
Più che mai desiarla mi bisogna:
Ch'esser, Donne, non può, ch'io pur non ami.

Amo, ma d'uno amor, che non agogna
Cosa di reo; ne m'arde di desio
Che porti pentimento, ne vergogna.

Accomplish'd Dames, whose soft consenting minds
The rosy chain of willing Hymen binds!
If e'en one prouder wish my bosom felt
By magic strains the listening soul to melt,
(Mov'd by such strains the woodlands Orpheus drew)
That wish inspires me whilst I sing to you.
— What tho' the pleasant bonds no more I prove,
I own your charms, nor e'er shall cease to love;
Not with such love as feeds a wanton flame,
Attended close by penitence and shame.

Der Schluß des Gedichts ist vortreflich und von dem Uebersetzer mit Feinheit zum Lobe einer Dame gewendet, die sich nicht schämte, ihren mütterlichen Pflichten Genüge zu leisten:

O happier times, to truth and virtue dear,
Roll swiftly on! O golden days appear!
Of noble birth, when every matron dame,
Shall the high meed of female merit claim;
Then loveliest, when her babe in native charms
Hangs

Hangs on her breast or dances in her arms;
Thus late with angel grace along the plain
Illustrious *Deron* led Britannia's train;
And whilst by frigid fashion unreprest,
She to chaste transports open'd all her breast,
Joy'd her lov'd babe its playful hands to twine
Round her fair neck, or midst her locks divine,
And from the fount with every grace imbued,
Drank heavenly nectar, not terrestrial food.

Joan of Arc, by Robert Southey. The Second Edition. 1798. II. Vol. 12. Dieses Gedicht, welches bey seiner ersten Erscheinung allzusehr die Spuren der Eilfertigkeit an sich trug, erscheint hier mit wesentlichen Verbesserungen. Das Wunderbare und Uebernatürliche, die seltsamen Visionen, welche überall eingewebt waren, sind fast durchgängig verbannt; die häufigen Personifikationen sind weggestrichen; die Sprache ist häufig verbessert.

Original Poems. By the Rev. Benjamin Johnson. 1798. 253 S. 8vo. Eine Sammlung von Gedichten allerley Art, Fabeln, Erzählungen, Lieder, Uebersetzungen und Nachahmungen. Die gute Laune des Verfassers unterhält, wenn es auch gleich seiner Poesie an Politur fehlt. Einige von diesen Gedichten sind im schottischen Dialekte geschrieben.

Fabulae Selectae. Gay's Fables translated into Latin, by Chr. Anstey Esq. 140 S. 8vo. Der Verfasser schrieb diese Fabeln zum

zum Gebrauche seiner Kinder. Er erzählt in der Vorrede, daß sie vor langer Zeit, ohne seinen Nahmen, aber durch viele Druckfehler entstellt, im Publikum erschienen wären; er habe sie also vor seinem Tode in einer verbesserten Gestalt herausgeben wollen. Die Uebersetzung ist, nach dem Vorgange des Avianus, in Distichis, einer Versart, die dieser Gattung nicht recht angemessen scheint. Der Styl des Verfassers ist leicht, fließend und korrekt.

A Series of Letters. By the Rev. William Tasker. A. B. Second Edition. 1798. 235 S. 12. Der größte Theil dieser Briefe beschäftigt sich mit der Untersuchung, ob Homer Anatomie verstand. Der Verfasser, ein Schüler von W. Hunter, las in dieser Rücksicht den ganzen Homer durch, und das Resultat seiner Untersuchungen war, daß dieser Dichter auch bey diesem Gegenstande mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit, als ein treuer Beobachter der menschlichen Natur zu Werke gegangen sey: daß er sich immer der eigentlichen Worte bediene; keine Wunde tödlich nenne, die es nicht ihrer Natur nach wirklich sey, und seinen sterbenden Helden nie eine Rede in den Mund lege, als wenn diese ihnen das Reden verstatte. Die Untersuchungen selbst werden hier vorgelegt. Zugleich handelt er auch einige verwandte Gegenstände ab, wie die Pest in dem Lager der Griechen; das Nepenthe Homers — welches der Verfasser für eine ägyptische Erfindung

und

und ein aus Opium gemischtes Getränke hält; über die Beschreibung der athenienfischen Pest beym Lukrez — die der Verfasser nicht für eine eigentliche Pest, sondern für eine mit Geschwüren verbundene Bräune hält — über verschiedene naturhistorische Gegenstände beym Virgil und Lukan. Die Ordnung, in welcher diese Materien abgehandelt werden, ist ganz willkührlich.

The Shade of Alexandre Pope on the Banks of the Thames. A satyrical Poem with Notes, occasioned chiefly, but not wholly, by the Residence of Henry Grattan, Ex-representative in Parliament for the City of Dublin, at Twickenham, in November, 1798. By the Author of the Pursuits of Literature. 1799. 86 S. 8vo. Dieses Gedicht, ein Produkt des Partheygeistes, empfiehlt sich durch nichts, als durch die loyalen Gesinnungen des Verfassers, denen aber zu viele Galle beygemischt ist, als daß sie eine andere als widrige Wirkung hervorbringen könnten.

Poems on various Subjects. By R. Anderson, of Carlisle. 1798. 227 S. 12. Der Verfasser gesteht, daß er keine gelehrte und sorgfältige Erziehung genossen habe und bittet um Nachsicht. Seine vermischten Gedichte erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit; doch zeigen seine Arbeiten einen richtigen Geschmack für die Wahrheit und Richtigkeit des Ausdrucks.

Ecloga

Ecloga ſacra Alexandri Pope; vulgo Messiah dicta, graece reddita. Accedit etiam graeca Inscriptio Sepulcralis ex celeberrima Elegia Thomae Gray. Curante Joanne Plumptre, A. M. Canonico Vigorniensi, 1796. 19 S. 4to. Um der Seltenheit willen ſetzen wir den Anfang des Gedichts in beyden Sprachen hieher:

'Αρχετε των Σολυμων, ἱεραι Κοραι, ἀρχετ' ἀοιδης·
'Εν θειοις μάλα θεσπεσιων χρεος ἐργμασιν ὑμνων.
'Αλσεα δη, κρηναι τε βρυωδεες, ἡδεα Πινδρου
Νυμφων τ' 'Αονιων φαντάσματα, νυν που ἐηδη
Γινεθ' ὁλως και ἀκαιρα. — Μελος μονον ὡδε μοι ἐμπνης,
'Ος πυρι Ησαια ὁσιης ποτ' ἐφηψαο γλωσσης.
'Ως αρ' ὁ Μαντις ἀειδε, τα τ' ἐσσομενα προδιδασκε·

Παρθενος ᾠ ἐνι γαστρι νέον συλληψεται ὑιον·
Τεξει παρθενος ὑιον· 'Απο πρεμνου ταχ' 'Ιεσσαι
'Οζος ἐων, θειης κορεσει τον 'Ολυμπον ὀδμωδης·
Πνευμα θεου δινευση ἐν εὐαγεεσσι πετηλοις,
Μυστις δ' οἱ ἐπι κρατι μενει καθυπερθε πελειας.
Οὐρανοι, ἐκ κολπων δροσερον χεεθ' ὑψοθι νεκταρ·
Καλη ἐν ἡσυχιη ἐπιβάλλετε θρεπτικον ὀμβρον
'Εν φυτῳ ἠγαθεῳ· το ῥ' ἠπιον οἰσει ἀθυμοις
Φαρμακον, ἀσθενεσιν τ' ἐρυμα προς πασαν ἀελλην,
Και παντων φυλακην ἀπο καυματος εὐσκιον ἀνδρων.

Ye Nymphs of Solyma! begin the song:
To heav'nly themes sublimer strains belong.
The moſſy fountains, and the sylvan shades,
The dreams of Pindus, and th' Aonian maids,
Delight no more. — O thou my voice inspire,
Who touch'd Iſaiah's hallowd lips with fire.

Rapt

Rapt into future times, the Bard begun:
A Virgin ſhall conceive, a Virgin bear a ſon!
From Jesses root behold a branch arise,
Whose sacred flow'r with fragrance fills the skies:
Th'aetherial Spirit o'er its leaves shall move,
And on its top descends the myſtic Dove.
Ye Heav'ns! from high the dewy nectar pour,
And in soft silence ſhed the kindly show'r!
The sick and weak the healing plant shall aid,
From storms a ſhelter, and from heat a ſhade.

Poems on various Subjects. By Eliza Daye. 1798. 258 S. 8vo. Dieſe Gedichte enthalten viele glückliche Stellen, in denen ſich wahrer poetiſcher Geiſt mit edeln, wohlwollenden und religiöſen Empfindungen vereinigt. Folgendes kurze Gedicht mag als Probe dienen.

On finding a ſtrayed Child.

A ſtem blown from its parent tree,
I planted in my humble bower;
Sure it may grow to ſhelter me,
From scorching sun and dripping shower.

Stay, Madelina, child of woe,
Thy little feet no more ſhall roam,
I said, and fast as tears could flow,
Mine fell, and pity took thee home.

The dewy ground was then thy bed,
Its canopy the arch of Heaven;
On a cold stone reclin'd thy head,
Thy mouldy ſcraps were hardly given.

III

Ill suited was they motley dreſs,
Refuse of infancy and age;
So sorted, as to ſhew distreſs,
Not screen thee from the tempeſt's rage.

But on thy face yet health could glow;
There unreflecting smiles were ſeen:
For transient joy to temper'd woe,
To chear thy little heart within.

By want torn from thy parent tree,
Here, hapleſs Madelina, come;
My little shall be ſhar'd with thee,
I'll be thy parent — here's thy home.

Critical, poetical and dramatic Works. By John Penn, Eſq. 1798. II Voll. 8. 1798. Der erſte Band enthält das Trauerspiel des Verfaſſers The Battle of Eddington, ein regelmäßiges Stück, welches bey ſeiner erſten Erſcheinung 1792 keinen Beyfall fand, und von dem der Verfaſſer hier gegen ſeine Kunſtrichter erweißt, daß es hätte gefallen ſollen; — eine Uebersetzung von Ranieri di Calsabigi Brief an den Grafen Alfieri über die Tragödie, mit erläuternden Anmerkungen des Uebers. in denen er ſeine eignen Grundſätze über dieſen Gegenſtand weiter ausführt. — Poetiſche Miſcellaneen von verſchiedenem Gehalte. — Der zweyte Theil enthält eine Nachahmung von Horazens Epiſteln an die Piſonen, in Beziehung auf die engliſche Poeſie; und Abkürzungen einiger ältern Trauerſpiele zur Erläuterung der dramatiſchen Grundſätze des Verf. Die zahlreichen Anmerkungen der Art of Poetry ſind vorzüglich ſchätzbar.

XV.

XV.

Geschichte eines merkwürdigen Buches.

Ein englischer Theolog, Herr Herbert Marsh, kam vor ohngefähr zehn Jahren nach Deutschland, um die Fortschritte unserer Theologen besonders in der Bibel-Auslegung kennen zu lernen. Er erlernte zu diesem Zweck die deutsche Sprache, ging dann wieder nach England, um zu Cambridge eine Uebersetzung von Michaelis Einleitung in das neue Testament drucken zu lassen, die er mit so treflichen eignen Bemerkungen begleitete, daß man selbst zu Göttingen sie für würdig erachtete, solche, unter den Augen des Verfassers, der indeß nach Leipzig zurückgekehrt war, wo er sich fortwährend auf die patristische Litteratur legte; (auch ein Werk in englischer Sprache darüber zu Leipzig drucken ließ) von Herrn Prof. Rosenmüller ins Deutsche übertragen zu lassen, und als Anhang zu dem berühmten Werke von Michaelis herauszugeben. Ein Zufall machte Herrn Marsh im vorigen Jahr auch zum deutschen Schriftsteller. Herr Oberconsistorialrath Böttiger in Weimar nämlich ersuchte

ihn um sein Urtheil über den Aufsatz: „Uebersicht der englischen Litteratur vom Jahr 1797," den er für die allgemeine Litteratur-Zeitung in Jena ausgearbeitet hatte, und den er ihm deshalb, bereits gedruckt, überschickte. Von den politischen Werken der Engländer von jenem Jahre hatte Herr Böttiger im Ton der Oppositionsblätter gesprochen, aus denen die Urtheile entlehnt waren: wollte Herr Marsh diese berichtigen, so mußte er die Frage von dem Ursprung des gegenwärtigen Kriegs zwischen England und Frankreich untersuchen. Eine solche Erörterung unter litterarische Notizen zu mischen, wäre unschicklich gewesen: er sandte daher seinem Freunde zwey Aufsätze, einen blos litterarischen, den andern politischen Inhalts. Herr C. Rath Böttiger ließ beyde abdrucken; jenen in der Litteratur-Zeitung (Jahrgang 1798 Nummer 46) diesen im teutschen Merkur (März-Heft 1798) und begleitete beyde mit großen Lobsprüchen. Ueber den letztern gerieth Herr von Archenholtz in aufwallenden Zorn; ob blos weil er seiner Meinung entgegen war, oder weil darin Herr Küttner als derjenige deutsche Schriftsteller genannt worden, der in der neuesten Zeit das Innere von England am besten gekannt und am richtigsten beurtheilt habe, weiß Herr von Archenholtz jetzt vielleicht selbst nicht bestimmt anzugeben. Eine zornige Aufwallung ist immer gemischter Natur und verleitet zur Uebereilung; denn welchen andern Namen sollte man dem Aufsatze geben, den er in seiner Minerva (April 1798) gegen

gen Herrn Mar h abdrucken ließ, und der blos Schimpfworte, statt Gründe, enthält? Sicher kannte Herr von Archenholtz seinen Gegner nicht, weder als Gelehrter, noch als Mensch; und sicher ist ihm seine Uebereilung nun selbst leid. Da jetzt in der Politik, wie ehemals in der Religion, die meisten Meinungen sich blos auf Autorität gründen; so stützte denn auch Herr von Archenholtz die seinige auf Erskine: wollte daher Herr Marsh dem Eindrucke wehren, den die doppelte Autorität von zwey so berühmten Namen, wie Archenholtz und Erskine, auf die zahlreichen Leser der Minerva zu einer Zeit machen mußten, wo der Strom der öffentlichen Meinung in Deutschland so stark gegen sein Vaterland lief, so mußte er Herrn Erskine bekämpfen. Er faßte daher den Entschluß, eine vollständige Geschichte der Politik Englands und Frankreichs von der Zeit der Conferenz zu Pillnitz bis zur Kriegserklärung gegen England auszuarbeiten, und dem Publicum alle Urkunden, welche in diesen wichtigen und entscheidenden Zeitraum einschlagen, und Beziehung auf die wechselseitigen Verhältnisse zwischen England und Frankreich haben, vorzulegen, um jedermann in Stand zu setzen, über die Streitfrage zwischen ihm und der Gegenparthey, ohne die Mühe des eignen Nachschlagens, entscheiden zu können. Dieses äußerst wichtige historische Werk ist nun im Verlage der Dykischen Buchhandlung zu Leipzig (39 Bogen stark, in gr. 8vo.) erschienen. Angehängt sind noch Bemerkungen über die Fortsetzung des Kriegs,

die eine actenmäßige Darstellung der Versuche enthalten, welche die englische Regierung im Jahr 1796 und 1797 machte, um den Frieden wieder herzustellen. Der eiserne Fleiß eines in das Studium der Patristik Eingeweihten gehörte fürwahr dazu, die voluminösen Bände des Moniteur auf eine solche Weise zu extrahiren, wie hier geschehen ist. Aber welche unerwarteten Aufschlüsse für die Zeitgeschichte haben wir dadurch erhalten! Muß man es daher nicht dem Herrn v. Archenholtz gewissermaßen Dank wissen, daß er durch seinen etwas soldatischen Widerspruch Herrn Marsh reizte, dieses Werk zu schreiben, das nur Er in Deutschland schreiben konnte? Denn welcher unserer Gelehrten hätte soviel Zeit auf diese mühsame Untersuchung wenden können, und wäre durch Vaterlandsliebe auf gleiche Weise dazu entflammt worden? Der ächt historische Geist, der Geist eines Robertson weht durchs ganze Werk; und der Umstand, daß ein Ausländer dieses classisch geschriebene Werk lieferte, macht es zur größten Seltenheit unserer Litteratur, die auf einen solchen Ausländer stolz ist und ihm das Indigenatrecht ertheilt: daher es auch in dieser Bibliothek einer Erwähnung verdiente.

XVI.

Ein historisches Kunstwerk anderer Art.

Ein Werk wie das vorher angezeigte würkt Ueberzeugung, ein Werk wie Mallet dü Pan's Geschichte der erzwungnen Schweizer-Revolution ist auf Erschütterung und Rührung angelegt. Jenes ist das Produkt des Verstandes für den Verstand, dieses ein Werk des Witzes und der Imagination fürs Herz; und hierin eben liegt der Unterschied zwischen der historischen Untersuchung und dem historischen Gemälde. Der Geschichtsforscher braucht nicht das ganze Detail des Stoffes schon zu kennen, in dem Augenblick, da er ihn zu bearbeiten unternimmt; es ist genug, wenn er das Allgemeine desselben, den Zweck seiner Arbeit im Kopfe hat; er unterrichtet sich noch selbst, indem er darauf ausgeht, die Lesewelt zu unterrichten: nicht so der historische Schilderer, dem alle Details seines Stoffes vorschweben müssen, bevor er die Feder ergreift, die, gleich dem Pinsel des Malers, seine Ideenbilder fixirt, und der seinen Geist während der Arbeit exaltirt um den Leser zu exaltiren. Hieraus ergiebt sich denn aber schon von selbst, daß ein historisches Gemälde nur höchstens die Treue eines

gemalten Bildnisses, nicht die der Abformung haben wird / daß es nur die Aussenseite, nur eine Ansicht, und dieß in einer künstlichen Beleuchtung, nicht das Inwendige, welches allein durch Zergliederung des Objektes in seine Bestandtheile erhalten wird, darstellt; so wie, daß dem Effekte zuweilen die strenge Wahrheit aufgeopfert seyn wird. Die Stellung der Thatsachen, nicht deren Ergründung, war die Absicht des Bildners; wie unrecht würde man also thun, wenn man ihn wie einen Chemiker, statt wie einen Künstler, beurtheilte! Daß Mallet du Pan ein treflicher historischer Maler, ein wahrer Zauberer in der historischen Farbengebung ist, hat er längst erprobt, und sein neuestes Werk über die Vernichtung des Schweizerbundes und der Schweizer Freyheit bewährt nicht nur seinen Ruhm, sondern erhöht ihn, und verschaft dem Bildner eine Stelle neben Tacitus, der gleichfalls nicht Geschichtsforscher, sondern Historienmaler war. Das Einzige, worin Mallet seinem großen römischen Vorbilde nachsteht, ist die Reinheit der Farben, die Richtigkeit der Metaphern, die bey ihm oft einem Sprudel, nicht einem stark fließenden Strome gleichen. Der Leipziger Uebersetzer hat, besonders in der ersten Hälfte, den Sprudel in einen Strom zu verwandeln versucht; ein Hamburger Uebersetzer hat Sprudel und Strom in einen mit Meergrün überzognen Teich umgeschaffen. Noch hat jener Uebersetzer der ersten Hälfte Anmerkungen beygefügt, welche der Entstehung mancher Urtheile des Verfassers, wie zum Beyspiel der Beschuldigung, die Götting-

englische Universität verbreite der monarchischen Verfassung nachtheilige Meinungen, nachspüren. Die zweyte Hälfte durfte, um den Effekt, den sie beabsichtigt, nicht zu stören, keine erläuternden Anmerkungen haben, und mußte mit der möglichsten Treue, wenn schon mit großer Gewandheit und Einsicht in die Geheimnisse des Styls übertragen werden. Was aber die leipziger Uebersetzung, nicht nur über die der Minerva (Dec. 1798 und Januar bis April 1799.) einverleibten, in der man das Original so wenig wiedererkennt, als ein Gemälde von Rembrandt in der Copie eines mit der Farbengebung Unbekannten, sondern auch über den zu Hamburg bey Fauche herausgekommenen Nachdruck des Originals erhebt, sind die neu hinzugekommenen Erläuterungen, welche zwey Drittheile des zweyten Bandes füllen. Der Hamburger Nachdruck des Originals nämlich begreift nur die drey ersten Hefte des Journal britannique, worin sich Mallet du Pan's essai historique sur la destruction de la ligue et de la liberté helvetiques befinden; in den folgenden hat er manche Nachträge, wie über Schauenburgs Einbruch in Unterwalden u. s. w. geliefert, die der Herausgeber der deutschen, zu Leipzig im Verlage der Dykischen Buchhandlung herausgekommenen Ausgabe, (2 Bände in kl. 8vo von 285 und 468 S.) ausgehoben und mit dem zusammen gestellt hat, was Dumouriez über den nämlichen Gegenstand in seiner neuen Ausgabe des Tableau speculatif de l'Europe sagt. Von einem Schwei-

zer Offizier erhielt er eine Schilderung des Schweizer Militärs, die in das kleinste Detail eindringt, und die Ursachen des schwachen Widerstandes gegen den Angriff der Franzosen entwickelt; ein Adjutant des ehemaligen Bernschen Generalstabes theilte ihm den Plan mit, den der Herr von Erlach zur Vertheidigung Berns entworfen hatte; und Frau von Berlepsch, die Gattin des durch seinen Streit mit der Hannöverischen Regierung bekannten Hofrichters von Berlepsch, die aber mit ihrem Gemahl nicht mehr zusammen lebt, noch einstimmig mit ihm denkt, und durch ein Bändchen zu Göttingen bey Dieterich vor mehrern Jahren herausgekommener Gedichte, noch mehr aber durch die vor zwey Jahren zu Zürich bey Orell und Fueßly herausgekommenen Sommerstunden, sich bereits einen ehrenvollen Platz auf dem deutschen Parnaß erworben hat, beschenkte ihn mit einem Briefe, der sieben gedruckte Bogen beträgt, worin sie einer Freundin die Ursachen angiebt, warum sie von der ersten Schweizer-Revolution, welche die Schweiz zu einem selbstständigen Staate umformte, mit Bewunderung, von der neuesten aber, welche die Schweiz zur Sklavin Frankreichs machte, mit Abscheu spricht. Dieß giebt ihr Veranlassung sich über Mallet du Pan's Werk zu erklären, und ihre während eines dreyjährigen Aufenthaltes in der Schweitz, kurz vor der französischen Ueberwältigung, angestellten Beobachtungen einzustreuen. Dieser ungemein interessante und gut geschriebene Brief wird auch einzeln verkauft: er ist ein schönes

Seiten-

Seitenstück zu Mallet's Gemälde; eben so weiblich zart, als dieses männlich kühn. Die beyden Aufsätze der Berner Offiziere passen weniger zu Mallet's Werke, da sie nicht in einer dichterisch-rhetorischen Schreibart, sondern im schlichten Styl von Soldaten abgefaßt sind; man muß sie daher blos als Beylagen, als einen Commentar betrachten, in dem die Ursachen einer Begebenheit angezeigt sind, die Mallet und Frau von Berlepsch schildern.

* * *

Für die Verfertiger von Büchercatalogen bemerken wir noch, daß Mallet nicht der Taufname, sondern der Familienname des Verfassers ist. Seine Mutter war eine geborne du Pan, und daher nannte man zu Genf seinen Vater Monsieur *Mallet-du-Pan*, wie man zu Leipzig Monsieur *Dufour-Pallard* sagt. Der Sohn behielt diese Benennung als Schrifsteller bey, um sich von den vielen Mallet's zu unterscheiden, die Bücher geschrieben haben, da es in Frankreich nicht gewöhnlich ist, die Taufnamen Schriften vorzusezzen, und man überhaupt lieber dem Familiennamen etwas beyfügt, als vorsetzt.

Anzeige der Verlagshandlung.

Von dem herrlichen Werke: Principes des moeurs chez toutes les nations, ou Catechisme universel, par *Saint-Lambert*, IV Vols. ist bey uns der erste Band einer deutschen Uebersetzung desselben, unter dem Titel:

Die Tugendkunst; oder Universal-Katechismus für alle Völker der Erde (Preiß 1 Thlr. 8 gr.)

erschienen. Er enthält, außer der Vorrede des Uebersetzers und einer Einleitung des Verfassers, die eine kritische Uebersicht der Moral-Principien der alten und neuen Philosophen liefert: 1) die analytische Beschreibung des Menschen, und insbesonders des Mannes; 2) die analytische Beschreibung des Weibes, letztere in Dialogen zwischen dem Philosophen Bernier und der berühmten Demoiselle de l'Enclos; 3) eine Anweisung zum Denken, oder Logik, in erzählender Form, Ponthiamas betitelt. Die Uebersetzung ist nach der einzig vom Verfasser anerkannten Ausgabe verfertigt, und wird auch die Analyse historique de la Société in sich begreifen, die von den Pentarchen zu Paris im vorigen Jahr unterdrückt ward, weil der Verfasser darin die englische Verfassung mit gerechter Waage wägt, die väterlich monarchische Regierung für die angemessenste für Frankreich hält, und den ehemaligen Zustand der Schweiz lobt.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Mythologische Ideen bey Gelegenheit der heiligen Heerden des Helios auf der Insel Thrinakia; von W. Süvern (Lehrern am köllnischen Gymnasium zu Berlin.) Seite 3

II. Lyttusa und Rhodogune; in der Abhandlung eines Ungenannten (Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, St. VI. S. 18 u. f.) von den im Kriege berühmt gewordentn Frauen. Vom Herrn Rath Lenz zu Gotha. 63

III. Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur, und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve. 2ter. Theil. 8vo. 69

IV. Derselben 3ter Theil, und Anzeige von des Verfassers Tode. 94

V. Vermischte Nachrichten.

Wien. Eine poetische Epistel an Gleim vom Herrn von Retzer. 129

Englische Literatur.

An Epistle to a Friend, with other Poems; by the Author of the Pleasures of Memory (*Rogers.*) 130

The

The Druriad; or Strictures on the principal Personers of Drurylane Theatre; a satirical - Poem, with Notes critical and explanatory. Seite 132
Hobby - Horses, a poetic Allegory, in five Parts; by *Jenkin - Jones.* 133
Poems by *J. Hacks.* 134
Naucratia; or Naval Dominion, a Poem by *Henry James Pye.* 136
Epistle from Lady *Grange* to *Edward D***; written during her confinement in the Island of St. Kilda. 139
Elegies and other small Poems, by *Matilde Betham.* 139
Poems by *William Cowper.* 142
The Influence of local Attachment with respect to Home, a Poem in seven Books; by *Polwhele.* (Neue vermehrte Ausgabe in zwey Bänden.) 142

Französische Literatur.

Satires d' *Young*, traduites de l'anglais par *T. B. Bertin.* 143
Almanach des Muses, pour l'an 1798. 143
Oeuvres de *Diderot*, publiées sur les manuscrits de l'auteur par *Jaques - André Naigeon.* 15 Bände. 147
Le Chansonnier des Graces. 154
L'Institution des Enfans, ou Conseils d'un père à son fils, imités des vers que *Maret* a écrits en latin par *N. François de Neufchateau.* 154
Le mariage des fleurs, en vers latin par *D. Delacroix*, avec la traduction française et des notes. 155
Oeuvres d' *Horace*, traduites en vers par *Pierre Daru.* 156

Eine

Eine französische Uebersetzung von Wielands Diogenes von Sinope. Seite 159
Poesies philosophiques et descriptives des auteurs qui se sont distingués dans le 18me Siècle. 3 Vols. 160
Oeuvres complettes de Mr. le Cardinal de *Bernis*. 2 Vols. 160
Etrennes aux jolies femmes de Paris; ou le Chansonnier du tems passé rajeuni, et mis à l'usage de jeunes gens du tems présent. 161
Voyages d' Antenor en Grèce et en Asie, avec des Notions sur l' Egypte; par *E. F. Lantier*. 3 Vols. 162
Essais en vers et en prose, par *Joseph Rouget de Lisle*. 167
Vie de *J. P. Florian* par *A. J. Rosny*. 168

Zweytes Stück.

VI. Ueber die Frage: Warum stehen die Deutschen, nach dem Geständniß ihrer besten Schriftsteller, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzosen und Engländer, zurück; und welches ist der besten deutschen Prosaisten charakteristisches Verdienst? Veranlaßt durch eine Preisfrage der deutschen Gesellschaft in Manheim. 179
VII. Des Publius Virgilius Maro zehn erlesene Idyllen, übersetzt und erklärt von Johann Heinrich Voß. 200
VIII. Griechische Vasengemälde, mit archäologischen und artistischen Erläuterungen der Originalkupfer herausgegeben von C. A. Böttiger. 222

IX. Die heiligen Gräber und die Gebete; nebst einem Anhange kleiner satyrischen Gedichte von Johann Daniel Falk. 249
X. Kunstnachrichten. Ueber einige Fresko-Gemälde, welche 1780 zu Rom gefunden worden und im Jahr 1796 in die Sammlung des Prälaten Casali gekommen sind. 259
XI. Biographische Nachrichten. Der Frau Pipelet Aufsatz über Sedaine's Leben im Auszuge. 270
Dominique Magnan, gest. 1796 zu Florenz. 284
XII. Fragmente aus einigen ungedruckten Gedichten von Gresset. 289

XIII. Französische Literatur.

Les Souvenirs, la Sépulture et la Mélancolie; par *G. le Gouvé*. 295
De l'Art poètique; épitre d'Horace aux Pisons, traduite par *Le Febvre Laroche*. 300
Les Poèsies de *Thomas*; nouvelle édition. 303
Le Sultan indécis, ou les deux Circassiennes, (dreyzehn poetische Episteln;) suivie de Contes en vers; par *Dufourier*. 303

XIV. Englische Literatur.

The Satires, Epistles and Art of Poetry of *Horace*, translated into english verse by *William Boscawen*. 307
Oberon, a Poem from the German of *Wieland*, by *William Sotheby*. 311
Uebersetzungen der beyden Trauerspiele von Göthe; Stella und Clavigo. 316
The satires of *Persius*; translated by *W. Drummond*. 317

Comus

Comus, a Mask by *John Milton*; with notes critical and explanatory by *Henry John Todd*. Seite 317
Illustrations of *Sterne*; with other Essays and Verses by *John Ferriar*. 318
The Irish Boy; a Ballad. 318
A Monody on the Death of Mr. *John Palmer*, the Comedian; by *T. Harral*. 319
Cambro-Britons, an historical Play, in 3 acts, by *James Boaden*. 319
Poetic Trifles; by *Elizabeth Moody*. 320
Hezekiah, King of Juda; a sacred Drama 326
Arminius, a Tragedy by *Arthur Murphy*. 326
Malvern Hill; a Poem by *Joseph Cottle*. 329
Malvern, a descriptive and historical Poem by *Luke Booker*. 331
The Nurse; a Poem, translated from the Italian of *Luigi Tansillo* by *William Roscoe*. 333
Joan of Arc, by *Robert Southey* 335
Original Poems by *Benjamin Johnson*. 335
Gay's Fables translated into Latin, by *Christ. Anstey*. 335
A Series of Letters, by *William Tasker*. 336
The Shade of *Alexandre Pope* on the Banks of the Thames; a satirical Poem with Notes etc. by the Autor of the Pursuits of Literature. 337
Poems on various Subjects by *Anderson*, of *Carlisle*. 337
Ecloga sacra *Alexandri Pope*; vulgo Messiah dicta, graece reddita. (Nebst Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof, gleichfalls in griechischer Sprache.) Curante *Joanne Plumptre*. 338
Poems on various Subjects by *Eliza Daye*. 339

Cri-

Critical, poetical and dramatic Works by *John* Penn. 2 Vols. Seite 340
XV. Geschichte eines merkwürdigen Buches; des englischen Philologen Herbert Marsh Uebersicht der Politik Englands und Frankreichs. 341
XVI. Ein historisches Kunstwerk anderer Art; Mallet du Pan's Geschichte der erzwungnen Schweizer-Revolution, begleitet von Bemerkungen der Frau von Berlepsch und einigen andern Aufsätzen. 345
Anzeige der Verlagshandlung von Saint-Lamberts Tugendkunst. 350

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX IIYN E

Digitized by Google